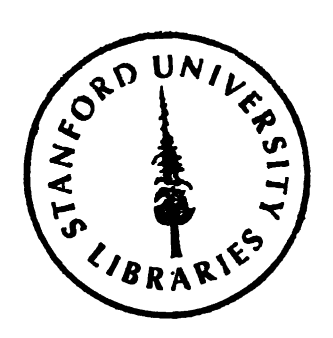
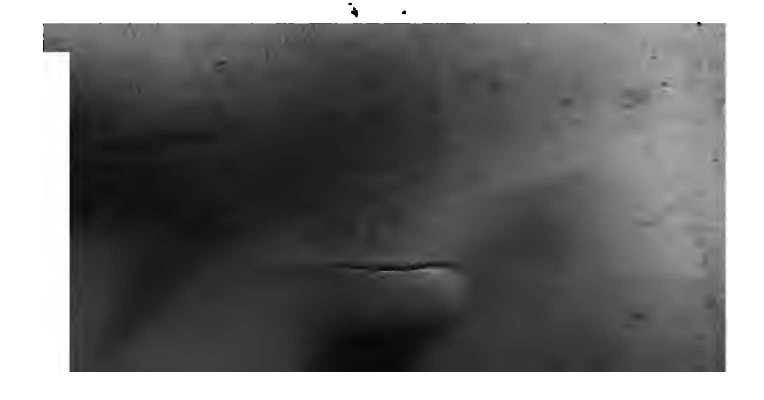



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Leben

August von Kotzebue's.



Leben

August von Kotzebue's.



Cramer, Friedrich Matthia Gottfried

Leben August von Kotzebue's.

Nach seinen Schriften

und

nach authentischen Mittheilungen dargestellt.

> Verlaß Dich nicht darauf, daß der Haufe groß ist, mit dem Du Uebel thust; sondern gedenke, daß Dir die Strafe nicht ferne ist. —
> Jesus Sirach. VII. 17, 18.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1820.

digen nur schläfrige Zuhörer und taube Ohren macht. Darum erwarte hier nicht dergleichen; auch nicht die Wiederholung dessen, was seit mehreren Monaten an hundert Orten über von Kotzebue gedruckt steht. Dennoch kann nur wenig Neues im Einzelnen verheißen werden: wenn gleich das Lebensgemälde, wie es dasteht, dadurch eine eigenthümliche Neuheit des Kolorits erhält, daß der Mann selbst immer redend eingeführt wird; weshalb die sämmtlichen Schriften K—s, (mit Ausnahme der dramatischen, von welchen er immer behauptete, daß er in ihnen nicht selbst spreche, sondern seine Theatercharaktere reden lasse,) fleißig benutzt sind, wie es Anlage und Plan mit sich brachten.

Vielleicht wird mancher Fehler zu berichtigen, manche Lücke zu ergänzen seyn. Beides soll dankbar erkannt werden, wenn nur nicht verkannt wird, daß für Jung und

Alt in diesem Buche viele wohl zu berücksichtigende, fleißig zu erwägende Fingerzeige, zu welchen K—s Leben, Wirken und Tod anmahnt, redlich gegeben sind. — Einige Punkte, als die angeschuldigte Autorschaft der Expektorationen, blieben absichtlich unberührt. Vor allem sind, nach Anleitung der auf den letzten Blättern namhaft gemachten Berichtigungen, in dieser Schrift manche Fehler zu verbessern, die wohl, nur der kleinern Hälfte nach, der Schuld der unleserlichen Handschrift beigemessen werden dürfen. Andere dort nicht angegebene, aber leicht zu errathene Fehler, z. B. etwannige Verwechselung des m und n, und kleine Versehen gegen die Interpunktion, mögen da, wo sie dem Auge des Korrektors entgangen sind, gefälligst berichtigt werden. —

Die eigentliche Würdigung der schriftstellerischen, besonders der dramatischen Arbeiten K—s, zu einer vollständigen Kritik

über ihn, lag nicht in dem Zwecke dieser Schrift. In den kritischen Blättern des In- und Auslandes sind dazu, seit dreißig Jahren, schätzbare Materialien niedergelegt, welche zu benutzen und zu sammeln, zunächst ist der Beruf der Akademien der Wissenschaften, deren Mitglied v. K. war, und in deren Mitte statutenmäßig sein Andenken mit Lobreden begangen werden muß.

Näher lag es, dir, geliebter Leser! hier den geschichtlichen Standpunkt zu bezeichnen, auf welchen das deutsche Vaterland seinen entarteten Zögling fallen und die traurigen Folgen jenes Todes sich verbreiten sah. Nicht etwannige Sorge vor dem weiten Banne der Vehmgerichte konnte den Verfasser bestimmen, das zu verschweigen, was eine Bekanntschaft mit der Geschichte so deutlich erkennen läßt, daß die Ereignisse der neuesten Tage und die nach den unwandelbaren Gesetzen der Weltordnung sich daran

knüpfenden Stürme der Zukunft, mit ihrer ganzen Katastrophe zu berechnen sind. — Wohl griff er muthig zur Feder, um die Züge des rasch fortschreitenden Trauerspiels der Schrift zu vertrauen; doch in der Bekümmerniß seines Herzens versagte, mit der hervorbrechenden Thräne, das Auge den Dienst; und als er hinaustrat, um, wie oft, aus dem Sternenlichte neue Lebenskraft zu trinken, da leuchteten ihm von den Bergeshöhen die Siegesfeuer der Völkerschlacht (— es war am 18ten October —) entgegen. Ehe noch die Siegesfreude, im Rückblick auf die glorreichen Tage der Vergangenheit, Raum gewann, legte ein kalter, giftiger Nebel sich um die Berggipfel, verdeckte mit ihnen den Himmel und die Gottessterne, und während die Irrenden mühsam ihr Obdach suchten, gedachte er der Worte Samuels, im neunzehnten Kapitel seines zweiten Geschichtsbuches: „Aus dem Siege des Tages ward ein Leid unter dem ganzen

Volke, — und es stahl sich weg an dem Tage, daß es nicht zur Stadt kam, wie sich ein Volk wegstiehlt, das zu Schanden geworden ist." — Mit diesem Gedanken schloß der Verfasser jammernd die Vorrede, noch ehe der 18te Oktober beendet war, im Jahre 1819. —

August von Kotzebue's Leben.

Erstes Buch.

Seine Jugend, bis zu seiner Abreise nach Rußland.



„Todten soll man nichts übles nachreden, ist ein Grundsatz, der seine Entstehung wahrlich nur dem Umstande verdankt, daß die Todten fein unter den Füßen liegen, und niemanden im Wege stehn. Wenn die Todten ihre tausendjährige Muße zum Bücherschreiben anwendeten, so würde man ihnen mehr Uebles nachreden, als irgend einem Lebendigen. So aber glaubt man gar nicht, welch' eine schöne Sache das Todtseyn für einen Schriftsteller ist. Die Blumen, die ihm auf dem Lebenspfade nur sparsam blühten, wachsen üppig auf seinem Grabe. Die letzte Schaufel Erde deckt seinen Buckel, wenn er einen hatte, und seine Fehler, wenn er welche hatte. Nach hundert Jahren schwört die Nach-

welt, er sey der geradegewachsenste Mann und tadelfreieste Schriftsteller gewesen." *) —

Ohne das Glück näher zu würdigen, welches hier den Entschlafenen beigemessen wird, sey es versucht, einen Theil des Fluches zu lösen, der, über die Nachwelt ausgesprochen, das heilige Gebieth historischer Wahrheit als eine Narrenbühne elender Lobpreisungen bezeichnet. Diesen Bann zu brechen, in Hinsicht der Lebensgeschichte eines Mannes, der auf seiner Pilgerbahn und durch die Art seines Todes vieles Aufsehn erregte, ist unbezweifelt der Augenblick der günstigste, wo die Zeugen seines Lebens noch nicht abgetreten, und die Zeugnisse selbst noch nicht verschollen sind.—

„Die schöne Sache des Todtseyns" kann dadurch nicht gefährdet werden; denn wenn, wie wir so zuversichtlich hoffen, den Dahingeschiedenen ein Rückblick auf das Erdenleben vergönnt ist, so bleibt doch wohl gewiß die Glückseligkeit des Jenseits, wie der wahre Werth des Dies-

*) Siehe: Fragmente über Recensenten-Unfug, von A. v. Kotzebue. Leipzig 1797. Seite 141 und 142. —

seits, ewig bedingt von der Gerechtigkeit und Wahrheit. —

Unter den Männern, welche Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar, aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, diese herrliche Frau, ihres besonderen Vertrauns würdigte, gehörte der Legationsrath Kotzebue. Sie rief ihn von Braunschweig nach Weimar, gebrauchte ihn als Kabinetssekretair in vielen wichtigen öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, und schätzte ihn als einen thätigen, einsichtsvollen, und treuen Diener eben so sehr, als er von seinen Mitbürgern geachtet wurde. Die Kotzebuesche Familie stand damals zu dem Braunschweigischen Fürstenhause in vielfachen Beziehungen. Ein älterer Bruder des Legationsrathes hatte unter dem heldenmüthigen Ferdinand, bei der alliirten Armee im siebenjährigen Kriege tapfer gefochten, sich bis zum Major hinaufgearbeitet, und durch eine Kanonenkugel einen Arm verloren. Er blieb in der nähern Umgebung seines Feldherrn, bis er zu

dessen Schwester, der Markgräfin von Baireuth, als Geschäftsträger ging, in welcher Stelle er den Ruhm eines braven, redlichen Mannes mit in die Gruft nahm. *) Eine Schwester dieser beiden Brüder war erste Kammerfrau der Herzogin Amalia, und ward von dieser, durch so seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens, unsterblichen Fürstin, mit wahrhaft schwesterlicher Zuneigung geliebt. —

Der Legationsrath Kotzebue starb schon 1763 und hinterließ eine noch lebende Witwe, geborne Krüger aus Braunschweig, und mehrere Kinder, von welchen, nach dem Tode des Sohnes, dessen Leben diese Blätter gewidmet sind, an der Seite der würdigen, achtzigjährigen Mutter gegenwärtig noch zwei zu Weimar leben, ein älterer Sohn, der früher Theologie studirte, aber einer sehr schwachen körperlichen und geistigen

*) Diesem Major Kotzebue hat der Neffe den dritten Theil der jüngsten Kinder seiner Laune gewidmet. Wodurch der Schriftsteller veranlaßt wurde, dem Namen des Oheims das Wörtlein von vorzusetzen, ist unbekannt.

Organisation halber, nie in Amtsverhältnisse trat; und eine Tochter, die verwitwet, mit dem Syndikus Gildemeister, erst zu Duisburg, dann zu Lübeck, verheirathet war. Zwischen diesen Geschwistern dem Alter nach mitten innestehend, war August Friedrich Ferdinand Kotzebue den dritten Mai 1761 zu Weimar geboren. — Er selbst schildert uns sein Knabenalter in einem „mein literarischer Lebenslauf" überschriebenen Aufsatze*), der an charakteristischer Eigenthümlichkeit gewinnt, wenn man ohne der Reihefolge der Jahre vorzugreifen, das einleitende Vorwort nicht übersieht und so erwägt: wie der Mann sich selbst in dem Verhältnisse zum Leben betrachtet. —

Er beginnt: „Ich habe als Schriftsteller Gutes und Böses erfahren, Beides in reichem Maaße. Ich bilde mir ein, es könne Jünglingen, welche diese schlüpfrige Bahn betreten wollen, zu großem Nutzen gereichen, wenn sie die Erfahrung

*) Siehe „die jüngsten Kinder meiner Laune, von A. von Kotzebue," fünftes Bändchen. 1796. Seite 123 ff.

eines Mannes lesen, der zwar nicht am Ziele steht — denn wie wenige erreichen es! — aber doch lange vor ihnen auslief; der sich in einen Kreis mit ihnen setzt und ohne Schminke erzählt, wo er strauchelte, wo er fiel; wo er beräuchert oder begeifert, geneckt oder getäuscht wurde; wo die Muse ihm winkte, oder wo er eine Bacchantin für eine Muse ansah."

„So sammelt euch um mich, ihr Unerfahrenen, die ihr die Spitzen eurer Stäbe nur erst in den Honig des Parnasses tauchtet, und meint, er müsse euch wohl bekommen, weil er süß ist; laßt euch nieder, und hört mir zu. Ihr seht, ich habe es mir bequem gemacht, meine Seele ist im Negligé, und meine Lippen sind geöffnet, eben so aufrichtig zu bekennen, wo die Eitelkeit mich zwickte, als wo das Gefühl für das Wahre und Schöne mich durchwärmte."

„Auch will ich mir diese Aufrichtigkeit gar nicht zum Verdienste anrechnen, denn es giebt Lagen des Lebens, in welchen es eben so leicht wird, Gutes zu thun, als seinen Ueberrock anzuziehen, und das sind gewöhnlich diejenigen, wo man den

ganzen Tag im Ueberrocke herumschlendern darf; wo man sich nur bückt, um eine Blume zu pflücken, und nie, um einen Handschuh aufzuheben, oder ein Namensfest zu verherrlichen; wo man mehr Freude über die ersten Maiknospen, oder den ersten Zahn des jüngsten Buben empfindet, als über die gnädigen Worte des Gönners: Sie speisen heute bei mir. Wenn man abgeschieden von der großen Welt in ländlicher Ruhe lebt, wenn Zufriedenheit und Genügsamkeit das Herz jeder Freude, und folglich jeder Tugend öffnen; wenn man nur von wenigen Lieben umgeben ist, die des Herzens nie unedle Regungen von den Verirrungen des Kopfes schon längst geschieden haben; o dann bekennt man gern jedes Unrecht, dessen man sich schuldig glaubt; man tritt mit Freudigkeit vor das Publikum, weil nur die Stimmen der gutmüthigen Beurtheiler in die Einsamkeit wiederhallen, die Stimmen derer, welche die Worte des Erzählers nicht verdrehen, nicht bespötteln, nicht hämisch deuteln." —

„Wohlan denn! ihr bösen Krittler! ihr Ehrabschneider von Profession! was kümmert euer

Bellen den frohen Mann in seiner Einsamkeit? hat er doch nur ein Weib und ein paar Freunde, die ihn kennen und lieben; drum bellt! ihr elenden Söldner! dieses Weib, diese Freunde werdet ihr ihm nicht vom Busen wegbellen."

„Wenn ich behaupten wollte, ich schriebe dieses Büchlein blos den Jünglingen zu Nutz und Frommen, so würde ich eben so unwahr reden, als ein Buchhändler, der seine Bücherpreise blos deswegen herabsetzt, um den Liebhabern der Wissenschaften den Ankauf zu erleichtern. Nicht doch, lieben Freunde! es sind Ladenhüter, die er gern los seyn möchte, und so lag auch diese Schrift schon seit fünf Jahren in meiner Seele, ich muß sie herausschaffen, um Platz zu bekommen. Mir selbst verspreche ich Genuß davon, unbekümmert um fremde, vielleicht verwöhnte Gaumen, denn ich habe überhaupt in meinem Leben nur ein Buch und eine Broschüre, andern Leuten zu gefallen, geschrieben *), und das wurden gerade meine

*) Die Broschüre, wie man weiterhin zu erfahren Gelegenheit findet, führt den Titel: „Bahrdt mit

schlechtesten Arbeiten. Alle meine Schauspiele hingegen, Alles, was etwa Rührendes oder Schönes aus meiner Feder floß, schrieb ich für mich, und die Stunde, in der ich es schrieb, lohnte mir köstlicher, als Publikum und Verleger."

„So soll denn auch jetzt meine Phantasie den ersten Schnee wegschmelzen, der heute vor meinem eigenen Fenster gefallen ist; was kümmern mich fremde Fenster? Nebenher soll es mich wohl herzlich freuen, wenn auch andere Leute in Winkeln der Erde, wo heute am dritten Oktober noch kein Schnee fällt, mein Büchlein gern lesen und nicht gewahr werden, daß es beim ersten Froste geschrieben worden; doch behüte mich der Him-

---

der eisernen Stirn;" das Buch ist das: „vom Adel." Das Titelkupfer des letztern ist merkwürdig: in den Lüften schwebt eine Jungfrau, in der Rechten einen, mit dem russischen Wappen verzierten Schild tragend; die Linke gehoben, um zahlreiche Blitze zu schleudern. Gegenüber eine mächtige Eiche, an deren Fuße unförmliche Knäblein beschäftigt sind, sie umzureißen. — Nun ist sehr zweifelhaft: ob die dreuenden Blitze der Eiche, oder den Knaben, oder beiden gelten sollen? —

mel vor der gefährlichen Jagd nach Beifall! — Diesem lieblichen Singvogel aufthun, wenn er an mein Fenster pickt, das will ich mit Freuden — und wer thäte es nicht gern! — aber in Schlingen mag ich ihn nicht fangen."

„Hervor, ihr Zauberbilder meiner frohen Jugend! die Erinnerung an euch ist kaum noch mit meinem Ich verwandt. Hervor! umgaukelt mich, ihr holden Schatten! — Guter Gott! laß aus dem Meere der Vergangenheit jene süßen Stunden noch einmal, wie ein dünner Nebel, vor meinen Blicken emporsteigen! — Da stehe ich und schaue den Strom hinab, immer weiter und weiter führt er meine Blumen, bis sie fern auf dem Rücken einer Welle noch einmal schimmern, ehe sie untertauchen und verschwinden."

„Hasche diesen letzten Schimmer! — Siehst du den Knaben, der mit starrem Auge an dem Munde seiner Mutter hängt, wenn sie an Winterabenden ihm und seiner Schwester ein gutes Buch vorliest? — Das warst du! — Siehst du ihn dort wieder, wie er den Stuhl zum Tische macht, und die Fußbank zum Stuhle? wie er

gierig an einem Romane schmaust, indessen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerstreut liegen? — Das warst du!" —

„Meine gute Mutter — Dank sey Gott! sie lebt noch! sie hört meinen Dank noch! — Meine gute Mutter entsagte, als eine noch sehr junge Witwe, manchem Reitze und manchem Genusse des Lebens, um sich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie besaß Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz duldender Mutterliebe; mit diesen Eigenschaften konnte sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen.

„Sie hat mir zwei oder drei Hofmeister gehalten, Kandidaten der heiligen Theologie, die, während sie mit Sehnsucht harrten, daß ein göttlicher Beruf ihnen eine kleine Heerde anvertraue, mich ihre Hirtenstäbe weidlich fühlen ließen, und keine Mühe sparten, ein Schaaf aus mir zu machen. Der eine war ein physiognomischer — der andere ein verliebter Theolog; der eine kritisirte meine Nase, der andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend

in ihrem Zimmer, eine Vorlesung von ihr, war mehr werth, als die ganze Plackerei mit Langens Colloquiis und Luthers großem und kleinem Katechismus. Jene ließen den Papagay schwatzen, sie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein. Ich zählte vielleicht kaum fünf oder sechs Jahre, als schon oft ein Buch mich von meinem Schaukelpferde lockte."

„Das Erste, dessen ich mich lebhaft entsinne, und dessen zahlreiche Bände ich, nach oben beschriebner Weise, auf eine Bank gekauert, gelesen und wiedergelesen habe, waren die damals beliebten Abendstunden, eine Sammlung kleiner Erzählungen aus verschiedenen Sprachen, auf deren Titelblatt ein schlafender Hund zu schauen ist, mit der Umschrift: non omnibus dormio. Ich weiß nicht, worauf der Schlummer dieses Hundes sich bezog, aber das weiß ich, daß ich noch jetzt an keinem schlafenden Hunde vorübergehe, ohne an die Abendstunden zu denken."

„Diejenige Erzählung in jener Sammlung, welche den ersten großen Eindruck auf mich mach-

te, mir die ersten Thränen der Rührung kostete, war die Geschichte von Romeo und Julia, aus welcher Weiße nachher den Stoff zu seinem Trauerspiele nahm. Sie erschütterte mich so tief, daß vielleicht damals schon der erste Grund zu meiner Vorliebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde. Das zweite, mich anziehende Buch war Dom Quixotte, der freilich lange nachher von Herrn Bertuch sehr viel besser übersetzt worden ist, mir aber nie wieder so viele Freude gemacht hat. Ein Kind bringt zu seiner Lektüre, wie zu seinen Spielen, mehr Empfänglichkeit, mehr Reizbarkeit mit; daher glaubt es in beiden den Zauber zu sehen, den, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur die Frischheit seiner Empfindungen ihnen leiht, so wie auch ein halbwelkes Blatt schön ist, wenn das Morgenroth darauf glüht." —

— „Empfange meinen Dank, ehrlicher Dom Quixotte! und theile ihn mit Sancho Pansa. Ihr seyd ein paar gute Gesellschafter, ich bin gern mit euch in den Wirthshäusern umhergezogen, bis Robinson Crusoe mir aufstieß, dieser Wun-

dermann, der mich, wie jeden Knaben, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich riß, den ich geiziger verwahrte, als mein bestes Spielzeug; mit dem ich oft auf den sogenannten rothen Gang, auf die Schwelle des Pferdestalles floh, um fern von der Trommel meiner Gespielen, ungestört mit ihm auf die Ziegenjagd zu gehn. Die Glocke zum Vesperbrod tönte, ich hörte sie nicht! Die Sonne ging unter, ich las mir in der Dämmerung die Augen trübe. O! wie sehnlich wünschte ich damals, daß mir doch einst das Glück beschieden seyn möchte, auf eine wüste Insel verschlagen zu werden! wie herrlich schmeckten mir im Geiste die Brodkuchen, die Robinson in der Erde buck (backte), und das Ziegenfleisch, das er in selbst verfertigten Töpfen kochte!" —

„Ich fing an, Jagd auf alle die abentheuerlichen Robinsons zu machen, welche die Nachahmungssucht in meinem lieben Vaterlande hervorbrachte; aber wo war einer, der dem Original an Kraft, Natur und Interesse gleich kam? — Die Insel Felsenburg galt freilich viel bei mir; die Erscheinung des Geistes, der sich in

Gestalt einer Wolke über das Wasser wälzt, erregte in mir einen angenehmen Schauder: auch Robert Pierrot erzwang sich meinen Beifall, besonders da, wo aus der Höhle mit Todtenköpfen kanonirt wird; aber es war doch alles nichts gegen den ehrlichen Robinson Crusoe, den ich bewunderte, und seinen Freitag, den ich herzlich lieb hatte, und der mir durch sein Entzücken, beim Wiederfinden seines gebundenen Vaters, süße Thränen entlockte."

„Insel, und besonders wüste Insel, war damals ein Zauberwort für mich, an welches sich eine Reihe lieblicher Bilder knüpfte. Ich dachte zuweilen: warum lerne ich decliniren, und conjugiren, und exponiren? Wäre es nicht besser, ich lernte ein halbes Dutzend Handwerke, damit ich mir künftig einmal zu helfen wüßte? denn wenn der Himmel mir meinen brennendsten Wunsch gewährt, so wirft er mich in einem lecken Schiffe einst auf eine Klippe, und läßt mir nichts als ein Wrack, um mir aus den Trümmern eine Hütte zu bauen. — Wer hätte geglaubt, daß ich nach Verlauf eines Vierteljah-

hunderts diesen Wunsch eben so brennend erneuern würde! Ich bin mit einem liebenden Herzen zur Geselligkeit geboren, und folglich ist es mir Bedürfniß, die Einsamkeit zu suchen; denn ich will lieber fern von bösen Menschen leben und sie vergessen, als sie täglich sehn und hassen." —

Wenn im Verfolg dieser Mittheilungen der Leser zu dem Zeitpunkte kommt, in welchem Kotzebue über seine Jugend und über sich so redete, wird es sich von selbst ergeben, welche bösen Menschen er hier im Sinne hatte. — Er fährt fort:

„Wenn die Perleninsel und die Insel Felsenburg, die schwimmende und die fliegende Insel meine Phantasie zu überspannen drohten, so wußte meine Mutter, in den Abendvorlesungen, meinem weichen Gehirn mildere Eindrücke zu geben. Den Aesop las ich gern; mit Gellerts Fabeln und Liedern wurde ich bald befreundet; viele derselben wußte ich auswendig. Haller und Bodmer waren mir zu hoch; aber Gleim, Uz und Hagedorn gefielen mir, denn ich verstand sie. Sehr früh

fing ich an, diesen Sängern nachzuzwitschern. Ich erinnere mich noch ganz gut meines ersten poetischen Versuchs. Ich mochte vielleicht kaum sechs Jahre alt seyn; das schließe ich daraus, weil ich mein Manuscript hinter dem Spiegel, neben der Ruthe verwahrte. Es sollte ein ländliches Gemälde werden, wozu ich die Bilder aus allen mir bekannten Dichtern zusammengestohlen hatte. Folgende zwei Zeilen kamen darin vor:

Es singet die steigende Lerche,
Es hüpfen die Schäfchen am Berge" — —

„Sie gefielen mir außerordentlich, weil sie so lustig dahin hüpften. Ich wußte nicht, daß es Daktylen waren, und zwar die einzigen im ganzen Gedichte. Mehrere Tage lang zerbrach ich mir den Kopf, um die folgenden Zeilen eben so artig mittanzen zu lassen, aber vergebens! Alle die übrigen waren und blieben schwerfällige Spondäen und ich begriff gar nicht, wie es zuging, daß man die Verse könne nach Gefallen zu Fuße gehn und galloppiren lassen."

„Bald nachher wagte ich auch meinen ersten

dramatischen Versuch. Die Fabel vom Milchmädchen und den beiden Jägern war mir, ich weiß nicht wo, in die Hände gefallen; die beliebte kleine Oper existirte noch nicht, oder war wenigstens mir unbekannt. Ich machte ein Lustspiel, welches gerade eine Octavseite lang war. Freilich fühlte ich nicht, daß es weit länger seyn müsse, um einem Lustspiele ähnlich zu sehn; aber verlohnte mich die Kunst, den Faden fein lang zu spinnen?"

„Indessen hatte die Dichtkunst auch bei mir ihre gewöhnlichen Wirkungen geäußert, das heißt, sie hatte mein kleines Herz für die Liebe empfänglich gemacht. Ich hing mit ganzer Seele an ein junges, liebenswürdiges, aber völlig erwachsenes Mädchen, welches nachher meine Tante wurde. Am 3ten Mai 1768, also an meinem siebenten Geburtstage, schrieb ich in ein Zeichenbuch, auf die leere Rückseite einer Zeichnung, einen enthusiastischen Liebesbrief, welcher nicht übel in der asiatischen Banise figurirt haben würde. Ich machte ihr darin zärtliche Vorwürfe, (denn sie war so blind, den Oheim dem Neffen vorzuziehn,) und

hat sie zuletzt um die einzige Gunst, „„ihre kleine weiße Hand noch einmal zu küssen."" —

Wie unverkennbar auch das Wohlgefallen seyn mag, mit welchem H. v. K. diesen Zug seiner Kindheit erzählt, so braucht man doch kein mürrisch-strafender Sittenrichter zu seyn, um mit dem Gefühle der tiefsten Wehmuth hier auf den siebenjährigen Knaben zu blicken, der offenbar schon dem Heiligthume der kindlichen Unbefangenheit entrissen und der Herrschaft des Gefühls eines reiferen Alters hingegeben erscheint. Dieses über ihn verhängte Mißgeschick blieb selbst dem Manne nur insofern unvergeßlich, als theils im Verfolg desselben seiner Eitelkeit gefröhnt, theils seine Eigenliebe bei dieser frühen Liebschaft verletzt wurde. —

„Meine Mutter wurde diesen Brief gewahr, sie fand, daß die Ausdrücke und Wendungen desselben die gewöhnlichen Fähigkeiten meines Alters übertrafen; sie ergötzte sich daran, und konnte der kleinen mütterlichen Eitelkeit nicht widerstehen, bei Besuchen in unserm Hause, das Zeichenbuch hervorzuholen, und den Brief in

meiner Gegenwart den Gästen vorzulesen, die denn natürlich immer herzlich darüber lachten. Ich spielte dabei eine höchst verlegene Rolle, und es ist die erste tief marternde Empfindung meiner Seele, deren ich mich zu erinnern weiß. Sie ließ einen bleibenden Eindruck bei mir zurück; je öfter die Vorlesungen wiederholt wurden, je höher stieg meine Erbitterung. Ich weinte im Holzstalle heiße Thränen der Schaam und des gekränkten Ehrgeizes, nahm endlich das verhaßte Zeichenbuch aus dem kleinen grünen Eckschranke, in welchem es verwahrt wurde, und warf es ins Feuer. Seit jener Begebenheit verlor ich in Herzensangelegenheiten das Vertraun zu meiner Mutter auf lange Zeit, und Aeltern und Erzieher mögen aus diesem Beispiele lernen, wie vorsichtig sie mit zarten Kindern bei solchen Gelegenheiten (?) umgehen müssen, und wie gefährlich jede öffentliche Beschämung ist, wäre sie auch nur im Scherze geschehn."

„Die Liebe, und der Hang zur Religionsschwärmerei, sind, wie man weiß, sehr nahe mit einander verwandt. Auch dieser ergriff mich einst in

meinen Kinderjahren; ich war über alle Maaßen fromm, und wäre ich so fortgefahren, so müßte meine Mutter schon längst die Freude erlebt haben, welche einst der Mutter des heiligen Borromäus zu Theile wurde. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so ging ich auch schon, um ganz ungestört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernte, sondern aus der Tiefe des Herzens hervorgepreßte, und mit Thränen gesalbte Stoßseufzer. Ich weiß noch, welche Mühe ich mir gab, Variationen in meinen frommen Seufzern anzubringen, damit Gott nicht glauben möchte, ich wolle ihm alle Tage das nämliche auftischen. Aus dieser Ursache waren mir auch Benjamin Schmolkens Morgen- und Abendandachten trotz ihrer leichten Versification sehr zuwider. Ich mußte sie oft in dem Zimmer meiner Mutter vorlesen, und dachte immer dabei: Gebete aus einem gedruckten Buche könnten Gott nicht wohlgefällig seyn, weil er doch schon alles wüßte,

was darin steht. Mit geistlichem Stolze sah ich zurück auf meine Betstunden, in welchen Gott, nach meiner Meinung, immer etwas Neues erfuhr." —

„Soll ich sagen, was diesen Hang zur Frömmigkeit in mir erstickte? — man wird es wohl schwerlich errathen: das Kirchengehn. An jedem Sonntage, Vormittag und Nachmittag, trieben die Hofmeister in Weimar ihre Zöglinge vor sich her in die Kirche. Dort durften wir nicht plaudern, nicht die Köpfe hin- und herdrehen, nicht mit den gemalten Engeln am Platfond liebäugeln, sondern mußten fein stillsitzen, emsig zuhören, und wenigstens die Positionen und die Eintheilung einer schaalen Predigt aufschreiben, oder im Kopfe behalten. Im Winter geschah das Aufschreiben mit verkrümmten Fingern, und im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne so lieblich durch die Kirchenfenster schimmerten, sehnten wir uns hinaus ins Freie."

„In der Schloßkirche zu Weimar habe ich viele und große Langeweile erlitten. Ich fiel endlich auf ein Mittel, mir diese Trübsal etwas zu er-

leichtern; sobald ich nämlich von der Predigt dasjenige weggeschnappt hatte, was ich wieder erzählen mußte, so setzte ich mich in einen Winkel, nahm das Weimarische Gesangbuch, und las die Geschichte der Belagerung Jerusalems, welche in einem Anhange erzählt wurde, und meiner Einbildungskraft reiche Nahrung gab. Das Geschrei des Wahnsinnigen, der auf den Mauern Jerusalems: Wehe! Wehe! ruft, schallte jeden Sonntag in meine Ohren, und da keine andere Lesebibliothek in der Kirche befindlich war, so las ich die Geschichte so oft, bis ich sie fast auswendig konnte." —

„Meine exemplarische Frömmigkeit war nicht allein verschwunden, sondern ich fing sogar an ein Zweifler zu werden; denn ich mochte etwa neun bis zehn Jahre alt seyn, als mein kindlicher Verstand an dem Begriffe von der Allmacht Gottes scheiterte. Ich fragte nämlich einst meinen Hofmeister: ob Gott auch einen andern Gott hervorbringen könne, der größer und mächtiger sey, als er selbst? und als mir diese Frage verneint wurde, zog ich daraus den Schluß: Gott

sey nicht allmächtig. Das schien mir so klar, daß ich nicht begreifen konnte, warum die Menschen nicht früher auf diese einleuchtende Wahrheit gefallen? und mir nebenher nicht wenig auf meinen Scharfsinn zu gute that. Mehrere Wochen hindurch nährte ich dieß stolze Gefühl meiner sich entwickelnden Seelenkräfte, versuchte auch wohl einige Mal, aber vergebens, unter meinen Gespielen Proselyten zu machen. Der Eine lachte mich aus, der Andere hörte gar nicht darauf. Ich wurde es bald müde, mein nagelneues System zu predigen; die Lampe verlosch allmählich, da sie von der Eitelkeit keine Nahrung empfing, und es blieb mir nichts übrig, als der angenehme Eindruck des Bewußtseyns meines ersten Selbstdenkens."

„Damals starb in Weimar ein blühendes Mädchen von funfzehn bis sechszehn Jahren an den Pocken. Sie war die einzige Tochter trostloser Aeltern, und ganz im Stillen, denn sie wußte selbst nichts davon, die Geliebte eines Knaben, der zum Jünglinge heranreifte. Er war mehrere

Jahre älter als ich, aber da wir in einem Hause wohnten, und ich seinen verliebten Entzückungen ein gefälliges Ohr lieh, so gab er sich, trotz der Verschiedenheit unsers Alters, viel mit mir ab. Ich begleitete ihn zuweilen des Abends bis unter die Fenster seiner kranken Geliebten, wo wir oft stundenlang uns ganz geduldig beschneien und beregnen ließen, ob wir gleich nichts, als undeutliche Schatten wahrnehmen konnten, über welche wir uns dann unsere Vermuthungen mittheilten. Einmal — es ist mir noch, wie heute — sahen wir ziemlich deutlich den Schatten einer Person, die einen Löffel vor sich hertrug, vermuthlich um der Kranken Arznei zu reichen. Mein Gefährte fing auf der Straße bitterlich an zu weinen; mir wurde das Herz weich, ich weinte mit, ohne zu wissen: warum? — sehr natürlich, daß diese Scene einen nieverlöschten Eindruck bei mir zurückließ, und daß mein Gefühl in diesem Augenblicke meinem körperlichen Wachsthume um einige Jahre vorauslief. Rauhes Wetter, Nacht, der trübe Lampenschein aus der Krankenstube, der Schatten mit dem Löffel, der auf die vorgezogene

Gardine fiel, der schluchzende Jüngling, der Gedanke: dort stirbt ein hübsches Mädchen, das du so oft hüpfen und tanzen sehen; alles das setzte meine Einbildungskraft in stürmische Bewegung, und als das Mädchen nun wirklich starb, beweinte ich sie trotz ihrem Liebhaber; fand aber bald eine Quelle des Trostes in mir, die für ihn nicht floß. Ich dichtete nämlich eine Elegie, und da kein erkünsteltes Dichtergefühl, sondern wahre Empfindung mich begeisterte, so gerieth das Produkt besser, als alle meine bisherigen Versuche. Man sprach im Ernst davon, die Elegie drucken zu lassen. Der bloße Gedanke daran brachte mich außer mir vor Entzücken, und hätte es in meiner Macht gestanden, das Mädchen ins Leben zurückzurufen, ich weiß nicht, ob ich es auf Kosten meiner Hirngeburt gethan haben würde. So übte zum ersten Male die allgewaltige Schriftstellereitelkeit ihre Tyrannei über mich aus. Die Elegie blieb indessen ungedruckt, ich kann mich nicht mehr erinnern, aus welchen Ursachen; aber meinen Schmerz

würde sie getilgt haben, wäre auch das Mädchen meine eigne Geliebte gewesen." —

Unmittelbar an diesen ersten Vorfall, wo Schriftstellereitelkeit eine unnatürliche Gewalt über Kotzebue als Knabe ausübte, der besonders deshalb merkwürdig, weil er wohl der einzige ihm selbst klar gewordene ist, knüpfte er die Erzählung der Ereignisse, die ihn schon in zarter Kindheit an das Theater fesselten, und, verbunden mit seiner zum dramatischen Dichter mit großem Talente versehenen Individualität, dahin wirkten, daß er nicht allein ein sehr fruchtbarer dramatischer Schriftsteller wurde, sondern daß auch seine ganze Tendenz sich dahin neigte, das Menschenleben wie eine vielfach zu variirende Theatermaske zu behandeln und eitles Wohlgefallen zu hegen, wenn solches Fastnachtsspiel Beifall erwarb. —

„Der Schauspieler Abt kam mit einer herumziehenden Gesellschaft nach Weimar, und schlug seine Bühne in der Reitbahn auf. Seit ich denken konnte, war in Weimar kein Schauspiel gewesen, und folglich meine Neugier ohne Grenzen. Musäus, der gute vortreffliche Musäus, der mich

ler, Brandes, Boeck und der unsterbliche Eckhof kamen nach Weimar.

„Eckhof! du großer und guter Mann! ich segne deine Asche! du hast mein Herz und meinen Verstand gebildet, hast jede edle Empfindung in mir geweckt, und durch dein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Phantasie mit Ideen und Bildern bereichert, welche ohne dieses Vehikel mir nie so anschaulich geworden wären. Oft, wenn ich dich des Vormittags um zehn Uhr in einem schlichten Rocke, einer ungekämmten Perücke und mit einem gebückten, höchst anspruchslosen Gange nach den Proben wandern sah, bewunderte ich im Stillen in dir den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrschen geboren schien. Dort waren deine lebendigen Darstellungen für mich eine Schule der Weisheit, und noch außer der Bühne lehrtest du, anspruchloser Mann! mich das Verdienst vom äußern Prunk scheiden."

„Als Richard der Dritte und als Herzog

Michel, als Odoardo und als Vater Rode blieb Eckhof immer gleich groß, unerreichbar! — Man gab wöchentlich drei Vorstellungen, und die mütterliche Erlaubniß, ihnen beizuwohnen, hing theils von meiner Aufführung, theils von meinem Fleiße ab. Eine knöcherne französische Gouvernante gebot in jenen Tagen über die größten Freuden meines Lebens. Wir lasen und übersetzten bei ihr die Werke der Madam Beaumont. Täglich gab sie mir einen Zettel mit nach Hause, worauf entweder die Worte: bon oder mediocre, oder das Schreckenswort mal geschrieben stand. Im letztern Fall war an kein Schauspiel zu gedenken; meine Mutter blieb gewöhnlich unerbittlich. Wie oft habe ich, wenn Demoisell Louvel die Feder bereits eingetaucht hatte, um jenes fatale Wort nieder zu schreiben, wie oft habe ich ihre schöne, weiße Hand ergriffen — das Einzige, was an ihr schön genannt werden konnte — und mit Küssen und Thränen so lange bedeckt, bis sie das harte Urtheil milderte, und das vermaledeite mal wenigstens in ein mediocre umschuf."

„Meine Leidenschaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage. — Ich darf kühn behaupten, daß ich unter allen Zuschauern, groß und klein, immer der aufmerksamste war. Zum Beweise mag der Umstand dienen, daß ich Lessings Emilia Galotti von einem Ende zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemals in Händen gehabt zu haben. Ich muß auch zur Ehre des damals zu Weimar herrschenden, durch das Beispiel einer liebenswürdigen Fürstin gebildeten Geschmacks hinzufügen, daß Emilia Galotti sehr oft, und immer bei vollem Hause gegeben wurde. — Auch Engels dankbarer Sohn prägte sich, ohne Vorsatz, meinem Gedächtnisse wörtlich ein, blos durch die Kraft seiner inneren Vortrefflichkeit. Ich brachte meine Gespielen bald dahin, diese beiden Stücke, auf einer Bühne von Bettschirmen, mit mir aufzuführen und übernahm dann wechselsweise alle Rollen.“ —

Dieses willfährige, aber gefahrvolle Uebernehmen aller Rollen, zuerst im Kinderspiele versucht, dann mit dem fortschreitenden Alter, als Jüngling und als Mann fleißig wiederholt,

scheint ein vorwaltender Zug Kotzebue's geworden zu seyn, daß er ihm späterhin, oft selbst unwillkührlich, Folge leistete; woher es denn erklärlich wird, daß er bei dem schnellen Rollenwechsel, je weiter er im Leben vorschritt, die Haltung der Wahrheit immer mehr verlor. —

„Nichts gleicht der Ehrfurcht, die ich damals für jeden, selbst mittelmäßigen Schauspieler hegte. Konnte ich mich im gemeinen Leben zu einem drängen, ihn reden hören, oder gelang es mir gar, selbst ein Wort mit ihm zu sprechen, so glaubte ich mich hochgeehrt. Ich weiß noch, wie gerne ich des Sonntags zu einem gewissen Hensel ging, um das Repertorium der künftigen Woche zu erfahren, denn Komödienzettel waren ungewöhnlich. Zu Hause steckte ich alles mit meiner Theaterwuth an; einige Schäferspiele, an Geburtstagen aufgeführt, genügten mir nicht; jedes neue Stück mußte sich gefallen lassen, unter unsern Streichen zu bluten, und endlich fiel mir gar einmal Gerstenbergs Ugolino in die Hände, dieses vortreffliche Kunstwerk, das nicht so allgemein bekannt ist, als es zu seyn verdient.

Ich war entzückt davon, und weil es nur wenige Personen enthält, so glaubte ich, es sey recht für unsere Privatübungen gemacht, ohne zu bedenken, daß jede dieser Personen einen vollkommenen Schauspieler erfordert. Ich übernahm die Rolle des Anselmo, den ich mit allem Feuer meiner jugendlichen Einbildungskraft herperorirte."

— „Auf die großen pantomimischen Ballete wurden in Weimar ansehnliche Kosten verwendet. Mit Entzücken erinnere ich mich noch der glänzenden Darstellungen von Idris und Zenide, Orpheus und Eurydice, Incle und Jariko, die Amazonen u. s. f. (Die Idee zu dem Letzteren war von Musäus.) Was die Schauspiele auf meine Empfindung, das wirkten die Ballete auf meine Sinne, und ich dachte bald auf Mittel, auch diese nachzuahmen. Zu dem Ende schuf ich mir selbst ein kleines Theater, anfangs nur von Wachs, dann von Papier und endlich von Holz. Wer malen konnte mußte mir Dekorationen pinseln, Mutter und Tanten mußten mir seidene Lappen liefern, um meine Puppen zu kleiden. Sie tanzten ihre Solo's

und pas de deux am Drahte, die Blitze von semen lycopodii fuhren aus Federkielen in die Flamme, und kurz, jedes neue Ballet, das die Herren Koch und Schütz auftischten, war gewiß einige Wochen nachher auf meiner Privatbühne zu schauen. Der Geschmack an diesem Spielwerke pflanzte sich unter den weimarischen Knaben fort, in kurzem besaß jeder sein kleines Theater, und lernte von mir den Gebrauch der kleinen Maschinerien."

„O scheltet nicht, daß ich vielleicht zu lange bei diesen kindlichen Spielen verweilte! Der mächtige Einfluß, den sie auf meine künftige Bestimmung hatten, mag meine geschwätzige Feder rechtfertigen."

„Ich gehe zu der traurigen Epoche über, wo ein unglücklicher Brand das weimarische Schloß und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Asche legte (im Mai 1774). — Die Gesellschaft wurde nun verabschiedet und ging nach Gotha. Ich weihte ihrer Abreise manche Thräne. Ja, ich muß es noch einmal wiederholen, daß

ich jener Epoche den größten Theil meiner Bildung verdanke."

Bei dieser Stelle verweißt K. auf folgenden Ausspruch Voltaire's: J'ai toujours reconnu l'esprit des jeunes gens, au détail qu'il faisaient d'une pièce nouvelle, qu'il venaient d'entendre; et j'ai remarqué, que tous ceux, qui s'en acquittaient le mieux, ont été ceux, qui depuis ont acquis le plus de reputation dans leurs emplois. Tant il est vrai, qu'au fond l'esprit des affaires, et le veritable esprit des belles lettres est le même; — und knüpft, nachdem er so für die Anerkennung seiner Talente und Verdienste einen bescheidenen Fingerzeig gegeben, daran folgende Betrachtungen: „Aus inniger Ueberzeugung fordere ich Eltern und Erzieher auf, wenn sie das Glück genießen, eine gute, gesittete Bühne in ihren Mauern zu besitzen, ihre Kinder und Zöglinge, so oft als möglich, in diese Schule zu führen. Ein gutes Schauspiel ist das sicherste und schnellwirkendste Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abscheu vor dem

Laster und Liebe zur Tugend einzupflanzen. Der gewöhnliche Einwurf, den man zu machen pflegt: die Kinder werden zu sehr dadurch zerstreut — ist völlig unbedeutend. Ich habe nie mit mehrerem Eifer gelernt, nie schnellere Fortschritte gemacht, als da ich die Hoffnung hatte, meinen Fleiß am Abend durch ein Schauspiel belohnt zu sehen. Ich verfiel gegentheils in eine Art von Trägheit, als dieser große Reiz verschwunden war. — Sollte hier irgend ein Frömmling aufstehen und mit verdrehten Augen ausrufen: „Welch ein gottloser Mensch! er warnt vor der Kirche und preißt dagegen das Schauspiel an!" — dem würde ich mit Achselzucken antworten: Guter Freund! ist es meine Schuld, daß Predigt und Schauspiel, zwei Dinge, die zu gleichen Zwecken erdacht wurden, nicht beide ihre Bestimmung erfüllen? Was die Sittlichkeit des Menschen befördert ist mir heilig, es heiße, wie es wolle. Könnt ihr durch eine Predigt die nämlichen Wirkungen hervorbringen, so soll es mir sehr lieb seyn. Wahr ist's, ihr gebt eure Predigten gratis, aber dafür laßt ihr uns die

(Musäus) erzogen und ein wenig verzogen wurde. Was machten wir dort? — Was anders, als Plane, um Komödie zu spielen? — Wir hatten den geschäftigen Müßiggänger gewählt, und ich erinnere mich, daß wir viele Tage mit Abschreiben der Rollen zubrachten, ohne zu ahnen, daß wir schon durch die Wahl des Stückes eine Satyre auf uns selbst machten."

„In Secunda ging es schon etwas besser. Zwar ließ man sich auch dort noch manchen Zeitverderb zu Schulden kommen, wohin ich unter andern die Stunden rechne, in welchen wir, wir mochten wollen und können oder nicht, lateinische Verse schmieden mußten. Der gute Musäus unterrichtete sehr wider seinen Willen in dieser Kunst. Dagegen aber lernten wir dort auch manches Gute, und zwar das Meiste von eben dem vortrefflichen Manne, dessen Name so eben meine Feder ehrte. Bei ihm übten wir uns im Briefschreiben, und man weiß, daß Musäus Briefe zu schreiben verstand. Ferner hatten wir in jeder Woche eine poetische Stunde, um deren willen mir der Sonnabend ein lieber Tag

wurde. Musäus hielt es damit folgender Gestalt: Sobald er in die Klasse trat, erkundigte er sich, ob etwa einer der Schüler selbst einen poetischen Aufsatz verfertiget habe? denn gezwungen wurde, wie billig, niemand dazu. Gewöhnlich fanden sich einige schüchterne Musenjünger, welche aufstanden, und mit niedergeschlagenen Blicken anzeigten, daß ihr Pegasus gesattelt sey. Sogleich räumte ihnen Musäus den Katheder ein, sie traten auf, und durften von der Zeder bis zum Isop reden, indessen Musäus, die Hände auf den Rücken geschlagen, schweigend auf und nieder ging. Hatte der Dichter geendet, so wurde sein Machwerk vom Lehrer kritisirt, doch nie so abschreckend, als seine Herren Kollegen in der großen Schule der Welt zu thun pflegen. — Wenn keiner mehr da war, der das Schulpublicum mit eigenen Gedichten zu unterhalten sich erbot, so traten diejenigen auf, die fremde Gedichte auswendig gelernt hatten, und sie hersagten, um sich in der Deklamation zu üben. Auch hier war aller Zwang verbannt. Es stand einem Jeden frei, zum Behufe dieser Uebung zu wäh-

len, was ihn gut dünkte, oder auch sich gar nicht damit abzugeben. Musäus billigte oder tadelte die deklamirten Stücke, und gab seinen Schülern Gründe für beides. Wir waren glücklicher als das Publikum, das sich ohne Gründe behelfen muß."

„Wie ich vormals als Kind mein frommes Gebet nur aus dem Herzen holte, so wollte ich auch jetzt als Knabe dem Musengotte nichts Auswendiggelerntes vorplappern; ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl derjenigen, die ihr eigenes Unkraut auf dem Parnaß aussäten und keine fremden Blumen brachen. Noch jetzt besitze ich einige Kleinigkeiten aus jener Epoche, die gerade nicht die schlechtesten in einem gewöhnlichen Musenalmanache seyn würden. — Damals gingen die Balladen stark im Schwange. Die Almanache wimmelten von schauerlichen Ritter- und Geistergeschichten. Es konnte nicht fehlen, daß sie meinen Beifall erhielten und meinen Nachahmungstrieb weckten. Ich reimte also auch eine Ballade, ganz im Geschmacke jener Zeit. Es wurde darin geschmaußt, gemordet, durch ein

Gespenst Buße gepredigt, und der verstockte Sünder endlich vom Teufel geholt. — Am nächsten Sonnabend konnte ich den Augenblick kaum erwarten, um mit diesem Meisterstücke, das übrigens wirklich leicht versificirt war, die Rednerbühne zu betreten. Der wichtige Augenblick erschien, mein Herz klopfte, ich deklamirte mein Machwerk mit zitternder Stimme. Aber wie funkelten meine Augen! wie hob sich meine Brust! Als Musäus, nachdem ich geendigt hatte, folgende mir unvergeßliche Worte sprach: „Gut, recht gut; aus welchem Almanache haben Sie das genommen? —“ Man denke ich — nein, man kann sich das nicht denken! — mit welchem freudigen Kitzel ich antwortete: Ich habe es selbst gemacht. — „Wahrhaftig?“ sagte Musäus, „ei, ei! bravo! fahren Sie so fort!“ — Ich war außer mir! ich hätte diesen Augenblick für kein Königreich verkauft. Mit glühenden Wangen ging ich wieder nach meinem Sitze, und da ich sah, daß die Augen aller meiner Mitschüler auf mich geheftet waren, so verbarg ich mein Gesicht mit stolzer Bescheidenheit in den blauen

Mantel, den — sonderbar genug — alle Schüler zu tragen verbunden waren. — Von nun an hielt ich mich für einen Dichter. Musäus hatte bravo gesagt, Musäus konnte glauben, die Ballade sey aus einem Almanache genommen, Produkte, für welche ich damals große Ehrfurcht trug; wer konnte mir jetzt noch meinen Beruf zum Dichter streitig machen? — Ich hätte nun fortfahren, und jeden Sonnabend ein neues Musenkind liefern sollen, aber es kam mir vor, als sey meine Ballade unerreichbar, und als könnte ich doch nichts dem ähnliches wieder hervorbringen. Ich ruhte daher auf meinen Lorbeern aus, und begnügte mich, die Ballade immer in der Tasche zu tragen, um sie gelegentlich einem Jeden vorzulesen, der Lust hatte, sie zu hören."

„Ein Glück für mich, daß Musäus eben sowohl verstand, Uebermuth zu dämpfen, als Talente aufzumuntern. Einige Monate nachher nahte das feierliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Bestes thaten, um vor einem zahlreichen Auditorio zu glänzen. Musäus wollte denn auch, zur Recreation der gestrengen Herrn

Examinatoren, einige Gedichte deklamiren lassen, und forderte besonders diejenigen dazu auf, die eigene Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reihe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade. — „Welche Ballade?" — Ei, die nämliche, die der Herr Professor vor einigen Monaten so sehr lobten! — Ich sprach dies mit einer Zuversicht und Selbstgenügsamkeit, die Musäus durchaus nicht leiden konnte. — „Ach was! bleibe Er mir mit seiner dummen Ballade vom Halse! ich habe das alberne Ding schon längst vergessen. Mache Er was Neues, was Vernünftiges!" — Ich stand versteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit sank in Trümmern, die Schaam weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufstehen von meinen welken Lorbeern, auf denen ich so sanft geschlummert hatte, und mir einen frischen Kranz zu verdienen suchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Millers moralischen Schilderungen die Geschichte des unnatürlichen Sohnes, der seinen Vater eingesperrt

hält. — Diese schreckliche Geschichte brachte ich in Verse, und erwarb mir abermals den Beifall meines Lehrers. — Außer den Schulstunden genoß ich seinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und diese Privatstunden hatten einen großen Vorzug vor jenen; dort war es nur auf Geistesbildung angesehen, hier lernte ich sein gutes Herz kennen, seine häusliche Tugend lieben, sein vortrefliches Muster nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen sehr streng gegen mich war.“ —

Diese von Kotzebue selbst mitgetheilten Züge seines Knabenlebens lassen tiefe Blicke in sein Inneres thun; je aufmerksamer man ihn auf seiner weiteren Pilgerfahrt begleitet, um so öfter wird man an jene erinnert. Unbezweifelt war er mit einem sehr empfänglichen, regsamen Geiste von der Natur beschenkt; schon als Kind entwickelte er ungewöhnliche Fertigkeiten und Talente, aber mit ihrem Aufkeimen bemächtigte sich seines ganzen Daseyns die ungemessenste Eitelkeit. Früh ging ihm die schönste Blüthe der Jugend, die kindliche Unbefangenheit, die wahre Reinheit des

Gemüths verlohren. Nicht die freie Knabensphäre, mit ihren wilden Spielen, mit ihren unbestimmt ins Leben hineinstürmenden Lustgebilden, beflügelten seinen Geist; er lebte nicht in der frohen Gegenwart, nicht in der anmuthvollen Wirklichkeit der Kindheit und noch weniger in der reichen Welt einer sich idyllisch gestaltenden Zukunft: das Menschenleben, wie es in guten und schlechten Schauspielen, in wunderlich verzerrten Abentheuren und Romanen erscheint, Liebeleien, mit denen er erwachsene, ihn neckende, ihn verspottende Mädchen heimsuchte, Familien = Umgebungen, die an solchen Naturverirrungen Scherz und Gefallen fanden, und ein eitles Streben, für die wildauflodernde Selbstsucht aus diesem entweiheten Boden Gewinn zu ziehen — dies waren die Truggestalten, unter denen Kotzebue zum Jüngling heranreifte. —

Schon in Secunda erneuerte er seine dramatischen Versuche. Die Verschwörung des Catilina bearbeitete er als Trauerspiel in fünf Akten, „welches ohngefähr einen halben Bogen lang seyn mochte." Ein erwachsener Mitschüler, der für

einen schönen Geist galt, erhielt es zur Durchsicht, und tadelte daran, daß sich die Personen: Herr nannten und zugleich duzten. Durch solchen schlechten Vorwurf sank die hohe Achtung, die der Verfasser für den sogenannten schönen Geist hegte, bis zum Mitleid herab. — Wäre Eckhof noch in Weimar gewesen, gewiß, versichert Kotzebue, hätte er ihm sein Werk in Demuth überreicht, und ihn gebeten, die Rolle des Cicero darin zu übernehmen. —

Zur Bestätigung jener kurz vorhin ausgesprochenen Bemerkung, fährt K. dann fort, das Gemälde seiner Jugend weiter auszuführen: „In jenem Alter, wo der Geist, gleich einem jungen Bäumchen, sich mit jedem Winde beugt, ist alles, was wir hervorbringen, Nachahmung, und ich bin überzeugt, daß kein origineller Gedanke aus dem Kopfe eines Menschen kommen kann, ehe und bevor er im Stande ist, sein Geschlecht fortzupflanzen. Alles, was ich damals schuf, war immer nur Nachahmung meiner letzten Lectüre. Die Brandesschen Schauspiele, zum Exempel, gefielen, denn auf der öden Steppe unserer dra-

matischen Literatur war man froh ein Blümchen zu finden, wenn es auch nur ein blasses Veilchen war. Ich schrieb ein Lustspiel, Ende gut, Alles gut, welches, wo ich nicht irre, viel Aehnlichkeit mit dem Grafen von Olsbach hatte; auch eine Frau Wattel, ganz nach der Frau Wandel gebildet, kam darin vor. Göthe besuchte damals oft unser Haus — (wenn ich ihn nicht Herr Geheimerath von Göthe nenne, so geschieht es aus der nämlichen Ursache, die Herr Schulz in seinen mikrologischen Aufsätzen anführt) — er hörte von meinem Lustspiele, und war so herablassend oder so höflich, sich das Ding zum Durchlesen auszubitten. Er machte meiner Mutter durch diesen Wunsch eine große Freude, und das war auch wohl seine Absicht. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört und gesehn, würde es ihm auch sehr verargen, wenn er seine Zeit damit verdorben hätte. Indessen war dieser geistreiche Mann in meinem Knabenalter doch immer sehr gütig gegen mich. Er erlaubte mir, in seinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, denn ich war damals schon

ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn ich nun des Morgens um sechs Uhr, auch wohl noch früher, hinaus wanderte, um zu sehen, ob ich einen Krammtsvogel oder ein Rothkehlchen erbeutet hätte, so kam er oft zu mir herab, unterhielt sich freundlich mit mir, und munterte mich auf zum Fleiße. Er hat das vermuthlich schon längst vergessen, ich aber werde es nie vergessen; denn jedes seiner Worte war mir höchst merkwürdig, und machte einen tiefern Eindruck auf mich, als die schulgerechten Ermahnungen meines Conrectors. — Göthe hatte damals sein allerliebstes kleines Stück, die Geschwister, geschrieben. Es wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt: er selbst spielte den Wilhelm, meine Schwester die Marianne, und mir — mir wurde die wichtige Rolle des Postillons zu Theile. Man denke sich meine stolze Freude, als es mir zum erstenmale erlaubt war, vor einem großen Publicum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Menschen, ob ich meine Rolle gut gespielt hätte? — Die Undankbaren! sie erinnerten sich des Postillons kaum." —

Hätte sich Kotzebue doch öfter dieses Jugendvorfalls erinnert; er, der so oft Rollen übernahm und wechselte, er, der selbstzufrieden umherfragte: ob er seine Rolle gut gespielt, und dann die, als Undankbare, verläumdete, welche sich des Postillons kaum erinnerten, oder die dem Fragenden das Bekenntniß nicht vorenthalten konnten, daß er falsch geblasen und schlecht gefahren habe! —

„Bald nachher las ich auch zum erstenmale Göthe's Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieser herrliche, philosophische Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, daß er mich hätte ins Feuer senden können, um einen verlohrenen Schuhriemen heraus zu holen. — Noch ein anderer Dichter voll Sturm und Drang ging bei uns öfter aus und ein, Herr Klinger, der mit einer schönen, männlichen Gestalt ein gewisses rasches, biederes Wesen verband, das mich zu ihm zog. Mit ihm und Musäus habe ich einst eine Fußreise nach Gotha gemacht, an

die ich, so lange ich lebe, mit Vergnügen zurückdenken werde*). Es konnte nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit solchen Männern, meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren." —

„Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verstorbene gelehrte Heinse mir zum erstenmale Geschmack an der lateinischen Sprache einflößte, die in den untern Klassen blos als Gedächtnißwerk und so handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, sie mit Lust zu studiren. Heinse aber las in Privatstunden den Terenz mit uns, und las ihn so, daß der Kern nicht verloren ging. Terenz hat mir viele Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholastiker lehrte, die trockene Universalhistorie von Zopf, und was

*) Siehe Nachgelassene Schriften des Prof. Musäus, herausgegeben von A. v. Kotzebue. Leipzig 1791. Seite 20.

dergleichen mehr war, erweckte mir solchen Eckel, daß ich in den Schulstunden fast nichts anderes that, als unter dem Mantel Romane lesen. — So nahte nun endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen sollte, und ich war noch nicht völlig sechszehn Jahre alt als ich sie wirklich bezog." —

Hier muß der Kotzebueschen Selbstbiographie Einiges eingeschaltet werden, um nicht ganz unberücksichtigt die Verhältnisse zu überspringen, unter welchen er, als frühgereift, durch seine Mutter von Weimar weg, nach Jena gebracht wurde. — Bei einer sehr leichten und glücklichen Fassungsgabe, bei großer Regsamkeit des Geistes und einer Gemüthsart, die in Selbstgefälligkeit, sinnlicher Reizbarkeit und Eitelkeit alle übrigen Charakterzüge verdunkelte, zeigte K. gar bald, daß er unter dem gefährlichsten Himmelszeichen geboren war, welches seinen Einfluß auf einen zum Jünglinge heranreifenden talentvollen Knaben üben kann. Der Stern, welcher Kotzebue's Leben, von früher Jugend an, Licht verlieh, war der Witz. Durch ihn machte er sich be-

die ich, so lange ich lebe, mit Vergnügen zurückdenken werde*). Es konnte nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit solchen Männern, meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren.“ —

„Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verstorbene gelehrte Heinse mir zum erstenmale Geschmack an der lateinischen Sprache einflößte, die in den untern Klassen blos als Gedächtnißwerk und so handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, sie mit Lust zu studiren. Heinse aber las in Privatstunden den Terenz mit uns, und las ihn so, daß der Kern nicht verloren ging. Terenz hat mir viele Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholastiker lehrte, die trockene Universalhistorie von Zopf, und was

*) Siehe Nachgelassene Schriften des Prof. Musäus, herausgegeben von A. v. Kotzebue. Leipzig 1791. Seite 20.

dergleichen mehr war, erweckte mir solchen Eckel, daß ich in den Schulstunden fast nichts anderes that, als unter dem Mantel Romane lesen. — So nahte nun endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen sollte, und ich war noch nicht völlig sechszehn Jahre alt als ich sie wirklich bezog.“ —

Hier muß der Kotzebueschen Selbstbiographie Einiges eingeschaltet werden, um nicht ganz unberücksichtigt die Verhältnisse zu überspringen, unter welchen er, als frühgereift, durch seine Mutter von Weimar weg, nach Jena gebracht wurde. — Bei einer sehr leichten und glücklichen Fassungsgabe, bei großer Regsamkeit des Geistes und einer Gemüthsart, die in Selbstgefälligkeit, sinnlicher Reizbarkeit und Eitelkeit alle übrigen Charakterzüge verdunkelte, zeigte K. gar bald, daß er unter dem gefährlichsten Himmelszeichen geboren war, welches seinen Einfluß auf einen zum Jünglinge heranreifenden talentvollen Knaben üben kann. Der Stern, welcher Kotzebue's Leben, von früher Jugend an, Licht verlieh, war der Witz. Durch ihn machte er sich be-

merklich und ärndete Beifall, durch ihn gereizt, wurde es ihm unmöglich, je in Erlernung irgend einer Scienz oder Wissenschaft Freude zu finden, durch ihn büßte er früh die sittliche Reinheit ein, die das Jugendleben verherrlichen muß. Da er für immer dem Ernste des Schulfleißes entzogen, nie mit demselben vertraut werden, aus demselben Gewinn ziehn konnte, so wurde er mit seinem jugendlichen Muthwillen bald überlästig, ja sogar verhaßt, als man bemerkte, daß er auf Neckereien und Spötterleien alle seine Fähigkeiten verwendete und bei denselben eine Bekanntschaft mit den Verhältnissen zum schönen Geschlechte offenbarte, die bei einem Knaben von seinem Alter in offenbare Frechheit ausartete. Die Nachsicht, welche die Seinigen ihm angedeihen ließen, fand eine besondere Stütze in dem gemüthvollesten arglosesten Satyriker, der je in der Welt gelebt hat, in Musäus, der zu nichts weniger, als zum Jugenderzieher geschaffen war, in kindlicher Unbefangenheit durchs Leben ging und aus nichts in der Welt etwas Arges hatte. So war Kotzebue aus dem Kreise seines Lebensalters ge-

schieden und fand eine Nahrung des Ehrgeizes darin, sich in die Kreise der Erwachsenern zu drängen. Mehrere Umstände trafen zusammen, daß die jungen Leute beiderlei Geschlechts sich veranlaßt fanden, den unreifen und überreifen Knaben aus ihrer Mitte zu entfernen, wie denn gewöhnlich die, welche die Kinderschuh eben verlassen haben, am wenigsten gern mit denselben Kurzweil treiben. — Hierdurch wurde K—s Eitelkeit auf das tiefste verwundet; er hegte nur Einen Gedanken — den der Rache; sie ergoß sich in einem Pasquille, welches die gröbesten Unsittlichkeiten aussprach, und, um den ernsthaftesten Unannehmlichkeiten vorzubeugen, seine schnelle Entfernung von Weimar rathsam machte. — So war Kotzebue wirklich im sechszehnten Jahre frühgereift zu nennen, aber nicht in wissenschaftlicher Bildung und Kenntniß, sondern in Selbstsucht und schaamlosen Muthwillen; für den höheren wissenschaftlichen Unterricht der Universität war er noch auf keine Weise empfänglich, weshalb seine Mutter den Versuch machte, da es mit ihm auf dem Weimarischen Gymnasio

auf keine Weise gehn wollte, ihm durch Unterricht in Jena die noch mangelnden Sprachkenntnisse zu verschaffen, welche immer die Grundlage aller wissenschaftlichen Studien seyn müssen. —

K. erzählt weiter: „Freilich blieb ich anfangs auch dort ein halber Schüler, und besuchte noch nicht die eigentlichen Brodkollegia. Uebung in todten und lebenden Sprachen war im ersten Jahre mein Hauptzweck. Seit ich den Terenz kannte, hatte ich eine hohe Idee von der lateinischen Sprache gefaßt; in Jena wurde sie noch vergrößert. Der damalige Herr Adjunktus Wiedeburg, jetzt Professor zu Helmstädt, las über den Horaz. Die Stunde gleich nach dem Mittagsessen war freilich unbequem, besonders in den Sommermonaten, und man mußte ganz so angenehm unterhalten werden, als es dort geschah, um nicht zuweilen den Anwandlungen des Schlafes zu unterliegen. Wiedeburg drang mit philosophischem Geschmack in den Geist des Dichters, und wußte eben so gut die Schönheit der Sprache, als die der Gedankenfülle auseinander zu setzen."

„Das Französische hatte ich zwar schon von Kindheit an getrieben, aber in Jena wurde ich zum ersten Male vertraut damit. Boulet, der gute alte Boulet, war kein gemeiner Sprachmeister. Belesen in den besten Schriftstellern seines Jahrhunderts, aus welchen er die schönsten Stellen ausgezeichnet hatte, wußte er seinen Unterricht mit Witz und Laune zu würzen, und sein glückliches Gedächtniß war unerschöpflich. Ihm verdanke ich die Vorliebe zu der französischen Sprache und den Produkten der Franzosen; denn ob ich gleich ein Deutscher, und zwar ein deutscher Schriftsteller bin, folglich dies Bekenntniß seltsam in meinem Munde klingen mag, so muß ich doch freimüthig gestehn, daß wir im Fache der schönen Wissenschaften, und besonders in der leichten, faßlichen Art, Geschichte und Philosophie darzustellen, noch immer weit hinter den Franzosen zurückbleiben, woran denn freilich auch unsere schwerfällige, übelklingende Sprache zum Theile Schuld seyn mag. — Das Italienische lernte ich von Herrn Valenti, und machte durch ihn meine erste Bekanntschaft mit Ariost." —

„Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauspielkunst nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich mein erstes Bestreben, als Mitglied desselben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Akademien weigern sich, auf solchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, sie thun recht wohl daran. Schlimm ist es freilich, daß man dadurch genöthigt wird, Jünglinge in Weiberkleidern auftreten zu lassen; denn obgleich bartlos, behalten sie doch immer ein linkes Ansehen. Meiner Jugend wegen wurde ich zu Frauenzimmerrollen bestimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den sechs Schüsseln die Frau von Schmerling im Reifrocke, und außerdem noch so manche andere, zärtliche und naive Mädchenrolle gespielt habe."

„Nebenher fuhr ich fort, Reime zu schmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es widerfuhr mir im ersten Jahre meiner akademischen Laufbahn eine Demüthigung und

eine Aufmunterung. Mit der ersteren ver-
hielt es sich folgender Gestalt:"

„Ich hatte meinem löblichen Nachahmungs-
triebe zu Folge, es auch gewagt, Wieland
nachzuahmen; denn weil seine Verse sich so leicht
lesen ließen, so dachte ich, sie müßten auch
leicht zu machen seyn. Ich reimte daher in
zwei Tagen ein Wintermährchen zusammen, schrieb
es am dritten Tage sauber ab, und sandte es
am vierten mit der Post gerade an Wieland.
Ich schrieb ihm dabei einen stolz bescheidenen
Brief, und machte für mein Mährchen mit vie-
ler Zuversicht Anspruch auf einen Platz im deut-
schen Merkur. — Man kann leicht denken, daß
Wieland mehr zu thun hatte, als mir zu ant-
worten. Das that mir zwar wehe, indeß war
ich doch bereit, ihm zu verzeihen, wenn er mein
Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umstand,
an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete da-
her zu Ende jedes Monats mit der größten Un-
geduld auf das neue Stück vom deutschen Mer-
kur, und durchlief mit gierigem Auge das In-
haltsverzeichniß. In den ersten Monaten fehl-

von selbst aufspringt, so thut er besser, den spröden Musen zu entsagen." — —

„In Duisburg ging meine erste Sorge dahin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brachte auch mit leichter Mühe einen Haufen junger Leute zusammen, die sämmtlich Lust hatten, Hauptrollen zu spielen; aber weit schwerer hielt es, einen schicklichen Platz zu finden, um ein Theater aufzuschlagen. Ein dicker Nebel von Vorurtheilen lag noch auf dieser kleinen Gränzstadt; die Wenigen, die Geschmack besaßen, hatten keine Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte, wollte ihn nicht so sündlich entweihen lassen. Durch wen glaubt man wohl, daß uns aus dieser Noth geholfen wurde? — durch die ehrwürdigen Patres des Menonitenklosters!!!" — (Hätten die ehrwürdigen Patres nicht vernünftiger gehandelt, wenn sie der Noth nicht abgeholfen, sondern den Gedanken fest gehalten hätten, daß die Jünglinge der Universität einen höheren Zweck und Beruf hatten, als mit Theaterpossen ihre Zeit zu vergeuden, nutzlosen Zerstreuungen sich hinzugeben, solchen zu Unsittlichkeiten und Unordnun-

gen führenden Unfug zu betreiben??? *) —)"
„Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, besuchten unsere Proben, ergötzten sich an unsern Schwänken, und erzählten, wie sie selbst ehemals biblische Geschichten aufgeführt hätten. Ueberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich unter den katholischen Seelenhirten nie soviel geistlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Protestanten. Diese halten sich urplötzlich für höhere Wesen, sobald das Benedicat tibi Dominus! über sie ausgesprochen worden; jene vergessen nie, daß sie Menschen sind, und wenn sie in Glaubenslehren unduldsam scheinen, so sind sie dagegen tolerant für menschliche Schwachheiten. Die Hölle ist freilich auch ihr Popanz, aber bei ihnen ist doch noch Erlösung zu hoffen, und kurz,

*) Diese drei Fragezeichen stehen hier als Erwiederung der drei Ausrufungszeichen, die K. bei der eben mitgetheilten Stelle seiner Selbstbiographie macht.

wer einmal verdammt ist, in Pfaffenhände zu fallen, der fährt mit einem Mönche doch noch immer besser, als mit einem Superintendenten." —

So hat Kotzebue sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen, den Gesichtspunkt festgestellt, nach dem sein Leben zu würdigen ist, indem er als Mann (1796, in seinem fünf und dreißigsten Jahre) auf seine Jugend zurückblickt. In Glaubenslehren mag der Geist der Kirche und der Religionslehrer immerhin unduldsam seyn, wenn nur dagegen die menschlichen Schwachheiten Toleranz finden; das heißt: wenn man nur thun und treiben darf, was jede Sinneslust Lockendes darbietet. — Dieses ist die feine Moral, welche er unzählige Male in seinen Schauspielen und andern Schriften wiederholte, durch die er sich in allen Ständen, zumal in den sogenannten höheren, so viele Freunde, Beschützer, Bewunderer erwarb, dieses die Moral, mit der er, er mochte thun, was ihm gelüstete, immer zufrieden und keck auf dem Theater des Lebens hervortrat. —

„Im Kreuzgange des Menonitenklosters also gaben wir zum Erstaunen, zur Freude und zum Skandal des Duisburger Publikums die Nebenbuhler. Seit die Welt steht, ist vielleicht nie ein so profanes Stück in einem Mönchskloster gespielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang ganz voll Damenkopfzeuge sah, mußte sich billig fragen: wo bin ich? ist es ein Traum? — Das Lächerlichste bei der Geschichte war, daß ich, aus Mangel an Akteurs, zwei Rollen spielte — und welche? — Julia und den Junker Akkerland!! Wo Julia mit diesem zusammenkommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich spielte die Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich schnell um, wenn Pos Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten sollte. So mußte jede Schwierigkeit meiner Theaterwuth weichen."

„Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele." (Jedoch mußte sich schon damals K. für fähig halten, oder wenigstens eine bestimmte Ahnung der bald eintretenden Fähigkeit, sein Geschlecht fortzupflanzen, ge-

habt haben; denn er betrieb seine Liebschaften wieder mit wildem Eifer und bezeigte gar große Lust, sich mit einem Frauenzimmer, dem Gegenstande seiner Huldigungen, zu verloben. Doch diese Dame, nachher sehr glücklich mit einem akademischen Lehrer und Geistlichen verheurathet, wies den Thörigten mit gebührender Verachtung zurück.) „Ein Roman, den ich in Duisburg anfing, glich auf ein' Haar Sophiens Reisen von Sachsen nach Memel. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein paar andere Produkte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur um zwei neue Demüthigungen zu erfahren. Das erste war: der Ring, oder Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, ein Lustspiel in drei Akten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum Grunde. — Ich hatte die Verwegenheit, das Stück an Schröder zu senden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückschickte, eben als ich mit mir selbst zu Rathe ging, wie groß das Honorarium wohl seyn müßte, das ich zu fordern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der seinen eigenen Vortheil nicht besser verstand

überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatischen Muse, ließ sie im Stiche, und schrieb einen Roman von acht oder zehn Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in nichts nachstand; ja die Geschichte war noch weit schauerlicher, denn der Held stürzte sich von einem hohen Berge und wurde zerschmettert."

„Weygand in Leipzig war damals die Hebamme aller modischen Romane. Ihm sandte ich mein Produkt, und überließ ihm das Honorarium nach Verdienst zu bestimmen. Zweimal in der Woche eilte ich auf das Posthaus, um die erseufzte Antwort abzuholen. Sie kam endlich, und da sie blos in einem dünnen Briefe bestand, mir also das Manuscript nicht zurückgeschickt wurde: so schloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meisterwerk nothwendig bereits unter der Presse seyn müsse. Aber wie erschrack ich, als ich las: daß Herr Weygand schon für einige Messen mit Verlagsartikeln hinlänglich versehen sey, und daß mein Manuscript mir sogleich wieder zu Diensten stehe, wenn ich vorher die Güte haben

würde, ihm das Postgeld zu ersetzen, denn ich hatte, im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Waare, sie ihm unfrankirt zugeschickt, und er glaubte vermuthlich, ich würde aus väterlicher Zärtlichkeit nicht ermangeln, mein Kind einzulösen. Aber da irrte er sich. — Wie? mein Held sollte nicht allein gratis vom Berge springen, und seine gesunden Gliedmaßen so jämmerlich zerschmettern? sondern ich sollte auch noch einbüßen? — nimmermehr! — Zwar hätte ich mein Manuskript um so lieber wieder gehabt, weil ich, als ein echtes Genie, nicht einmal ein Brouillon davon zurückbehalten, sondern den ersten Wurf, wie er aus meiner Feder geflossen, abgesandt, ohne mich mit dem pedantischen Feilen abzugeben; aber — wer jemals Student war, wird wissen, daß der Musensohn nie einen Gulden zuviel hat, und ich beschloß daher, meinen Schatz in den Händen des Herrn Weygand zu lassen.“ —

Also unglücklich in den Liebschaften und in den Autorschaften kehrte Kotzebue 1779 von Duisburg nach Jena zurück. Die ihren Sohn so zärtlich liebende Mutter wurde nachgerade für

dessen künftiges Daseyn besorgt. Hatte sie früher auch auf die Theater- und Dichterspielereien des Sohnes nicht ohne mütterliches Wohlgefallen hingelächelt, so war sie doch verständig genug, mit jedem Augenblicke ernster diese unnütze Vergeudung der schönsten Jugendjahre zu erwägen. Was sollte aus ihm, der, bei dem glücklichsten, so leicht auffassenden, sich mühlos Alles zu eigen machendem Kopfe, eigentlich noch gar nichts, als einige Fertigkeit in der französischen Sprache, erworben hatte, der sich mit nichts zu beschäftigen wußte, als mit Liebeleien, mit Romanengebilden und mit Theaterrollen, was konnte aus ihm werden? — Kotzebue hatte die Jurisprudenz zu seinem künftigen Berufsstudio gewählt; diesem sich nun auch ernstlich zu widmen, würde ihm wiederholt und sehr ernstlich anempfohlen. Er liebte seine Mutter, darum versprach er Fleiß und Besserung, er liebte aber noch mehr, seinem Gelüste zu fröhnen, darum kamen alle Ermahnungen und Verheißungen gar bald ins Vergessen. Es wurden wissenschaftliche und namentlich zum Studio der Jurisprudenz

gehörige Kollegien angenommen, aber nur wenig besucht; an allen Lehrern hatte Kotzebue etwas auszusetzen, jeder ernste Vortrag eckelte ihn an. „Der alte H—, der seine Zuhörer durch Zoten ergötzte," so erzählt K., „der trockene S—, der seit einem Vierteljahrhundert in jedem Semester zwei Späßchen vorbrachte, die immer dieselben waren, und über die niemand lachte als er selbst; der weitschweifige, geschmacklose W—, und der biedere, aber ungesittete Sch— waren meine Lehrer. Geschichte hörte ich bei dem seligen Müller, der keine Periode hervorbringen konnte, ohne sie durch die beiden Wörtchen „mit unter" zu würzen, sie mochten dahin gehören oder nicht; Logik und Metaphysik bei dem Herrn Hofrath Ulrich, der damals noch keinen überlegenen Gegner gefunden hatte. Ich setzte meine Sprachübungen bei Boulet und Valenti fort, und lebte in den Nebenstunden mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater. Damals gebar ich ein Trauerspiel: Charlotte Frank, welches, so elend es auch war, mir in unsern Tagen die Ehre der Verfolgung zuziehen würde. Ein Fürst

nämlich verliebte sich auf der Jagd in die Tochter eines Landpredigers, die Geliebte eines brausenden Jünglings, raubte sie, und wurde von dem verzweiflenden Liebhaber erschossen. Der Fürst hatte auch eine Art von Marinelli um sich, eine sehr versudelte Kopie, im Kostume eines Husarenrittmeisters; eben so war der Prediger eine elende Nachahmung des Odoardo. — Dem sey, wie ihm wolle, es gelang mir, meine Mitbrüder zu überreden, das Stück aufzuführen, und der verstorbene Kapellmeister Wolf war so gefällig, ein allerliebstes Adagio dazu zu komponiren, welches gespielt wurde, während der Held des Stückes im Gefängnisse betete, und welches natürlich das Beste von der ganzen Vorstellung war. Ich selbst spielte den Fürsten — aber ach! als ich am Ende erschossen werden sollte, versagte die Pistole. Mein Mörder hatte sich auch auf diesen Fall mit einem Dolche bewaffnet, ich stürzte aber beim Abdrücken der Pistole, ehe ich noch Feuer sah, sogleich todt nieder; der Held warf sich auf mich, da mich der Schrecken schon getödtet hatte, und stieß mir zum Ueberflusse,

mit seinem Dolche, noch einige blaue Flecke. Der Vorhang fiel und der Beifall war sehr karg. — Bald nachher wagte ich mich an ein Lustspiel: Die Weiber nach der Mode. Es gelang besser, und hatte, soviel ich mich erinnere, einige wirklich komische Züge. Hin und wieder waren verschleierte Stadtanekdötchen hineingewebt, ein Umstand, der dem Dinge mehr Beifall verschaffte, als es verdiente. Dieser Beifall kitzelte den muthwilligen Jüngling, und erzeugte vielleicht in ihm jenen unseligen Hang zur Satyre, dem er zwar selten, und wahrlich! nie aus hämischen Absichten den Zügel schießen lassen, der ihm aber doch als Mann eine Reihe von Jahren verbittert hat. Die Satyre ist ein Bienenstachel, der Gestochene leidet wenig daran; der Stechende aber läßt ihn zurück, und fühlt es sein Leben lang. Wenn diese Schrift auch keinen andern Nutzen hervorbringt, als den, daß sie vielleicht hier und da einen Jüngling von der gefährlichen Bahn abruft, wo zwar schadenfrohe Zuschauer ihm auf allen Seiten Beifall zulächeln, aber hinter ihm ein Kreuz schlagen — so bin ich belohnt." —

Hier hast du, geneigter Leser, ein Geständniß und eine Ermahnung von einem Schriftsteller, der in der Satyre, und besonders im Pasquille gar viele Versuche machte, und, unterstützt vom Witze, im letzteren eine wahre Virtuosität gewann. Wenn er so oft im unzüchtigen Muthwillen und zu kleinlicher Rache achtungswerthe Menschen dem Gespött Preis gab, Stadtanekdötchen auf die Bühne brachte, in Schmähgedichten verbreitete, Zwietracht in Familien brachte, das Vertraun gesellschaftlicher Mittheilung störte und den zum Gegenstande seiner Verfolgung Ausersehenen wohlerworbene Achtung raubte, ja selbst durch teufelsche Anschuldigungen zur Verzweiflung brachte — so leidet nach seinem Gefühle der Gestochene doch nur wenig, das Hauptleiden hat der Spötter zu tragen, weil hinter ihm ein Kreuz geschlagen wird. Wenn man sich des Zeitpunktes erinnert, in welchem Kotzebue dieses Geständniß ablegt, (es war kurz nach der berüchtigten Geschichte des Bahrdt mit der eisernen Stirn,) so möchte ihm der Vorwurf der

beiten oft in Verlegenheit gesetzt und zu dr
genden Ermahnungen veranlaßt; doch diese fru
teten so wenig, als die nothwendig geworden
Erinnerungen und Zurechtweisungen des aka
mischen Senats. Ja diese mußten bis zu d
schärfsten Drohungen gesteigert werden, als Ko
bue in einer höchst obscönen Parodie eines l
liebten Bürgerschen Gedichts die achtung
werthesten Damen Weimar's an den Pranger
stellen sich bemühte. Vom Hofrathe Schü
als Censor, verlangte er für dieses Machwe
die Erlaubniß zum Drucken, und als ihm di
mit Recht verweigert wurde, ließ er sein Gedic
anderwärts drucken und verbreitete es zum Ho
jedes sittlichen Gefühls, der erhaltenen Erma
nung zum Trotze und zur großen Betrübniß se
ner Angehörigen. — Selbst nach sechszehn Ja
ren hatte sich das Wohlgefallen über das gelu
gene Schelmstückchen noch nicht vermindert, w
K—'s Worte bezeugen: „Es kam ein Seiltänz
nach Weimar, der seine schöne, herkulische Ge
stalt durch die mannigfaltigsten Biegungen seine
Körpers in das vortheilhafteste Licht zu setze

wußte. Die Verleumdung streute aus, er habe das Herz mancher Dame gewonnen, und mir kam dabei die lustige Idee in den Sinn, Bürgers Lied: die Weiber von Weinsberg, zu parodiren. Ich muß bekennen, daß ich noch heute, nach sechszehn Jahren, diese Parodie für eines meiner witzigsten Produkte halte; aber um so mehr zog es mir den gerechten Haß der Damen zu. Ein gewisser B—, der auch für einen Dichter galt, und sich nicht wenig darauf zu Gute that, wurde auf dringendes Begehren der Schampion der Damen, und that mir die Ehre an, eine Romanze auf mich zu machen, in welcher mir in effigie gar jämmerlich mitgespielt wurde. Eine billige Züchtigung für den Frevel, das ganze schöne Geschlecht anzutasten, wo vielleicht kaum eine gestrauchelt hatte."

Er fährt fort: „In meinem achtzehnten Jahre wurde ich Mitglied der deutschen Gesellschaft in Jena, welches ich damals für eine große Ehre hielt, ein Irrthum, von welchem ich längst zurückgekommen bin. Von den in dieser Versammlung vorgelesenen beiden Aufsätzen erinnere ich

mir nur noch, daß einer derselben eine Verthei-
digung des Kaisers Julian enthielt, und daß
ich schon damals die albernen Mährchen und
blutdürstigen Ränke der ältern und neuern Chri-
sten verabscheute.“

„Einige frohverlebte Sommermonate auf dem
Klippsteinischen Garten gaben einer kleinen
Sammlung von Gedichten das Daseyn, welche,
durch Vermittlung meines Freundes Musäus,
bei W— in E— gedruckt wurden*). Ich nenne
mit Fleiß weder den Verleger, noch den Titel
dieser kleinen Broschüre; denn es könnte irgend
einem neugierigen Leser einfallen, sich das Ding
kommen zu lassen, wobei ich traun! nichts ge-
winnen würde. Es machte mir aber damals
unaussprechliche Freude, und ich pflegte sorgfäl-
tig jeden Katalog, der mir in die Hände fiel,
nachzuschlagen, um meine Augen an dem Titel
meines Machwerks zu weiden. Woher mag es
kommen, daß die ersten Schritte auf der schrift-

*) Der Titel ist: Er und Sie. Vier romantische
Gedichte. Eisenach 1781.

stellerischen Laufbahn eine so süße Selbstgenügsamkeit gewähren? — Um öffentlich zu zeigen, daß ich meine Zeit nicht blos mit den schönen Wissenschaften vertändelt hatte, beschloß ich, im neunzehnten Jahre meine akademische Laufbahn mit der Rolle eines Opponenten bei einer Doktorpromotion; ging darauf zurück nach Weimar, studirte fleißig die Pandekten, wurde von der Regierung examinirt und zum Advokaten kreirt. Während ich auf Klienten wartete, fuhr ich selbst fort, ein eifriger Klient der Musen zu seyn. Ich besang die Weimarschen Schönen, und gab mir alle Mühe, das Andenken an eine gewisse Romanze zu vertilgen, die mir ein oder zwei Jahr vorher entschlüpft war." —

Wie er die Schönen besang, beweisen die unter dem Titel: „Erzählungen" gesammelten Gedichte*), und das Andenken an die famose Parodie suchte er durch neue Satyren zu verdrängen, wie denn z. B. die „die eherne Tafel" überschriebene Erzählung voll beleidigender An-

*) Leipzig bei Kummer. 1782.

spielungen ist. Merkwürdig bleibt es, daß in den sämmtlichen Poesien Kotzebues, aus seiner schönsten Jugendperiode auch nicht eine Spur zu finden, nicht eine Ahnung der schönen Weiblichkeit, deren ideales Bild sonst so beseligend des gefühlvollen Jünglings Busen erfüllt. Schon hier erkennt man die unausbleiblichen Folgen früh verlorner Unschuld und kindlicher Reinheit. Mit wahrer Wehmuth hört man ihn, sich aussprechen, wenn er „an Elvina“ sagt:

„Es war einst eine Zeit, in der ich unbefangen
Und ungestraft ein jedes Mädchen sah,
Und wo der Liebe quellendes Verlangen
Mir nie den Busen hob. Geschah
Es ja einmal, daß unsre Schönen mich
In ihre sanften Ketten zwangen,
So wurden drum nicht blässer meine Wangen,
Und eine Woche kaum verstrich,
So war all das Gefühl vergangen.
Ich war noch flatterhaft und jung,
Und hielt die Mädchen blos für Schlangen,
Die unter Blumen uns empfangen,
Nur mit erborgter Tugend prangen,
Und dann durch einen häm'schen Sprung
Uns, unser Glück und unsre Ruhe fangen.“ —

Den ersten Sommer, nach seiner Rückkehr von Jena, nennt K. den glücklichsten seines Lebens. Er genoß den täglichen Umgang des Biedermannes, dessen er mit liebender Verehrung öfter und besonders in dem Aufsatze gedenkt, der „einige Züge aus dem Leben des guten Musäus, von der Hand seines Schülers entworfen" überschrieben, den nachgelassenen Schriften des originellen Verfassers der Volksmährchen, vorgedruckt steht. — „Wir schriftstellerten," erzählt er, „aus einem Dintenfasse: und ich sehe noch das gutmüthige Lächeln um seine Lippen, den hellen, starren Blick seines Auges, wenn sein Geist in Begriff stand einen witzigen Einfall zu erhaschen. — Was Wunder, daß ich jetzt, nachdem ich schon Wieland und Brandes, Göthe und Hermes nachgeahmt hatte, auch auf den Einfall gerieth, Musäus zu kopiren. Wittekind in Eisenach ging gerade damals mit dem Vorsatze schwanger, ein bändereiches Werk herauszugeben, eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten, für welche er, ich weiß nicht mehr, was für einen, alltäglichen Ti-

gewissenlosesten Selbstsucht wohl mit Recht gemacht werden können. Daß der eines höheren moralischen Gefühles Fähige, wenn er seinen Mitmenschen durch pasquillantische Angriffe begeifert, und so böse Schuld auf sich geladen hat, in seinem Innern mehr leidet, als der unschuldig Verfolgte und Gebrandmarkte, ist wohl unbestreitbar, aber hiervon redet unser Autor nicht; er will nichts von der sich im Innern erzeugenden Strafe des Verbrechens wissen, sondern er zeigt mit der faden Entschuldigung: er habe nie aus hämischen Absichten den Zügel schießen lassen, nur auf die äußeren Folgen seiner Handlungsweise und findet diese sehr unangenehm und unbequem; darum warnt er dafür. —

Kotzebue machte sich als Knabe schon auf dem Gymnasio zu Weimar durch die Sucht, mit seinem Witze petulanten Muthwillen zu treiben, berüchtigt; dieses gefährliche Spiel setzte er in Jena fort. Früh schon hatte er sich zu solchen schlechten Späßen mit einem entarteten jungen Menschen verbunden, von dem bald noch andere strafbare Vergehn bekannt wurden, der deshalb,

mit Steckbriefen verfolgt, sich aus dem Staube machte und in Amerika starb. —

Einige für Dichtkunst Neigung habende Jünglinge verbanden sich in Jena zu einem poetischen Klub; Kotzebue war Mitglied desselben. Man kam einige Abende in der Woche zusammen, um einander kleine, selbstverfertigte Arbeiten vorzulesen und gegenseitig zu beurtheilen. Der Hofrath Schütz übernahm die Leitung der Arbeiten und den Vorsitz in den Versammlungen. K. erkennt die Verdienste an, die sich dieser würdige Mann um die kleine Gesellschaft erwarb; jedoch nicht ohne den ausgesprochenen Dank mit Schmähungen zu verbinden. Er sagt: „Er, Schütz, ließ sich zu uns herab, und stellte uns als Recensent ein Muster auf, nach welchem das Recensentenfreicorps, das er jetzt kommandirt, sich leider nicht gebildet hat.“ —

Schütz verkannte Kotzebue's Talente, seinen Witz und die glückliche Leichtigkeit, mit der er im Verse und im Dialoge die Sprache behandelte, nicht, wurde aber durch die Personalsatyre und durch Unsittlichkeit seiner eingereichten Ar-

neidenswerthe Lage, eine liebende Mutter, ein Amtsverhältniß, das ihm zu jeder weitern Beförderung die Hand bot, zu verlassen, und über diese wichtige Veränderung seines Schicksals ein gänzliches Stillschweigen zu beobachten, ihn, der sonst auf seine Persönlichkeit ein so ungemessenes Gewicht legt, und dessen Weise es nicht ist, irgend etwas von dem zu verschweigen, was ihm zum Lobe gereichen kann? — —

Diese Betrachtungen, welche der Biograph Kotzebue's anstellt, beantworten seine damaligen Mitbürger und die tadellosesten Zeugen, vollkommen genügend.

Mehrere Ausschweifungen, Verirrungen übertriebener Selbstsucht und zügelloser Ergüsse seiner Satyre, hatten ihn in die unangenehmsten Verhältnisse versetzt; er hatte seine schweigenden Feinde wieder aufgeweckt und sich viele neue gemacht, durch Pasquille, in welchen er selbst dem Hofe, der herzoglichen Familie und besonders der edlen, aber auch ihre schwachen Seiten habenden verwitweten Herzogin Hohn sprach. Da kein versuchtes Mittel gegen den Störenfried fruchtete,

keine Ermahnung der bekümmerten Familie etwas frommte, so wurde ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, dessen Resultat ein auf Landesverweisung lautendes Urtheil war. Ob dieses förmlich vollzogen ist, muß bezweifelt werden; gewiß aber ist, daß sein eigener Verwandte, der Kanzler Dr. Schmidt das Consilium abeundi ihm bekannt machte und die bestimmteste Weisung ertheilte, daß Kotzebue in den Weimarischen Landen nie irgend eine Anstellung für die Zukunft zu erwarten habe. Daß man ihn ohne weitere Strafe oder öffentliche Rüge von dannen ziehen ließ, verdankte er der Vermittelung der Freunde seiner Familie, der Achtung in welcher das Andenken seines Vaters stand, dem Mitleide das man seiner tiefbekümmerten zärtlichen Mutter schenkte, und den Vorbitten seiner Vaterschwester, die als erste Kammerfrau der verwitweten Herzogin, deren ganz besonderes Zutraun und allgemeine Verehrung genoß. —

Daß übrigens Kotzebue, wenn es irgend möglich gewesen wäre, diese Vorfälle so zu stellen, als ob ihm von seinen Feinden Unrecht widerfah-

ren sey, Gelegenheit gesucht und gefunden haben würde, die ihn treffende Mackel von sich zu entfernen und wenigstens eine scheinbare Vertheidigung in die Lesewelt zu schicken, dafür bürgt seine ganze übrige Lebensweise und sein Schriftstellercharakter. —

August von Kotzebue's Leben.

Zweites Buch.

Sein Aufenthalt in Rußland. — Seine Flucht nach Paris. — Geschichte des Bahrdt mit der eisernen Stirn.

Der edle Staatsmann, welcher als Erzieher des gegenwärtigen Großherzog von Sachsen-Weimar, dieses schönen Vorbildes eines in liberalen Ideen wirkenden Regenten, bis 1778 zu Weimar gewohnt und mit Kotzebue's Vater und Familie nähere Bekanntschaft gehabt hatte, der noch jetzt in Regensburg im hohen Alter lebende Königl. Preußische. Staatsminister Graf von Schlitz genannt von Görtz *), stand damals als Preußischer Gesandter zu Petersburg. An ihn war der junge Kotzebue, der nun in

*) Eine interessante Biographie dieses Nestor's der jetzt lebenden Staatsmänner, von J. von Arnoldi, findet man im achten Stücke der Zeitgenossen (Leipzig, bei Brockhaus. 1818).

dem kolossalen nordischen Reiche sein eigentliches Leben beginnen, sich durch Anstellung im öffentlichen Dienst ein Verhältniß bilden sollte, empfohlen. Das Schicksal, welches die äussere Lage der Erdbewohner bestimmt, hatte bis dahin für den zum Jünglinge herangereiften Kotzebue so viel gethan, daß er schon damals, wie auf seiner ganzen ferneren Laufbahn, als ein Lieblingskind desselben erscheint. — Und wenn er dennoch in nicht beneidenswerthen Verhältnissen aus seiner Geburtsstadt, aus dem Kreise seiner Familie und Freunde, aus seinem Vaterlande scheiden mußte, so durfte er die Ursache dieses Mißgeschickes nur in sich selbst suchen; er war deshalb um so unglücklicher. —

Der Minister Graf von Görtz, gern an seinen früheren, so segensreichen Wirkungskreis in Weimar erinnert, nahm sich des Angekommenen mit treuer Liebe an; er empfahl ihn an den General-Ingenieur von Bawr, einen redlichen, einsichtsvollen Mann, der in einem großen Wirkungskreise lebend, Katharina's besondere Gnade genoß, und mit großer Vorliebe für seine Lands-

Leute, die Deutschen, junge, hoffnungsvolle Männer dieser Nation für den russischen Dienst zu gewinnen, immer beflissen war. Der junge Kotzebue empfahl sich dem General von Bawr durch seine äussere Bildung, durch die glückliche Leichtigkeit, mit welcher er schriftlich Gedanken entwickelte, und durch seine Fertigkeit in der französischen Sprache; er machte ihn zu seinem Privatsekretair. Diese Stelle hatte früher der geniale, leider auf halbem Wege eigener Bildung verkümmerte J. M. R. Lenz *), dessen auch Göthe in seinem „aus meinem Leben" gedenkt, bekleidet; aber nie war er dahin gelangt, zu erkennen und an sich zu bewähren, was Göthe so schön und so wahr bemerkt: „wie alle Menschen guter Art bei zunehmender Bildung empfinden, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideale, und daß in diesem Gefühle der Grund alles Edlen auf-

*) Er starb mit zerrüttetem Geiste, in tiefster Armuth den 24sten Mai 1792 zu Moskau. Siehe das Intelligenzblatt der allg. Lit. Zeitung. Jahrgang 1792. Nro. 99.

zufinden sey.“ — Lenz blieb immer für die wirkliche Welt des Menschenlebens völlig unbrauchbar und nutzlos, und konnte doch auch nicht seiner idealen Welt eine harmonische Selbstständigkeit geben; so erregte er denn in seinem Amtsverhältnisse gar bald die Unzufriedenheit seines nachsichtsvollen Principals. Dieses Vorbild und die ihm mit auf die Reise gegebenen, innigen Ermahnungen seiner zärtlichen Mutter, gereichten Kotzebue zur Warnung. Er widmete sich mit aller Anstrengung seinem neuen Berufe — doch — wir wollen ihn selbst erzählen hören:

„Ich nahm mir vor, die Dichtkunst ganz an den Nagel zu hängen, aber naturam si furca expellas — zwar verging wohl ein halbes Jahr während ich mir selbst Wort hielt, und meine Vorgesetzten wußten nicht einmal, daß ein Dichterfunke in mir glimmte, oder daß sogar schon mein Name in dem Leipziger Meßkatalog erschienen sey. Diese Bescheidenheit war eigentlich das Resultat meiner Beobachtungen, denn ich fing an einzusehen, daß man — und zwar mit allem Rechte — in der großen Welt einen sehr gerin-

gen Werth auf ein Geschöpf legt, das zu reimen versteht." —

— Warum nennt K. das, das Resultat seiner Beobachtungen, was doch zur Ehre seines Herzens, in Erwiederung so großer Zärtlichkeit, vielleicht nur das Resultat des wiederholten Flehens und der vom tiefen Kummer ausgepreßten Thränen seiner Mutter war. —

— „Ein Zufall zog meine Eitelkeit unter dem wohlthätigen Drucke meiner Vernunft hervor. Der große und biedere General-Ingenieur Bawr reis'te nach Riga, besuchte von Ohngefähr den Hartknochschen Buchladen, und fand dort die obenerwähnten Erzählungen. Er stutzte, fragte, erfuhr, der Verfasser sey der nämliche Kotzebue, der jetzt unter seiner Anleitung, bei ganz heterogenen Arbeiten schwitzte. Er kaufte das Buch, kam zurück, und als wir bei Tische saßen, ließ er sichs unvermuthet bringen. Ich erröthete, und sein Beifall blies die Asche von dem noch immer glimmenden Funken. Nach und nach fing ich wieder an, meine Nebenstunden, — deren ich damals freilich sehr wenige zählte — den Musen

führung bestimmt, und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, sandte eines Morgens der Oberpolizeimeister auf das Theater, und ließ es verbieten. Der bestürzte Fiala lief zum General Bawr, der General Bawr fuhr zum Oberpolizeimeister, ihn von der Unschuld des Inhalts zu versichern. Aber — es existirte eine mir unbekannte Ukase von Peter dem Großen, welche diesen Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärte. Wie durfte ich es also wagen, meinen Helden unter dem Titel: Zaar von Moskau, vor das Publikum zu stellen? — Aus Achtung für den General Bawr gab der Polizeimeister zwar die Aufführung endlich nach; aber er sandte einen Offizier zu mir, mit dem Bedeuten: mein Stück wenigstens dahin abzuändern, daß dieser Demetrius öffentlich vor dem Volke entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonstrirte ich dem Offizier, daß er eben so gut das ganze Trauerspiel ins Feuer werfen könne; er bestand darauf, ich solle nur diesen einzigen, kleinen Umstand ändern. Der General legte sich abermals ins

Mittel, und man begnügte sich endlich mit einer feierlich von mir ausgestellten Erklärung: daß ich für meine Person, der hohen Ukase gemäß, völlig von der Betrügerei des Demetrius überzeugt sey, und daß die Freiheit, welche ich mir in meinem Schauspiele genommen, blos eine licentia poetica gewesen. — So wurde es denn wirklich, trotz aller Hindernisse, vor einem zahlreichen Publikum, dessen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr gespannt worden, mit einem Beifall aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anspruch machen durfte. — Bald nachher schrieb ich ein Lustspiel: Die Nonne und das Kammermädchen. Die Aufhebung der Klöster, die gerade damals Joseph den Zweiten beschäftigte, und die von den Engländern im Texel blockirte holländische Flotte, hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da diese Begebenheiten des Tages damals großes Aufsehn erregten, so konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen." —

Für die Erweiterung seiner Kenntniß des Theaters war der damalige Aufenthalt zu Petersburg sehr geeignet, und K. benutzte ihn sehr eif-

rig, in sofern er die Bühnen der verschiedenen Nationen, der Russen, der Franzosen, und besonders der Italiener fleißig besuchte. Letztere zeichnete sich durch einen recht vorzüglichen Harlekin aus und zog ihn daher besonders an. — „Ich versäumte“ (sagt er, in der Flucht nach Paris) „trotz dem Gespötte meiner Freunde, selten das italienische Lustspiel, weil man sich dort immer recht satt lachen konnte, und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden mochte. Die ganze Welt konnte nicht begreifen, wie man über das abgeschmackte Zeug lachen könne; aber die ganze Welt ging hin und lachte. Hinterher schämten sie sich aber, und, ausser mir, gestanden nur Wenige ein, daß ihnen das Ding wirklich Spaß mache.“ — Dieses Bekenntniß bestätigt, daß die Komick des italienischen Lustspieles K— früh fesselte, wie dieses auch manche seiner Dichtungen beweisen; jedoch machen letztere es kund, daß er nie dahin gelangte, eine klare Ansicht von dem eigenthümlichen Wesen der italienischen Masken und besonders ihres Harlekin's zu erhalten. — Er führt fort:

Einer, zwar nur mit sehr geringer Mühe verbundenen, aber in Rücksicht des Lokals, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nämlich von dem großen Schwall deutscher Journale nur wenige sich bis nach Petersburg verirrten, und auch diese wenigen nicht gelesen wurden, weil sie, einzeln genommen, wenig lesbares enthielten, so veranstaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutschen Journalen, und gab, unter dem Titel: Bibliothek der Journale, monatlich einen starken Heft heraus. Mehrere Bände von dieser Schrift, die nach meiner Abreise von einem andern Unternehmer fortgesetzt wurde, sind erschienen. Sie wurde von dem deutschen Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen günstig aufgenommen, und hinlänglich unterstützt. — Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bei Hofe hatten, den Plan, mir einen gewissen Posten zu verschaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen sehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen Fabeln und Erzählungen für junge Fürsten schriebe, und sol-

ches den jungen Großfürsten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für diese Dichtungsart gefühlt; da sie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden sollte, so beschloß ich den Versuch zu wagen. Ich theilte diesen Entschluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthusiastisch eingenommen war. Er versprach ohne Bedenken diese Fabeln mit typographischem Prunke drucken zu lassen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den ersten Bogen in Empfang nahm. Fast täglich überlief er mich, riß mir die noch nassen Blätter weg, ließ sie auf das schönste Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn sie auch nur eine Oktavseite einnahm, einen Kupferstich verfertigen. So wurden in der größten Geschwindigkeit die ersten vier Bogen vollendet, die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was den äussern Schmuck betraf, einen solchen Triumph wohl rechtfertigten. Aber wie erschrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir selbst gestehen mußte, daß auch nicht eine einzige

darunter sey, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich sah nun wohl ein, daß ich für diese Gattung von Gedichten nur deshalb keinen Trieb verspürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beschloß daher kurz und gut, dem Verleger alle seine Kosten zu ersetzen, und die vier Bogen in eine ewige Vergessenheit zu vergraben. — O ihr! die ihr mich oft laut und versteckt der Eitelkeit beschuldigt, mit meinen Fabeln in der Hand strafe ich euch Lügen. Ihr Rückkauf kostete mich einige hundert Rubel, aber meine Eigenliebe keinen Seufzer!" —

So weit er selbst. — Was das Todesurtheil betrifft, welches er über seine Fabeln aussprach, so ist es zu bewundern, daß er zur Erkenntniß ihrer Werthlosigkeit so spät und doch wiederum so früh kam. Die Ueberzeugung, daß ihm für diese Dichtungsart alles Talent mangele, muß schnell vorübergehend gewesen seyn, denn, so sehr auch alle Welt mit dieser Behauptung übereinstimmte, so hat doch Kotzebue seinen spätern Schriften häufig Fabeln eingestreut. — Der re-

bendste Beweis ungemessener Eitelkeit, welche, wie häufig bemerkt, sein ganzes Daseyn gefangen nahm, liegt unverkennbar in der ganzen Art und Weise, mit der er hier selbstgefällig, um einen Gegenbeweis zu führen, auftritt. —

Jene Aussicht zur Erlangung eines gewissen Postens scheiterte, und auch die Freude, unter der Autorität seines Chefs bei der Direktion des deutschen Theaters in Petersburg einen Wirkungskreis zu haben, dauerte nicht lange. Schon im Jahre 1783 starb der General Bawr *); da K. nur in dessen Privatdiensten stand, so würden mit diesem Todesfalle seine Aussichten für eine fernere Dienstkarriere sehr verdunkelt seyn, wenn

*) Friedrich Wilhelm von Bawr, zu Biber, im Hanauschen, wo sein Vater Oberförster war, 1731 geboren, trat 1755 mit guten Schulstudien ausgerüstet in Hessische Militairdienste, war im siebenjährigen Kriege einige Zeit General-Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nahm 1761 als Husaren-Major preußische Dienste und privatisirte nach dem Frieden auf seinem Gute zu Bockenheim bei Frankfurt am Main. 1769 zog ihn Katharina II. in russische Dienste, wo er im Felde den Ruhm eines einsichtsvollen Generals bewährte,

Bawr nicht, als einen Beweis, daß sich Kotzebue seine Gunst zu erwerben wußte, in seinem Testamente seinen bisherigen Sekretair der Gnade der Kaiserin besonders empfohlen hätte. Katharina ehrte in diesem Vermächtnisse die Verdienste des Entschlafenen und ernannte noch in demselben Jahre den ihrem Schutze Uebergebenen, zum Titularrath, unter Ertheilung des Befehles, ihn in der neuerrichteten Revalschen Statthalterschaft anzustellen. Diesem zufolge ging Kotzebue kurze Zeit nachher als Assessor des Oberappellationstribunals nach Reval ab.

Amtsgeschäfte scheinen in diesem neuen Verhältnisse Kotzebue's Thätigkeit wenig in An-

noch größere Verdienste aber sich durch Anlegung mehrerer Kanäle, Wasserleitungen, Kunststraßen, Häfenbaue und Verbesserung der Salzwerke erwarb. Die Kaiserin schätzte ihn sehr, ehrte ihn beim Leben durch mehrere Gnadenbezeugungen und Ordensverleihungen, und ließ zu seinem Ehrengedächtniß, nachdem er den 4ten Febr. 1783 gestorben, ein marmornes Monument errichten. — Er gab eine treffliche Karte von der Moldau in sieben Blättern, und sehr belehrende Mémoires histor. geogr. sur la Valachie (1778) heraus. —

spruch genommen zu haben. Er verlebte den er-
sten Sommer größtentheils auf dem Lustschlosse
Katharinenthal, las mehr als er schrieb, und fand
in den Familien des Esthländischen Adels, als
ein lebendiger junger Mann, als ein heiterer Ge-
sellschafter die freundlichste Aufnahme. Sogleich
wie er die ersten Fäden der Bekanntschaft in den
gebildeten Zirkeln jenes Landes angeknüpft hatte,
beschäftigte er sich mit der Bildung eines Privat-
theaters. Die Schauspielerkunst machte denn auch
seit seinem Aufenthalte in Reval wichtige Fort-
schritte. Vor der Zeit seiner Ankunft wurden
zuweilen von umherziehenden, mitunter höchst
elenden Gesellschaften, Schauspiele in Reval, Per-
nau und andern Städten aufgeführt. Unter den
Revalern weckte er die Liebe für jene Kunst und
begründete ein Nationaltheater, das sich auch
noch erhielt, als er schon längere Zeit die Di-
rektion aufgegeben hatte. Er wußte den theatra-
lischen Enthusiasm, der sein eignes Lebenselement
war, einem Theile des Revalschen Publikums
mitzutheilen. Die Neuheit einer Erscheinung, wie
die des Privattheaters, sprach Viele an, und

der schöne Sinn der Mildthätigkeit, der zur Schau getragen wurde, indem man die Stücke zum Besten der Armen gab, versöhnte selbst manchen Andersdenkenden. Wie aber das Komödienspiel auf das häusliche Glück so mancher Familie einen höchstschädlichen Einfluß hatte, wie manche brave Gattin, manche stille gute Tochter zu galanten Damen und Theaterprinzessinnen umgebildet wurden, erkannten die Besonnenern erst, als die Lust an diesen Beschäftigungen schon recht weiten Spielraum gewonnen hatte *).

Von mehreren Seiten her schien sich das Glück zu überbieten, um Kotzebue's Lage zu verschönern. Er gewann das Herz eines Mädchens, dessen körperliche und geistige Reitze seine Wünsche fesselten; er war der Lehrer der Geliebten und wußte, ohngeachtet vieles Widerspruches von Seiten der Familie des Fräuleins, dahin zu gelangen, daß ihm ihre Hand nicht versagt werden

---

*) Siehe: „Ueber den neuesten Zustand der Literatur, Gelehrsamkeit, Künste u. s. f. in Liefland und Esthland von J. C. Petri.“ Im allgemeinen liter. Anzeiger. 1801. Seite 1084 ff. ff.

konnte; Friederike von Essen, die reichbeglückerte Tochter des Oberkommandanten, Generallieutenants und Ritters von Essen, der sich bald darauf mit dem, ihm anfänglich gar nicht zusagenden Schwiegersohne versöhnte, wurde seine Gattin (1784). Im Jahre 1785 wurde die ehrenvolle Stelle eines Präsidenten des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland erledigt; der Generalgouverneur Graf Browne *) schlug ihn dazu vor; und er erhielt sie mit dem Range eines Obristlieutenants. Von dem Zeitpunkte an, wo Kotzebue zu dieser Präsidentenstelle, mit der der persönliche Adel verknüpft ist, gelangte, schrieb er sich von Kotzebue und verschaffte so seinen

*) George Reichsgraf von Browne, General-Gouverneur von Lief- und Esthland, 1698 in Irland aus einer der ältesten und blühendsten Familien geboren, trat, als Katholik daheim von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, im 27sten Jahre in Churpfälzische und 1730 in russische Kriegsdienste, wo er bis 1762 ruhmvoll unter den nordischen Kaiserfahnen focht und dann als General-Gouverneur jener Provinzen dreißig Jahre hindurch alles Nützliche, Gerechte und Edle unermüdet beförderte. Er starb 94 Jahr alt, den 18ten Sept. 1792.

Nachkommen den Familienadel, ein Ziel wonach seine Eitelkeit schon längst strebte. Um hierzu zu gelangen, hatte er sich schon an das preußische Ministerium gewendet, seine Abstammung von einer adlichen Familie der Mark vorgegeben, die in dem Dorfe Kossebuh ihren Sitz gehabt haben soll, und darauf das Gesuch, um Verleihung oder Erneuerung des Adels, gestützt *); er war aber von dem Minister Grafen von Herzberg ab-

*) In den an sich höchst unbedeutenden theologischen Streitigkeiten, die auf den Magdeburgischen Kanzeln und Schulstuben, auch in mehr als dreißig Fehdeschriften, zwischen dem Pastor Cramer und dem Rektor Evenius, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts geführt worden, trat auch für die Partei des letztern ein Pastor Kotzebue oder Kotzebuvius (wahrscheinlich ein Vorfahr unseres K., aber kein nobilitirter) auf, dessen der Alvenslebische Pastor Schrader in einer Schrift: Fustes Alvenslebienses d. i. Alvenslebische Prügel und Knüttel auf zwei Pasquillenmacher sche Stadtesel zu Magdeburg," also gedenkt: „Ich habe zween Pillen gemacht, die ich Kotzebuvio und Evenio in ihre ehrendiebische und verläumderische Hälse, legitime retorquendo hineinschieben will," u. s. f.

als wenn Heuchler und Zungendrescher an die Thür klopfen. Die Wälder waren von Raubthieren bewohnt, aber die Verläumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in den Morästen umher, aber der Neid gesellte sich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch später entfaltete sich die Rose, aber Unschuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden seine Früchte, aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groschen ist eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Die Musen verschmähten nicht, jene Wälder zu verschönern. Die ersten beiden Schauspiele, denen er selbst einigen Werth beilegt, der Eremit auf Formentera und Adelheid von Wulfingen wurden auf Kiekel (dem eben geschilderten Landsitze der Familie Rosen) geschrieben. Die Vorstellung des Eremiten wurde dort sogar gegeben." —

Wenn Kotzebue an einem Orte seinen Wohnort aufschlug, so war das Theater sein erster Gedanke und ein Liebhabertheater sein erstes Streben; so auch zu Reval, wo es ihm besonderen

Kummer veranlaßte, daß der zahlreiche Adel der Stadt und der umliegenden Gegend sich, selbst nach K—s Verheirathung, gar nicht wollte für das Liebhabertheater gewinnen lassen. Er läßt seinen lebhaften Unwillen darüber „in der Nachricht von einem theatralischen Institute, welches der Welt bekannt zu werden verdient“ (Siehe gesammelte kleine Schriften des Hrn. v. K. Thl. 3) auf alle Weise aus, und weiß sich gar nicht darein zu finden, nicht darüber zu trösten, daß man den hohen Werth des Liebhabertheaters nicht anerkennen will, obgleich der Ueberschuß der Einnahme zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen verwendet wird; er stellt officielle Belobungsschreiben über diese erworbenen Verdienste der Mildthätigkeit zur Schau, und theilt ein Schreiben an die Mitglieder des Esthländischen Ministerii (vom 21 Januar 1786) mit, worin er die Herren Prediger bittet, sie mögten doch „mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile gegen das Liebhabertheater, um der bedrängten Witwen und Waisen willen bekämpfen.“ „Und wie können wir am sichersten hoffen,“ fährt er fort, „diesen Wunsch zu

erreichen, als indem wir uns an diejenige ehrwürdige Versammlung wenden, deren Mitglieder vermöge der Aemter, die sie tragen, Berather der Witwen und Väter der Waisen seyn sollen und sind. Ihr Beyspiel wird jeden Zweifler überzeugen, Vorurtheil und Verläumbung werden erschüttert zurückbeben. Wir wagen es daher, Sie zu bitten, unsere gesellschaftliche Bühne mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Theilen Sie mit uns den Segen der Armen, flößen Sie uns durch Ihre Unterstützung Stolz und Muth ein, und rechnen Sie auf unsern innigsten, aus der Fülle unseres Herzens strömenden Dank.“ — Hierauf antwortet der Herr Oberpastor Moier Namens des Ministerii sehr vernünftig, indem er die Einladung zur Unterstützung nicht als eine Aufforderung zum Mitspielen, sondern nur zum Besuchen des Theaters nimmt, daß er nicht glaube, die persönliche Gegenwart der Prediger im Schauspielhause könne etwannige Vorurtheile beschwichtigen; übrigens stehe es ja jedem Geistlichen, der es gerathen finde, frei, das Liebhabertheater zu besuchen, ohne deshalb von Seiten des

Ministerii Tadel befürchten zu dürfen. — „Wie oft Ernst und Scherz angewandt worden," sagt v. K. weiter, „die Feinde unserer Bühne zu bekehren, mag auch das Nachspiel beweisen, welches am achten December 1786 auf dem Liebhabertheater zu Reval aufgeführt ist." — Es ist überschrieben: Das Liebhabertheater vor dem Parlament, ein Nachspiel mit Gesang, und hat ganz den Charakter eines Personal-Pasquills auf die Widersacher der Liebhabertheaterfreude; die Gegner derselben heißen der Präsident von Güldenkalb, die Parlamentsräthe Weibermund, Jaja, Olim und Klatschsieb, die Vertheidiger dagegen Selten und Herz. Das ganze Publikum wußte damals in Reval, wer unter jedem Namen gemeint sey. —

Von Kotzebue hegte das Verlangen, nach so schnell in Rußland gemachten Fortschritten auf der Stufenleiter der Ehrenstellen, Deutschland wiederzusehn; auch dieser Wunsch wurde ihm gewährt, indem er zu einer solchen Reise den erbetenen Urlaub erhielt. Er setzte mit derselben ernstere literarische Zwecke in Verbindung, indem

er theils für die Ausführung der Idee einer Geschichte Heinrichs des Löwen Manches sammelte, theils ein Werk vorbereitete, das er über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm, aller Völker, aller Jahrhunderte zu schreiben gedachte. Zwar kamen beide nicht zu Stande; jedoch rechnete er es sich immer zum Verdienste an, den Plan des zuletztgenannten Unternehmens, dessen Ausführung seine Kräfte überstieg, gefaßt zu haben. Er versichert späterhin, daß ihm das Unternehmen in anderer Rücksicht sehr nützlich geworden, denn er habe seine Kräfte daran geübt, mehrere hundert philosophische und historische Werke zu diesem Behufe gelesen, mehrere Alphabete von Kollektaneen gesammelt. Nie bereuete er den eisernen Fleiß, mit welchem er über diese Idee brütete, die unzähligen Stunden die er darauf verwandte, und das Einzige was ihm Reue auspreßte, war das Bruchstück dieses Werkes, über den Adel, was er lange nachher aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt drucken ließ. (Jüngste Kinder meiner Laune. Thl. 5. S. 222).

Unter diesen Beschäftigungen, von welchen

besonders die Leitung des Revalschen Privattheaters sehr zeitraubend war, unter den Genüssen eines auf äusseren Wohlstand gegründeten geselligen Lebens, mangelte ihm dennoch die Zeit nicht, die schriftstellerische Laufbahn mit einer Rüstigkeit zu verfolgen, die mit seinen reifern Jahren immer zunahm. Im gegenwärtigen Zeitraume beendete er seinen Roman, die Leiden der Ortenbergschen Familie, begann eine Zeitschrift, für Geist und Herz, die aber wenig Beifall fand, und entwarf die dramatischen und Unterhaltungsaufsätze, die er bald darauf unter dem Titel: kleine gesammelte Schriften in vier Bändchen herausgab. Wie reitzbar er auch gegen jeden Tadel war, der gegen seine Produktionen ausgesprochen wurde, so fühlte er sich doch für denselben reichlich entschädigt, durch den Beifall, den er sich in der Theater- und Lesewelt zu verschaffen wußte, durch lebendige Darstellung, glückliche Benutzung der Kontraste, leichtes und gewandtes Zusammenreihen der Scenen in der Erzählung, wie im Dialog, durch eine sich schon klar zeigende, sehr genaue Kenntniß des Effektes

auf der Bühne, durch frappantes Sentenzenspiel wie durch Witz, Muthwillen und Laune. —

Wenn man so von K—s Lage und Verhältnisse übersieht und das Reitzende derselben für den jungen, noch nicht dreißig Jahr alten Mann erwägt, so muß man sie beneidenswerth finden, und wirklich mochten auch Neider genug zu ihm hinblicken, wirklich mochten sie manchen Stein des Anstoßes ihm in den blumenbestreuten Pfad werfen. Doch es bestätigt sich immer von Neuem bei näherer Beobachtung des Menschenlebens, daß die höchste Stufe gewährter Wünsche nur zum Mißmuthe führen, wenn nicht innere Wahrheit des Charakters und moralische Selbstständigkeit des Gefühls des Mannes Zufriedenheit sichern, gegen verzärtelte Reitzbarkeit, gegen den Ueberdruß des Glückes und gegen die Unfähigkeit, Misgeschick zu tragen. — Im Herbste 1787 verfiel v. K—, ohne daß eine bedeutende äußere Veranlassung nachgewiesen werden konnte, in einen Trübsinn, der bald zur Gemüthskrankheit und Melancholie wurde. Alle die glücklichen Verhältnisse, die ihm bisher so reizvoll erschienen, zeig=

ten sich ihm jetzt unter den düstersten Farben; das nördlichere Klima, mit seiner schweren Luft, seinem längeren Winter und seinen drückenden Nebeln mochte wirkliches körperliches Uebel, wie es häufig zu gehen pflegt, mit seiner eingebildeten, geistigen Krankheit in Verbindung setzen; es war letzterer, als vorwaltender, um so schwieriger beizukommen, da von K— nie dahingelangte, geistig über sein, nur auf Gefühlen beruhendes Bewußtseyn die geringste Gewalt auszuüben, da ihm die moralische Selbstständigkeit der Religiosität immer fremd blieb. — Was er selbst, was seine Hausgenossen und besonders seine Gattin, in dieser Zeit sollen gelitten haben, durch ihn, der sich damals aus den gesellschaftlichen Verbindungen zurückzog, können die Augenzeugen und er selbst nicht jammervoll genug schildern. In diesem Zustande empfand er heftigen Widerwillen gegen jede Art von Thätigkeit; nur die Vorliebe für das Theater übte noch ihre gewohnte Herrschaft. Er schrieb eine ganze Reihe von Schauspielen, unter welchen die beiden genannt zu werden verdienen, welche, bei den unleugbarsten Spu-

ren von Ueberspannung, v. Kotzebue's Ruf sehr erweiterten, Menschenhaß und Reue, und das Kind der Liebe; ausserdem die Indianer in England, die Sonnenjungfrau, Bruder Moritz der Sonderling, die edle Lüge, u. s. f. — Das zuerst namhaft gemachte Stück, vielleicht das charakteristischste von den zahllosen Schauspielen, die er lieferte, schuf er auf der höchsten Staffel seines Trübsinnes. „Nie" sagt er, „weder vor- noch nachher, ist mir wieder eine solche Fülle von Gedanken und Bildern zugeströmt, und ich glaube, daß es unleugbar Gattungen von Krankheiten giebt, (worunter wohl besonders diejenigen gehören, welche die Reizbarkeit der Nerven vermehren) die die Geisteskräfte höher, als gewöhnlich spannen, so wie der Sage nach, die kranke Muschel eine Perle ansetzt." —

Der große, schnell verbreitete Beifall, den v. K. auf der Bühne, wie in der Lesewelt erhielt, konnte, so sehr auch seine Eitelkeit dadurch geschmeichelt wurde, seine Gemüthsstimmung nicht erheitern; denn jenem Preise stellten sich zahlreiche Kritiken entgegen, die gewöhnlich auf Anerken-

nung seines Talentes, aber auf völlige Misbilligung des davon gemachten Gebrauches hinausliefen. Vorzüglich machten sie darauf aufmerksam, daß er als Dichter immer bei verführten und gefallenen Mädcheh und Weibern verweilte, daß er um neu und originell zu scheinen, was die Handlung betrifft, Unwahrscheinlichkeiten und Bizarrerien, in Hinsicht des Wortes aber hochtönende, unlautere Moral predigende Sentenzen häuft, und seinen Beruf darin setzt, dem konventionellen Leben und dem sittlichen Anstande Hohn zu sprechen. Je lauter solcher Tadel angestimmt wurde, je öfter man mit demselben darauf hindeutete, daß durch diese Mängel von Kotzebue's eigenthümliches Talent für die Bühne der besseren Frucht beraubt werde, um so mehr wurde er verwundet; jede Misbilligung erschien ihm als jämmerlicher Neid, als schändliche Verfolgungssucht. Wer ihn nicht bewunderte und pries, gegen den bildete er sogleich eine schroffe Opposition, und so begann er eine Fehde mit der gesammten Recensentenwelt, die er bis zu seinem Tode mit nie erlöschendem Ingrimm fortsetzte.

Eine kritische Würdigung der für die Geschichte der Literatur nicht unwichtigen sämmtlichen Werke Kotzebue's ist eine besondere Aufgabe, welche mit dieser Darstellung seines Lebens nicht verbunden werden konnte; Vieles dazu ist bereits in zahlreichen einzelnen Aufsätzen beigebracht, Vieles, in der Stimme des Publikums über ihn aufbewahrt. — Nur Eines mag hier, mit näherer Beziehung auf seinen Charakter und auf seine Lebensgeschichte, bemerklich gemacht werden, damit man sich dessen ununterbrochen erinnere: von Kotzebue, der Mensch, der Schriftsteller, der Dichter erscheint als ein Schooskind des Glückes, in sorgenfreier Muße, in erwünschten häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen, in ausgebreitetem Rufe und großem Beifalle des Publikums — aber dies alles genügte ihm nicht, konnte ihm keine Zufriedenheit verleihen; in ihm lebte die Ahnung eines höheren Gutes und das vergebliche Streben nach diesem unerreichbaren Etwas, wurde die Geissel seines Lebens. — Es war Achtung, wahre, auf moralischen Werth gegründete Achtung, die er so sehnsuchtsvoll zu

erlangen wünschte, die aber nach den durch keine Truggestalt zu bestechenden Gesetzen der ewigen Gerechtigkeit immer von ihm floh; wie er auch seine Rolle wechseln oder festhalten mogte: die Achtung seines Zeitalters erreichte er nie. —

Zur Wiederherstellung seiner noch immer leidenden Gesundheit, erhielt er, in Mitwirkung des von der großen Kaiserin persönlich so hochgeschätzten Zimmermann's zu Hannover, dem v. K. auf seiner ersten Reise nach Pyrmont näher bekannt geworden war, einen einjährigen Urlaub, den er benutzte, um Deutschland wieder zu sehen und im Sommer 1790, unter Zimmermanns ärztlicher Leitung die Heilquellen Pyrmonts wieder zu gebrauchen. V. K. erzählt in der Flucht nach Paris, S. 43: „Ich diene der Kaiserin von Rußland. Diese große und gute Frau gedachte mitten im Gewimmel ihrer Siege und Schlachten eines einzelnen kranken Dieners, dessen Gesundheit schon seit Jahren litt, und den die feuchte kalte Luft des baltischen Meeres zu tödten

drohte. Sie schenkte mir ein Jahr, um mich zu erholen." —

Seine Gattin, in naher Hoffnung neuer Mutterfreuden, begleitete ihn bis Weimar, zu ihr kehrte er nach Beendung der Kur mit dem Anfange des Septembers zurück, und dort in seiner Vaterstadt traf ihn das harte Schicksal, diese Gattin an den Folgen einer sonst glücklichen und schnellen Entbindung, in den letzten Tagen des Novembers durch den Tod zu verlieren, nachdem sie ihn zum Vater einer gesunden Tochter gemacht hatte. Daß diese schmerzliche Katastrophe auf ihn, den nervenschwachen, höchstreizbaren, kaumgenesenen Mann einen heftigen Eindruck machte, war sehr natürlich, und weckte das Mitleid jedes gefühlvollen Herzens, aber die Art und Weise wie er in der eben genannten Schrift seine Liebe zur Verstorbenen und seinen Schmerz über ihren Verlust aussprach, ließen an der Lauterkeit und Wahrheit beider zweifeln, so großen Gefallen auch mitunter empfindsame und hysterische Damen an diesem literarischen Todtenopfer fanden. Wenn man durch die Lektüre des Buches zu zweifeln

beginnt, ob v. K. die Darstellung seiner Empfindungen bei dem Krankenbette seiner Gattin und auf der nach ihrem Tode vorgenommenen schnellen Reise nach Paris mit Wahrheitsliebe entworfen, oder wie die gewählte Rolle eines Schauspiels behandelt habe, ob er überall einer wahren Liebe fähig gewesen sey und ob er diese für seine verstorbene Gattin empfunden habe — so sind es geradehin seine eigenen Worte, die solche Zweifel erwecken. So erzählt er schon in der Vorrede: „Noch ist es kein Jahr, als ich mir den Scherz erlaubte, ihr (seiner Gattin) am ersten April einen kritzlichen, unleserlichen Brief zu schreiben, als komme er von einer armen Witwe, die mit ein paar halbnackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verschmachte, und ihre Hülfe anflehe. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damals nicht einmal ganz gesund, aber sie suchte in Eile alte Wäsche und Kleider zusammen, und ließ anspannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich sah den Wagen von Weitem kommen, er hielt still

vor einem Hause am Ende der Vorstadt. Ich erschrack und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! sie war ausgestiegen, um Semmeln zu kaufen für die hungrigen Kinder, welche sie anzutreffen glaubte. So trat sie in das ihr bezeichnete Haus, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwei Rubel zwischen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grausamen Muthwillen, als darüber, daß sie wieder wegfahren sollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war sie vollbracht! Nie wird der erste April wiederkehren, ohne Thränen in meinem Auge zu finden! Nur diesen einen Zug gab ich euch unter tausenden. Solch ein Weib habe ich besessen — und verloren! Ach! darum scheltet nicht, daß ich von ihr rede und nichts anders reden möchte!“ —

Ist ein Mann, der mit den heiligsten Gefühlen, mit dem schönen Sinne des Mitleids eines geliebten Weibes, mit Daransetzung des Verlustes ihrer Gesundheit und ihrer Achtung, einen „grausamen Muthwillen“ treiben, jene durch

Aprilnarrenstreiche entweihen kann, ist der fähig je zu lieben oder geliebt zu werden? —

Dann erzählt v. K — die an sich in keiner Hinsicht merkwürdige Krankheitsgeschichte seiner Frau mit einer technischen Genauigkeit, die ganz zwecklos so oft das sittliche Gefühl beleidigt und Eckel erregt. Man höre ihn (S. 11. ff.) „Herr Hofrath Stark war so gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her (von Weimar nach Jena) gefahren. Er fand meine Frau sehr krank, aber noch lange nicht ohne alle Hoffnung, und ich holte zum erstenmale wieder freien Athem. Ausleerende und schweißtreibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes krankes Weibchen war jetzt sehr eigensinnig und mürrisch. Sie wollte sich, zum Beispiel, die Lavements, die man ihr verordnet hatte, von Niemanden sonst beibringen lassen, als von mir; ich that es also zum erstenmale in meinem Leben mit zitternden Händen, Hofrath Stark gab mir einige Anweisung dazu, die Liebe that das Uebrige es ging recht gut, meine Frau küßte mich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird

der Liebe alles! Ich hoffe nicht, daß jemand bei dieser Stelle spotten wird. Wer anders als gutmüthig darüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn wurden diese Blätter nicht geschrieben." — In gleichem Tone redet er Seite 28 und 29 wo „eine freiwillige starke Ausleerung eine Hauptstütze seiner wiederkehrenden Hoffnung ist," und er dennoch, nach dem Rathe der Aerzte, von Neuem „Lavements bereiten läßt und bereits am Bette steht, sein neues Amt zu verwalten." —

Gutmüthig lächeln, nicht bitter belachen, darf man, wenn v. K. am Krankenbett (S. 9.) ausruft: „O seliger Augenblick! Ich las ihr eine Scene aus meinem Schauspiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfstein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das strich ich weg. Ach! wessen Gefühl wird in Zukunft mich leiten! Mein Genius hat mich verlassen und mein Feuer ist erloschen! — „Oder wenn er (S. 19.) vom Krankenbett ein wenig

hinaus ins Freie geht und versichert: „könnte ich alles beschreiben, was ich auf diesem Wege gedacht, empfunden, gebetet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden." —

„Von Kotzebue's Gattin liegt in den letzten Zügen, und nun — werden wir durch eine Scene überrascht, die einen Beweis giebt, daß Manches im wirklichen Leben wahr ist, was in der poetischen für ungereimt gelten würde. Führte ein Romanenschreiber einen Mann auf, der seine Gattin zärtlich, ja schwärmerisch zu lieben versichert, und doch in dem Augenblicke des beginnenden Todeskampfes, in die Kutsche sich setzte, und schleunigst nach Paris führe, um dort die grands et petits Spectacles der Reihe nach zu besuchen, so würde jeder dieses für unsinnig, charakterlos und unnatürlich halten *) — und doch berichtet v. K. — so und nicht anders von sich selbst. Vielleicht mindert, vielleicht vergrößert diese auf-

*) Eben diese Ansicht sprach schon die Literatur-Zeitung aus, bei der Recension der Flucht nach Paris. 1792. Stück 20. Seite 222 ff.

fallende Charaktersonderbarkeit noch folgende Nachricht (S. 33): „Ich hatte schon seit länger als acht Tagen einem alten treuen Freunde auf einem Spatziergange gesagt, daß ich alle meine Besinnung verlieren würde, im Falle das Schicksal das größte Unglück, den Verlust meines theuren Weibes über mich verhängen würde; ich hatte ihn gebeten, auf diesen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigstens meinen unmündigen, mutterlosen Kindern einen Vater zu erhalten, der selbst seit drei Jahren sein Grab immer offen zu sehen glaubte; ich hatte ihn gebeten, sobald das Leben meiner Frau ohne Rettung verloren sey, in höchster Eile eine Postchaise anspannen zu lassen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur so weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden starben und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er versprach es, und hielt Wort, in dieser schrecklichen Stunde. Er ging selbst, meine Frau noch einmal zu sehn, er sah ihren letzten Todeskampf, kam eilig zurück, hoffnungslos zu dem Hoffnungslosen, und schickte nach der Post.“ —

So nimmt der Scheidende (S. 52.) auf ewig Abschied von der Vaterstadt, die die Freuden des Knaben und die Leiden des Mannes sah, und ruft aus: „In dir erhielt ich das Daseyn — in dir verlor ich es wieder! Hoffnung und Fröhlichkeit geleiteten mich in deine Thore, die Verzweiflung trieb mich hinaus!“ —

Dann erhält der Leser gar flüchtige Reisebemerkungen, die der Titel: „Flucht nach Paris“ zu rechtfertigen scheint, kurze Nachrichten von den Wegen, von den Diligenzen, von den Reisegesellschaften, von den Gasthöfen — und vorzüglich von den Theatern, auf recht sonderbare Weise durchwebt mit Exklamationen an seine Friederike, bald wirklich Gefühl zeigend, bald widerwärtig störend, bald in bombastische Uebertreibungen sich verlierend, oder durch Verletzung des konventionellen Wohlstandes beleidigend, oder nicht selten faunische Lüsternheit kundgebend. Den 30sten November war er in Mainz, den 13ten December in Straßburg und den 18ten in Paris. Hier einige Stellen, die charakteristisch sind: „Man sandte mir heute (zu Mannheim,

den 9ten Nov.) ein Gedicht von unbekannter Hand, auf die gestrige Vorstellung des Kindes der Liebe, des Inhalts: die Kunst habe die Natur auf ein Meisterstück eingeladen, und die Natur habe geantwortet: das müsse von mir verfertigt, und von Iffland, Beck und der Witthöft gespielt werden. Dergleichen grobe Schmeicheleien sind unausstehlich eckelhaft. Ueberhaupt ist es sonderbar, daß jeder, der meine Bekanntschaft macht, gleich meint, er müsse mit einem Lobe meiner Stücke gegen mich debütiren. Muß man sich denn einem Dichter immer mit vollem Maule näheren, wie den morgenländischen Königen mit vollen Händen? Wenn die Leute nur wüßten, wie einem dabei zu Muthe, und wie jämmerlich verlegen man ist, immer die gewöhnlichen Gemeinsprüche herstottern zu müssen: „ich bitte gehorsamst! Sie erzeigen mir viel Ehre! Ihr Beifall ist mir eine Aufmunterung u. s. w." Man glaube indessen ja nicht (— Wem wäre dies wohl je eingefallen —) daß mir die Achtung der Menschen gleichgültig sey; nur mit ihren Hofworten sollen sie mich verschonen" — (Seite 63).

„Der Buchhändler Amand König zu Straßburg läßt jetzt eine Uebersetzung meiner Adelheid von Wulfingen drucken, deren Verfasserin eine gewisse Madame de Rome in Paris ist. Diese Uebersetzung gab er mir mit nach Hause, um sie durchzublättern, und die Lektüre der französischen Adèle de Wulfing hat mir viel Spaß gemacht. Es ist alles französirt" — (Seite 80).

„Diese Art Gefangenschaft (im verschlossenen Wagen der Diligenze) hat mir manche Herzensbeklemmung verursacht, denn ich kann nichts weniger leiden, als so eingesperrt zu seyn. Will man einmal p—ssen, so ist das eine schreckliche Weitläufigkeit, ehe der Kondukteur (der den Wagen aufschließt,) gerufen wird; ehe er die Hülferufende Stimme vernimmt; ehe er dem Postillion den Befehl, stille zu halten, ertheilt; ehe er von seinem hohen Sitze herabsteigt, die Thür zu öffnen; ehe die sämmtlichen Gepreßten sich auf einige Augenblicke noch härter zusammenpressen, um den einen Nothleidenden hinauszulassen, wobei sie natürlich oft schiefe Gesichter ziehen; ehe die Bank aufgehoben wird, welche den Eingang ver-

bollwerkt; ehe der Tritt heruntergelassen wird, auf welchem man zur Erde hinabsteigt: — nein, lieber hält man sein bischen Wasser drei Stunden länger an sich, und wagt alles, ehe man sich entschließt, einen so gewaltigen Aufruhr zu erregen" — (Seite 85).

„Man findet (in den französischen Gasthäusern) nirgends Oefen, nirgends geheitzte Zimmer. Man wird sogleich in die Küche geführt, wo ein gutes Kaminfeuer brennt. Wer glücklicher Weise unter den ersten Eintretenden ist, und sich überhaupt auf das Herzudrängen versteht, nun der kann das Vergnügen genießen, seinen H— oder sein Vordertheil zu wärmen, denn beides auf einmal ist nicht möglich, und das ist wieder ein neuer Vortheil für den Schnupfenliebhaber, so wie auch der Fußboden diesen seltsamen Leuten nicht wenig zu statten kommt, da er nirgends gedielt, sondern überall mit Backsteinen ausgelegt ist, welche eine kalte Nässe schwitzen. Dieser Schweiß ist es jedoch nicht allein, der die Fußboden netzt, sondern man findet in jeder Küche noch so viel nebenher gegossen, gesprützt, ge-

spuckt, von Hunden gep—t, daß man seines Gleichgewichts ziemlich gewiß seyn, oder das Schlittschuhfahren gut verstehn muß, um sicher darauf zu wandeln" — (Seite 88). Am schlimmsten ist ein armer, mit seiner Gesundheit entzweiter Mensch daran, der sich etwa gewöhnt hat, gewissen unterirdischen Gottheiten, die einst bei den Römern in großem Ansehn standen, jeden Morgen sein Opfer zu bringen. Das ewige Rütteln des Fuhrwerks wird ihm Verstopfungen verursachen; ist er etwa gewohnt, diese durch eine Tasse Kaffee und eine Morgenpfeife zu bekämpfen, so wird ihm entweder gar keine Zeit dazu gestattet, oder, gesetzt auch, er bricht sich von seiner nächtlichen Ruhe eine Stunde ab, steht eine Stunde früher auf, als alle andere, um dieses große Bedürfniß zu befriedigen, dessen Vernachlässigung, wie Montaigne sagt, einen Seneca zum Narren machen kann, wo soll er Kaffee hernehmen?" —

„Wäre ich nicht im Mittelpunkte aller Zerstreuungen (in Paris), so würde der heutige Tag mir sehr traurig verfließen, denn es ist der Stiftungstag unsers Liebhabertheaters.

Heute ist in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum erstenmale dort gespielt. Meine theure Friederike machte die Amazili, der Kranz im Haare stand ihr so gut — o Gott! welch eine schmerzliche Rückerinnerung!" — (S. 105).

„In den Logen (des Theaters, denn dies ist Hrn. v. K—s Flucht-Ziel) rings umher glänzten viele, sehr viele, größtentheils künstlich schöne Gesichter. Ach! nirgends eine Friederike! nirgends ein Gesicht, das den vollen Ausdruck der Güte, so in jedem Zuge trug, als das Ihrige!" — (Seite 115).

„Psyche (ein Ballet) an der Toilette, wo die Liebesgötterchen allenthalben gleichsam hervorwuchsen; Psyche als Schülerin der Terpsichore das alles hat theils stark, theils sanft auf meine Sinne gewirkt, die Tänzerin, welche Psyche darstellte, war ein reizendes Geschöpf, und konnte so viel Unschuld heucheln, als sey sie in ihrem Leben nicht Tänzerin der großen Oper in Paris gewesen" — (S. 117).

„In die Loge, welche wir eingenommen hatten,

schlichen sich auch ein paar Freudenmädchen ein. Da ich dieser Klasse von Dirnen einmal erwähne, so muß ich bei der Gelegenheit sagen, daß ich auch noch nicht eine gesehen habe, die fähig wäre einen Mann von nur etwas zartem Geschmacke zu reitzen. Die Frechheit hat jedes Gesicht gestempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einst, in früheren Jahren der Unschuld, Liebesgötter bewohnten, dient jetzt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Blässe, schwärzlich blaue Säcke hängen unter den matten Augen. Das ist das treue Bild derer die ich bis jetzt sah, und ich habe viele gesehen, denn im Palais royal schwärmen sie haufenweise herum. Uns gegenüber, in einer Loge, saß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich so eingerichtet hatte, daß man sie augenblicklich für das, was sie war, erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgesicht wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen sehr gehoben. — Wieder auf unsere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie saßen

vorher in der Loge neben uns, mochten aber wohl gehört haben, daß wir deutsch mit einander sprachen, mochten uns für ein paar fremde Nigauds halten, und gesellten sich daher zu uns. Stoff zum Gespräch fand sich bald. Die Eine frug, ob wir Engländer wären? — Ja, antwortete mein Gefährte. Ich bemerkte darauf, daß die Fragerin zwar sehr gut französisch sprach, aber es sehr langsam zu sprechen affektirte. Ich frug sie um die Ursach. — Monsieur, sagte sie, je ne suis pas française, je suis allemande. — Aus welcher Gegend Deutschlands? — de Vienne, war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immerfort deutsch unter einander und sie nahm es ganz treuherzig für englisch. Ich mußte mich auf die Zunge beißen, um ihr nicht ins Gesicht zu lachen. Vermuthlich glaubte sie unser Zutrauen zu vermehren, indem sie sich selbst für eine Fremde gab. Wenn wir still schwiegen, so hörte ich sie unter einander reden, von diesem und jenem Traiteur und Restaurateur, wo man des Abends vortrefflich soupire. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hause

und aß mein einfaches Aepfel-Kompôt" — (Seite 128 ff.)

„Eine Menge Freudendirnen zierten abermals dieses Spektakel, und waren zum Theil sehr zudringlich. Eine davon steckte meinem Gefährten ihre Addresse in die Hand, die ich zum Scherz genau kopiren will: Mlle Adelaide, au palais royal Nro. 88 par le derrière. — Wer Lust hat sie zu besuchen, der mag es thun" — (Seite 134).

„Die Unverschämtheit der Freudenmädchen lernte ich an diesem Abend erst recht kennen. Sie waren heute alle außerordentlich geputzt; man hätte die geringste unter ihnen für eine Dame genommen. Zwei junge hübsche Dinger, welche Arm in Arm gingen, verfolgten uns unaufhörlich, und schlugen uns eine partie quarrée vor. Um sie los zu werden, sagte ich der einen, ihre Gefährtin sey nicht hübsch genug. — Mais, sagte sie, elle est très bien composée. — Während dieses Gespräches drängte sich eine dritte zwischen uns, und raunte mir sehr schnell ins Ohr: voulez vous venir, me voir? — Das nahmen die andern beiden, die schon lange auf uns Jagd ge-

macht hatten, sehr übel. Comment Madame! sagten sie der Neuhinzugekommenen: vous nous enlevez nos hommes? — Um ihrem Streite die Realität zu benehmen, ließen wir sie alle drei stehn, und verschwanden im Gedränge. Eine Vierte hatte uns vermuthlich deutsch reden hören, und drängte sich nun beständig an uns heran, indem sie das Wort deutsch! deutsch! in einem sehr komischen Accente aussprach, welches sie irgendwo aufgeschnappt haben mochte. Eine fünfte endlich, welche mein Gefährte im Schauspiele hatte kennen lernen, ein niedliches, kleines Ding von kaum sechzehn Jahren, drollig und lebhaft, lud uns mit so ausgelassener Lustigkeit zum Souper ein (versteht sich auf unsere Kosten) daß wir uns entschlossen, mit ihr zu gehn, um doch einmal zu sehn, wie es bei einem solchen Mädchen aussehe und auf welchem Fuß sie lebe." —

Doch genug und vielleicht schon bis zum höchsten Widerwillen zuviel, von der Art und Weise wie der Hr. v. K., der über den Tod seiner Gattin im tiefsten Seelenschmerz versunkne Witwer, sich mit den Freudenmädchen zu unterhal-

ten und wo es ihm etwa rathsam dünkt, seinen Begleiter als Sündenträger vorzuschieben weiß. Aber Kotzebue's moralische Seelenstärke kann mit Leichtigkeit solche Extreme vereinigen und sich vor sich selbst, wie vor dem gleichgesinnten Leser recht- fertigen: „Ich," sagt er, „einem Freudenmädchen gegenüber! Einem hübschen närrischen Mädchen das um uns her gaukelte, und durch jede ihrer Bewegungen Begierden zu wecken suchte — — Ach! wer so geliebt hat, als ich, der darf sich kühn unter Lais und Phrynen wagen. Ein Gedanke an meine Friederike — o wie klein und albern, wie eckelhaft und langweilig kam mir alles rings umher vor. Ein Gedanke an dich! vielleicht hat dein Geist mich umschwebt! wohl mir! ich darf deine Gegenwart nicht scheuen, selbst bei einem Freudenmädchen. — — O ich kann das nicht beschreiben, wie mir zu Muthe ist; aber meine Empfindungen sind wahrlich edel! und so verachte ich den, der vielleicht den Mund spöttisch verzieht, wenn er lies't, daß ich bei einem Freudenmädchen war — — (Seite 152 ff. ff.). Da findet man dann den psycholo-

gischen Schlüssel zu dem schnellen Wechsel der Empfindungen, wovon Ein, in der großen Oper verlebter Abend wieder ein recht auffallendes Beispiel giebt. Zuerst wird Gluck's Alceste gegeben, da arbeitet seine kranke Phantasie Aehnlichkeiten und Beziehungen zu suchen. — „Ja, es ist vielleicht lächerlich, aber nicht lachenswürdig: ich sah im Admet mich selbst! Admet krank, ich auch; sein Weib opfert das Leben für das Seinige: ich reise, um meine Gesundheit wieder herzustellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieser Reise! Hat sie sich nicht auch für mich geopfert?" — (Seite 217). — Aber bei dem Ballete, Telemach und Psyche, welches man als Nachspiel giebt, verweilt „die kranke Phantasie," bei ganz andern Aehnlichkeiten und Beziehungen. „Telemach erhält, wie Psyche, alle Sinne in einer lieblichen fröhlichen Spannung. Wie die hübschen Mädchen umherwimmeln, wie göttlich sie tanzen, wie wollüstig, und doch grazienvoll jede ihrer Bewegungen, welcher süße Wirwar, welche Gruppen! — Für ein Raffinement von Koketterie

halte ich es, daß die Unterhosen der Damen von fleischfarbener Seide gemacht sind" (Seite 220). Darf man von v. K— das rühmen, was er an einer reizenden Schauspielerin, „die kleine, liebe, unschuldige Rose Renaud" preis't? — Er sagt: „Wenigstens hat sie die Uniform der Tugend, die Sittsamkeit noch nicht abgelegt, und so lange sie die Uniform trägt, so lange glaube ich und will es durchaus glauben, sie sey im Dienste der Tugend" — (Seite 239).

Nachdem der Leidtragende so bis zum 3ten Januar 1791 sein Tagebuch fortgeführt hat, verzeichnet er mit einemmale, „daß er nicht länger in Paris bleiben mag" und giebt zwölf Ursachen an, die ihm den Aufenthalt verleiden. Wer die erste und die letzte hört, kann die dazwischen liegenden, als gleichartig, leicht errathen. „Wenn ich," erzählt er, „auch ein Jahr lang hier wohnte, so würde ich doch nie zu Hause seyn, und wo ich nicht zu Hause bin, da gefällt es mir nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichts bedeutend ist, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich. — Ich pflege

des Morgens vor sechs Uhr aufzustehen. In Deutschland kann ich mein Frühstück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehause gefällig ist, aufzustehen, und an mich zu denken, und das geschieht nie vor halb neun Uhr, also drei Stunden sitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewohnt bin, so macht mirs unangenehme Empfindungen. — — — „Und endlich zwölftens: man mag sich noch so sehr vorsehen, so wird man hier und dort und überall um sein Geld geprellt, und so grob, so Gewissen- und Schaamlos geprellt, daß die tiefe Verachtung, welche man für solche Menschen fühlen muß, endlich zur lästigsten und drückendsten Empfindung wird.

So giebt v. K. in seiner Flucht nach Paris von Seite 285 bis 292 (erschienen 1791) die Veranlassung seiner schnellen Abreise an; in seinem literarischen Lebenslaufe, den er im fünften Bande der jüngsten Kinder seiner Laune, fünf Jahre später, 1796, mittheilte, erfährt man eine ganz neue Veranlassung der Rückreise, nach der jene zwölf Ursachen als unwahres Geschwätz

erscheinen. Er sagt (Seite 227.): „Der Kummer über den Tod meines guten Weibes trieb mich in die weite Welt. Ich floh nach Paris, und ohne einen Wink unseres Gesandten, würde ich mich ein halbes Jahr lang in die Wellen dieser Hauptstadt begraben haben.“ —

Den 4ten Januar um 6 Uhr fährt v. K. mit der famosen Diligence von Paris ab, wundert sich an den Ufern der Marne, „daß jenes Land nicht Schaaren von Idyllendichtern hervorbringt,“ und gelangt den 12ten nach Mainz, fürs erste das Ziel seiner Reise. Das Klima ist dort sanft und mild, die Gegend rings umher göttlich schön, und der Umgang, für den er gern allein lebt, sehr angenehm. „Die Herren Koch, Christ und Porsch sind die Vertraute und Lieblinge ihrer Kunst. Den Ersteren sieht man nur zu selten, weil man ihn immer zu sehn wünscht. Die sanfte Madam Porsch, die schalkhafte Madam Mende und Madam Eunike, die geborne Gurli, sind Zierden dieser Bühne. Ueberhaupt wird man selten auf einem Theater so viele

weil es eine nicht wohl abzuleugnende Sache ist; aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er wenigstens die nämliche Perfektibilität besitze, und daß jener nur, entweder durch eine kostbare Erziehung, oder durch glückliche Situationen, ihm den Vorsprung abgewonnen; er fühlt sich daher geneigter, die Gaben des Zufalls zu verzeihen. Das Gefühl hingegen, dieses Geschenk der Natur, kann er, ohne sich selbst zu demüthigen, keinem dritten in einem höheren Grade zugestehn. Wenn ihm also eine Erscheinung aufstößt, die er mit seinem bischen Gefühle nicht umspannen kann, so nennt er sie ohne Umstände Erdichtung, und rettet seine Eigenliebe durch ein Achselzucken. Alles das hätte ich früher bedenken, und mein überströmendes Gefühl in meine Brust einkerkern sollen. — Eine andere Gattung von Menschen leugnet die Wahrheit solcher Empfindungen aus Bosheit; sie fühlt, daß die tiefe Trauer eines Gatten ihm Mitleid und Liebe erwirbt, Schätze, welche die Misgunst einem verhaßten Feinde so gern rauben mögte. Daher die scheelsüchtigen Recensionen dieses Buches, das,

man mag sagen, was man wolle, eines der Wenigen ist, die allein das Herz diktirt hat. Diesen Stempel trägt es an der Stirn, und ich fordere unsere ersten Dichter heraus, etwas Aehnliches zu schreiben, wenn sie nicht in einer ähnlichen Lage sind." —

In den so eben bezeichneten Zeitpunkt des v. Kotzebueschen Lebens fällt die Erscheinung einer Flugschrift, die für Kotzebue, für die Entwickelung seines öffentlichen Charakters, für das Urtheil seiner Zeitgenossen über ihn, von größter Wichtigkeit ist, und als ein Wendepunkt seines Lebens schon deshalb für ihn sehr folgereich wurde, weil von hier an alle seine Bemühungen, eine auf Anerkennung des sittlichen Werthes gegründete Achtung zu erlangen, scheiterten. Da die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Libell und seinen Urheber, als ein herrliches Zeugniß, wie die Stimme des Volkes und die ewige Gerechtigkeit moralische Verbrechen bestrafen, nicht allein in dem Augenblicke seiner Erscheinung, son=

dern mehrere Jahre hindurch fixirt war, da durch diese Schrift die Ehre und das Glück so vieler Männer gestört und selbst manches Leben verkürzt wurde, da später diese Erscheinung oft in Erinnerung gebracht, aber nie im Zusammenhange erzählt ist, da mehrere hierher gehörige Dokumente zu literarischen Seltenheiten geworden sind, da Kotzebue, in den Tagen seines Glanzes jeden Hinblick auf diese Geschichte so sorgfältig zu verwirren sich bemühte, so soll hier eine vollständige Darstellung derselben, als ein Beitrag zur Literargeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, versucht werden. —

Geschichte der Schrift:

Doktor Bahrdt
mit
der eisernen Stirn.

Am Ende des Jahres 1790 wurde, ohne Namhaftmachung des Versenders, durch die deutschen Buchhandlungen eine Druckschrift verbreitet, die den Titel führt:

> Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Freyherrn von Knigge. 1790.

Die Titelvignette (wodurch die selten gewordene, und jetzt in Auktionen oft mit mehreren Thalern bezahlt werdende Originalausgabe, sich

von den mehrmals veranstalteten Nachdrücken unterscheidet,) zeigt eine Geierkralle und eine Löwentatze, die von entgegengesetzten Seiten aus Wolken kommend, in einander greifen, und die Ueberschrift haben: Vis unita fortior. Nach dem Titelblatte folgt eine „Zueignungsepistel an den Herrn Schauspieldirektor Großmann," die schon vorläufig den Zweck Unternehmers, den Ritter von Zimmermann *) zu Han-

*) Johann Georg von Zimmermann geb. zu Brugg, im deutschen Theile des Kantons Bern, den 8ten Dec. 1728, erhielt eine großartige wissenschaftliche Bildung zu Göttingen, unter der Leitung seines unsterblichen Landsmannes Albrecht von Hallers. Er wählte den Beruf des Arztes, und erlangte als solcher gar bald vielen Ruhm, wie er denn zugleich als Schriftsteller durch seine Werke, über die Reitzbarkeit; von der Erfahrung in der Arzneikunde; vom Nationalstolz, wie durch seinen ersten Versuch, über die Einsamkeit, allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte. 1768 ward er als königl. Leibarzt und Hofrath nach Hannover berufen. Viele Regenten und Fürsten gaben ihm Beweise der Hochachtung und Katharina II ernannte ihn, mit dem sie einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, zum Ritter des Wladimir Ordens,

nover an seinen vielen literarischen Gegnern zu rächen, andeutet, und als der einzige, nicht mit den frechesten Zoten durchwebte Theil des Pasquills, hier stehen mag; sie lautet:

— „Gott zum Gruß! mein lieber Großmann! wenn Gott anders mit uns beiden etwas zu thun haben will. Ich bin sehr schwach und krank, mein letztes Stündlein naht, und da geht es mir,

---

damals für einen Gelehrten eine große Auszeichnung; indeß genoß er wenig Lebensfreude, denn manche körperliche Uebel, ein lokaler Schaden, ungewöhnliche Reitzbarkeit seiner Nerven, Familienleiden und immer mehr überhandnehmende Hypochondrie störten den Frieden seines Daseyns. Mit seiner Celeberität, die noch dadurch wuchs, daß Friedrich der Einzige, ihn an sein Krankenbette berief, wuchs seine Eitelkeit und der Unwille seiner Neider und Gegner; beiden gab er selbst die Waffen in die Hand, durch die berüchtigt gewordenen Fragmente über Friedrich II, wo er sich besonders dem entgegen stellte, was man damals Aufklärung nannte. Ueberall sah er nur Zeichen der Vernichtung der christlichen Religion und der Fürstengewalt. — Früher, als sein Körper, erlag sein Geist den düsteren Gebilden, die ihm die Wirklichkeit und die Phantasie zeigten. Die Erscheinung des Bahrdt m. d. e. St. vollendete sein Unglück. — Er starb 1795 zu Hannover. —

wie es unseres Gleichen gewöhnlich zu gehen pflegt: das Bischen Gewissen rührt sich. Alle die alten Geschichten, zum Beispiel die Eheteufeleien in Göttingen (und wer vermag die Sterne am Himmel zu zählen?) stehen rabenschwarz vor meiner Seele."

„Unter andern, mein lieber Großmann! — er weiß wohl — haben wir uns schwer an dem braven Zimmermann versündigt, wenn wir uns des Abends, nach dem Essen mit einander hinsetzten, und mit dem Viertelpfunde Witz, welches uns Gott verliehen hat, einen unerlaubten Wucher trieben. — Da habe ich nun alle meine Kräfte zusammengerafft, um wieder gut zu machen, so viel ich kann, und hoffe, da Zimmermanns Großmuth mir aus tausend Beispielen bekannt ist, er werde mir alle meine Thorheiten verzeihen, auf daß ich ruhig sterben könne. — Die heilige Lavatersche Salbung, welche hier in Bremen herrscht, wo ich seit kurzem Drost geworden bin, hat viel zu meiner Bekehrung beigetragen. Ihm, lieber Freund! rathe ich, sobald er morgenfrüh aus dem Bette aufsteht, sich be-

müthiglich in Zimmermanns Behausung zu verfügen, damit dieser wahrhaft große und gute Mann, die Hand auf seine kahle Glatze lege, und ihm alle seine winzigen Albernheiten verzeihe. Nur unter dieser Bedingung, und da wir immer alte Freunde und Spiesgesellen gewesen, habe ich ihn in dieser lustigen Komedia nicht selbst mit auftreten lassen, wie es sich doch gar eigentlich gebührt hätte. Nehme er sich in Zukunft aber wohl in Acht, und sey er keine von den schmutzigen Fliegen, die sich nicht entblöden, ihr Häuflein auf einen blanken Spiegel zu setzen. — — Geschrieben zu Bremen. Am Tage des Erzengels Michael, 1790, von dem Erzschalk Knigge."

Die dann verzeichneten spielenden Personen sind: Doktor Bahrdt, mit der eisernen Stirn, der gute Biester, der wohlgezogene Gedike, der junge Büsching, der uneigennützige Campe, der feinlachende Trapp, der Achselträger Boje, der artige Klockenbring, der kleine geile Mondkorrespondent Lichtenberg, der blinde Ebeling, der Heerführer Nicolai, der keusche Kästner, der arme Teufel Quittenbaum, der

Leipziger Magister, Assistent des Vorigen, Monsieur Liserin, der Zopfprediger Schulze, der kleine, tapfere Mauvillon, der verkappte Blankenburg, Doktor Luthers Geist, Goldhagens Geist, Ritter von Zimmermann, Heinrich, dessen Bedienter, Chor von Zeitungsschreibern unter Anführung des unbedeutenden Ettingers, die Schulräthe Stuve und Heusinger, der Marionettenprincipal Schink u. s. w. Aufwärter, Huren, Himmlische Heerschaaren u. s. w.

Im ersten Aufzuge finden sich die genannten Personen einzeln auf Bahrdts Weinberge ein und vereinigen sich, von Neid und Misgunst durchdrungen, gegen Zimmermann gemeinschaftliche Sache zu machen; im zweiten wird das Bündniß durch einen feierlichen Schwur besiegelt, im dritten rühmt jeder der Verschworenen, was er gegen Zimmermann thun, wie er ihn in seinen Schriften angreifen will, und im letzten, dem vierten Aufzuge, überschrieben: „Apotheose des Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn und seiner Mitverschwornen" erhält Zimmermann die gegen

ihn gerichteten Schmähschriften und — sendet sie auf den Abtritt. Ein Epilogus beschließt das Ganze. Hier die letzten Reime:

„Frisch auf! ihr beissiges Gesindel!
Packe nun jeder sein Bündel,
Und kehre wohlgemuth nach Haus,
Denn die lustige Farce ist aus.
Die Peitsche wird hier an den Nagel gehängt,
Und zuweilen mit Oel ein wenig eingesprengt,
Damit sie fein geschmeidig bleibt,
Wenn euch der Kitzel noch einmal treibt.
Dann holen wir sie wieder herunter,
Und schwingen sie lustig, tapfer und munter."

Daß dieser an sich höchst dürftigen Fiktion in sofern keine Wahrheit zum Grunde liegt, als wie jeder mit der Literargeschichte jener Tage einigermaaßen Bekannte weiß, nie eine Verbrüderung oder Union statt gefunden hat, um Zimmermanns Ruhm zu vernichten, daß vielmehr jene Schriftsteller, die ihn angriffen, jeder für sich, nach ganz verschiedenen Veranlassungen gegen Zimmermann auftraten und daß seine vielen Gegner unter sich zum Theil sehr feindselig gegen einander dachten, ist entschieden; eben so wenig

kann auf der andern Seite geleugnet werden, daß weder vor- noch nachher in deutscher Sprache jemals irgend etwas geschrieben und gedruckt ist, wo die größte sittliche Verworfenheit so zur Schau getragen ist, als im Bahrdt mit der eisernen Stirn. Der verabscheuungswürdigste Schmutz der verworfensten Bordellscenen, die gräßlichsten Zoten, die Gräuel, welche der Entarteste zu verdecken sich bemüht, sind hier zusammengehäuft und offen mit frechem Wohlgefallen dargelegt, auf eine Weise, die um so mehr allen Glauben übersteigt, da die als spielende Personen genannten Schriftsteller mit einer genauen Kenntniß ihrer Personalität dargestellt sind. —

Wenn sich so der Verfasser dieser Schandschrift — es wird nicht zu viel behauptet — als ein, jedes sittlichen Gefühl Verlorenhabender kund giebt, so darf man doch nicht verkennen, daß er so viel Witz zeigt, eine so entschiedene Fertigkeit durch charakteristische Züge seine Person zu vergegenwärtigen, eine Leichtigkeit in der Karikatur-Zeichnung und ein Talent für die schmutzigste, jede Schranke verschmähende Satyre — und

daß man, wider Willen, oft an Aristophanes kecke Manieren erinnert wird. Schon die bezeichnenden Beiworte der spielenden Personen sind unübertreffbar gewählt. Das große Aufsehn, welches die Farce erregte, fand zum Theil seinen Grund in dem beleidigten sittlichen Gefühle jedes Lesers, in der tiefen Verachtung eines Verbrechens, das den Menschen zum Auswurf der Schöpfung macht; es stieg jenes Aufsehn noch dadurch, daß mit dem Vorwurfe der schändlichsten Laster hier eine Menge von Männern öffentlich gebrandmarkt wurden, die als Schriftsteller vielen Ruhm in Kunst und Wissenschaft erlangt hatten. Wie jedes Blatt der Schandschrift Infamien häufte, so sprach auch schon der Titel eine der größten aus, indem hier Knigge, ein Mann von vielseitigen Verdiensten, als Schriftsteller geliebt, als Staatsbürger auf einem bedeutenden Ehrenposten stehend, als der Verfasser genannt wurde. Knigge lebte, dies war bekannt, mit Zimmermann in nichts weniger als freundschaftlichen Verhältnissen, er hatte mit letzterem literarische Streitigkeiten, die, veranlaßt durch angeschuldigte politische Mei-

nungen, sogar bis zum Injurienprozesse gediehen. Hiernach schien es zwar unerklärlich, daß er auf eine solche Weise, um Zimmermanns Gegner zu züchtigen, die Feder ergreifen sollte! jedoch sagten andere dagegen: Knigge hat sich bereits durch mehrere humoristisch-satyrische Schriften bekannt gemacht, sein Muthwille hat ihn schon zu manchem literarischen Schwanke verleitet, er hat hier die Miene eines Verehrers Zimmermanns angenommen, um ihm auf diesem Wege die boshaftesten Schläge zu versetzen; eine so hingesprochene Vermuthung war in jenen Tagen der aufgeregten Gemüther hinreichend, in den Augen Mancher das verläumderische Vorgeben dieser neuen, aufgedrungenen Unterschrift zu bestätigen. —

Indeß die allgemeine Stimme die Ausmittelung, und Bestrafung des Urhebers dieses Frevels forderte, und die polizeilichen Bestimmungen vieler Länder die weitere Verbreitung des dramatischen Schandgemäldes zu verhindern sich bemühten, fand die Churfürstlich Hannöversche Regierung zuerst eine nähere Veranlassung in jener Hinsicht ernstliche Schritte zu thun.

Unter die mit den ruchlosesten Schmähungen und Beschuldigungen besudelten Personen des Bahrdts mit der eisernen Stirn gehörte Klockenbring, ein Mann der zu Hannover in geachteten, glücklichen Verhältnissen lebte, mit der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten im öffentlichen Amte die Polizei der Stadt verwaltete, mit Zimmermann in gutem Vernehmen stand und nie etwas wider ihn geschrieben hatte. Dieser Mann — man erfuhr nie, auf welche Veranlassung — war hier unter die Feinde Zimmermanns gestellt, und mit der verabscheuungswürdigsten Bosheit als Mensch und als Officiant der gräuelvollsten Laster beschuldigt. Solches Unglück erschütterte ihn so, daß er auch bald darauf in eine völlige Verstandeszerrüttung verfiel und starb; er zeigte der hannöverschen Regierung das Daseyn des strafwürdigen Pasquills deshalb officiell an, weil in demselben viele verdiente unbescholtene Männer, von denen besonders mehrere unter dem Schutze der Hannöverschen Regierung lebten, pasquillantisch angegriffen waren, weil es ihm besonders in dem Ver-

hältnisse zu seinem Amte die größten Verbrechen andichte und endlich, weil die ihm gemachten Beschuldigungen von der Art wären, daß selbst die churfürstliche Regierung dadurch in ein sehr böses Licht gestellt sey.

Sofort ward von der Regierung der Justizkanzelei aufgegeben, Alles aufzubieten, um auf dem Wege gerichtlicher Untersuchung den Verfasser herauszubringen. Im Publikum trug man sich mit verschiedenen Vermuthungen; manche hielten Zimmermann selbst fähig, der Verfasser des Pasquills zu seyn; doch sprach zu seiner Vertheidigung die von ihm nie verleugnete Achtung für Anstand und sittlichen Werth, andere glaubten, daß denn doch wohl Knigge der Verfasser seyn könne, wenn auch der Druck ohne seine Mitwirkung erfolgt sey, noch andere richteten ihren Verdacht auf Dr. Bahrdt, auf Mauvillon zu Braunschweig, auf den damals sehr beliebten Schriftsteller Friedrich Schulz zu Mitau, den Verfasser des Moritz und der Leopoldine, und auf andere. Auf den wahren Verfasser dachte niemand; viele unschuldige Menschen

wurden in diese Geschichte gemischt, in gerichtliche Untersuchungen gewickelt, und um die Ruhe ihres Lebens gebracht.

Der Obristlieutenant Mauvillon zu Braunschweig, bekannt durch seine literarische Verbindung mit Mirabeau, hatte ziemlich laut geäußert: „er sey für sich, nach persönlicher Ueberzeügung, über den Verfasser des „Bahrdt" gar nicht in Zweifel," dieses wiederholte er auch aktenmäßig, als er auf Requisition der Hannöverschen Regierung von den Braunschweigschen Militair-Gerichten, den 19ten Januar 1791 vernommen wurde. Er erklärte hier: „Vor dem Publikum, dem eigentlichen und einzigen Richter der gelehrten Streitigkeiten getraue ich mich den Verfasser der bemeldeten Schrift so deutlich zu erweisen, daß alle diejenigen, die gewohnt sind, Schriften zu untersuchen, sogleich sagen werden: Ja! er ists! — Ich getraue mich eben da, diese höchst gründlichen Vermuthungen, durch Data zu verstärken, die dieselben zu einem solchen moralischen Beweise erheben würden, bei dem ein jedes Gemüth sich selbst in einer sehr wichtigen Angele-

genheit, völlig beruhigen würde. Aber dergleichen vor Gerichte vorzutragen, empfinde ich einen unüberwindlichen Widerwillen *)." — Auf diese zwar ablehnende, jedoch die Aufmerksamkeit in der That erst recht spannende Aussage, erfolgte von Hannover eine neue Requisition, wonach Mauvillon angehalten wurde, seine gründlichen Vermuthungen und gesammelten Data über den Urheber jener Schrift, wie er es mittelst körperlichen Eides zu bekräftigen sich getraue, anzugeben; worauf denn M. zu den Akten gab:

„Des Obristlieutenants Mauvillon's gründliche Vermuthung und gesammelte Data, nach welchen er fest überzeugt ist, daß der Verfasser der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann, kein an

*) Siehe: des Herzoglich Braunschweigschen Ingenieur-Obristlieutenants Mauvillon gerichtliche Verhöre und Aussagen, den Verfasser der Schrift, Bahrdt mit der eisernen Stirn betreffend. Braunschweig 1791. Seite 10.

derer Mensch ist, als der Herr Hofrath, Leibarzt und Ritter von Zimmermann selbst."

auch gleich darauf, in der eben genannten Schrift diese Deduktion seiner Vermuthung dem Publiko vorlegte! Geht man die Gründe der Vermuthung und die gesammelten Data durch, so läßt sich in der Entwickelung und Zusammenstellung derselben ein gewisser Scharfsinn, aber auch ein wider Zimmermann sehr gereiztes Gemüth nicht verkennen. Manche leidenschaftliche Schritte die jener gegen seine Widersacher gethan, Gleichheit der Ausdrücke in den Zimmermannschen Schriften und in dem Pasquille, die schon von Z. vorgetragene Idee von einer Verbrüderung, welche gegen ihn geschlossen sey, mehrere Fehlschritte, zu denen Z. durch ungemessene Eitelkeit und Eigenliebe verleitet war, eine genaue Kenntniß von allem, was je gegen Zimmermann geschrieben, wie der Urheber desselben u. s. f. waren die Wahrscheinlichkeitsgründe die Mauvillon aufstellte, und die er dahin mit einem Eide zu bekräftigen sich bereit

erklärte, daß er sie für entscheidend halte, um vermittelst derselben zu der moralischen Ueberzeugung der ausgesprochenen Behauptung zu gelangen. Er fügte hinzu (S. 106): „Es ist aber kein juristischer Beweis. Es bleibt immer möglich, daß ein Anderer der Verfasser sey. Ich habe indeß auch keinen juristischen Beweis versprochen, und der hat auch von mir nicht gefordert werden können. Ich habe mich anheischig gemacht, den Verfasser vor dem Publiko so deutlich zu erweisen, daß Jeder, der gewohnt ist, Schriften zu prüfen, sagen soll: Ja! er ists! — und das glaube ich gethan zu haben. Ich berufe mich desfalls lediglich auf das Zeugniß des Publikums." —

Hiergegen erklärte Herr von Zimmermann, im 45sten Stücke des Hamburger unpart. Korrespondenten 1791: — „Ohne mein Vorwissen erschien Bahrdt m. d. e. St. — Ganz Hannover hatte diese Schrift schon gelesen, als ich dieselbe zum erstenmale sah, und mit Schrecken und Betrübniß ihren Inhalt erfuhr. Man wünschte diese Schrift unter Henkers Hände zu bringen. In

öffentlichen Blättern behandelte man den Verfasser als den schändlichsten Buben, der je gelebt habe; man sagte, die geringste Strafe die er verdiene, sey Staupenschlag und Brandmark. Diese journalistischen Rechtssprüche waren ergangen und allgemein bekannt; und nun schrieb Herr D. L. Mauvillon ein Buch, um zu beweisen: ich sey der Verfasser des Bahrdt etc. — Auf eine solche Beschuldigung muß ich antworten, da ein Officier sie drucken läßt, da ein Officier vor einem Kriegsgerichte sie auszusprechen wagt! Meine ganze, sehr kurze, völlig hinreichende Antwort gab ich heute, unaufgefordert der königl. Justitz-Kanzelei zu Hannover mit diesen Worten: Ich bin willig und bereit, den schauderhaftesten Eid zu schwören, daß ich weder mittelbar, noch unmittelbar den allergeringsten Antheil an der Schrift des Bahrdt mit der eisernen Stirn habe, und daß ich von dem ganzen Inhalte dieser Schrift nichts wußte, bis ich dieselbe gedruckt in meinen Händen sah." —

Indeß so dem in dieser Sache unschuldigen

Zimmermann auf das Uebelste mitgespielt wurde hatte die hannöversche Justiz-Kanzelei erfahren, daß die Schmähschrift bei Henning in Graitz im Voigtlande gedruckt war, daß die vorhin näher bezeichnete Titelvignette von dem sich damals in Weimar aufhaltenden Kupferstecher Lips gestochen, und bei ihm vom Rath Friedrich Schulz aus Mitau bestellt sey. Da diese Thatsachen unmittelbar auf die Entdeckung des Verfassers des Pasquilles führen mußten, so wurde Herr von Kotzebue, in dessen Auftrage Schulz die Verfertigung jener Vignette besorgt hatte, bange, man mögte hinter das verübte Schelmstück und seinen Urheber kommen, er bot alle Schleichwege des Betruges auf, um die Sache zu verwirren und so unentdeckt durchzuschlüpfen. — Kotzebue fürchtete eine gerichtliche Requisition nach Mitau zu Schulz Vernehmung, die auch bald nachher wirklich erfolgte. In dieser Angst des bösen Gewissens schrieb er an letztern, er möchte, wenn er gerichtlich befragt würde, nicht die Wahrheit sagen, sondern vorgeben, er habe den Auftrag an Lips von einem Buchhändler Sauger in Dorpat be-

kommen. Er, v. K., wolle Herrn Schulz einen falschen antedatirten Brief von Sauger verschaffen, worin der Auftrag zur Besorgung der Vignette enthalten sey, und diesen Brief möchte er vor Gericht produciren. — Hierbei blieb Herr von Kotzebue noch nicht stehn; er bewog einen ganz unbekannten Menschen in Reval, Schlegel mit Namen, hervorzutreten, sich für den Verfasser des Bahrdt mit der eisernen Stirn auszugeben, und dieses falsche Geständniß durch eine Revalsche Notariats-Urkunde zu bekräftigen.

Dieser Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel zu Reval gab sofort bei Nicolovius zu Königsberg (1791) eine Erklärung des Verfassers der Schrift: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn, heraus, die, wer Kotzebue's Redeweise einigermaaßen kennt, unmittelbar zu der Vermuthung führt, daß sie aus K—s Feder geflossen sey, wie denn auch, der Lage der Sache nach, dieser Verdacht ganz liegt. — Hier läßt denn Herr von Kotzebue den Schlegel erklären, daß er um Zimmermann,

der sein Lieblingsschriftsteller sey, an seinen Gegnern zu rächen, in einer fröhlichen Stunde den Bahrdt ꝛc. geschrieben und durch Vermittelung seiner Freunde zum Druck befördert habe; „ausser ihm, dem Endesunterschriebenen, habe keine Christen- oder Deistenseele, kein Schauspieldichter und kein Hannoveraner eine Sylbe an erwähnter Schrift geschrieben oder eingeschaltet." — Wenn der Schmutz des Pasquilles selbst allen Glauben übersteigt, so überbietet die Frechheit, mit der Kotzebue Schlegeln die erlogene Autorschaft behaupten läßt, jede Vorstellung. Er schließt: „Ich erwarte daher ruhig und geduldig mein Schicksal. Werde ich gestraft, so strafe ich wieder; das heißt: ich schreibe eine neue Komedie in der es noch weit lustiger hergehen soll, als in der ersten; denn wahrlich! man hat mir indessen schon wieder Stoff genug zum Lachen gegeben. Was die schriftstellerischen Züchtigungen betrifft, so achte ich deren nicht, denn ich bezahle auch mit gleicher Münze, und danke Gott, der mir Waffen in die Hände gegeben hat, eben so spi=

zig, als die der Herren zu Braunschweig, Göttingen, Hannover u. s. f. *)." —

So glaubte sich von Kotzebue wohl verwahrt zu haben, und sich im weislich bereiteten Versteck des verübten Muthwillens erfreuen zu können, doch des Verbrechens Sicherheit, wird so oft eine Klippe, an der das Raubschiff scheitert. — Indeß von mehreren Seiten darauf hingewiesen wurde, daß Schlegel gar nicht der Mann sey, der ein solches den frevelsten Witz, viele Bekanntschaft mit der neuesten Literatur, genaue Kennt-

*) Schon unterm 21ten Nov. 1791 ward bei Anzeige dieser Erklärung im 93. Stücke der Königsberger Zeitung, sowohl die Frechheit des H. Schlegel, als die Unwahrscheinlichkeit seines Geständnisses bemerklich gemacht, und darauf hingewiesen, daß mit dem beigebrachten Notariats-Instrumente im Grunde nichts bewiesen sey, als daß Schlegel sich als Verfasser des Manuscripts dieser Erklärung bekannt habe. Was aber die Autorschaft des Bahrdt m. d. e. St. betrifft, so wird mit Recht erwähnt, daß die Vermuthung des Gegentheils (Schlegel sey nicht Verfasser desselben) auf stärkeren Zeugnissen beruhe, als auf ein Notariatsinstrument, das zwar das, was ein anderer aussagt, aber nicht die innere Wahrheit der Aussage bezeugen kann. —

niß der Personal-Verhältnisse der deutschen Schriftsteller beweisendes Pasquill schreiben konnte, indeß Schulz erfuhr, daß Kotzebue, was dieser aber ableugnete, alles aufbiete, jeden noch übrigen Verdacht der Autorschaft auf ihn zu schieben, wies Schulz den ihm gemachten Antrag, ein falsches Zeugniß abzulegen, mit Abscheu zurück; er schickte den dazu auffordernden Brief des Herrn von Kotzebue nach Deutschland mit der Bitte, ihn jedermann, der daran Interesse finde, lesen zu lassen, nur bat er, davon keinen Gebrauch vor Gerichte zu machen*). —

Kotzebue war in dem selbstgestrickten Netze gefangen; die ganze Schmach der schändlichen Pasquillschreiberey, die daran gereihten Vergehen und die Strafen der Gerechtigkeit müßten ihn

*) Im 200sten Stücke des Hamb. Korresp., Beilage, vom 16ten Dec. 1791 heißt es: „Es kann ihm erwiesen werden (dem August v. Kotzebue) daß er selbst der Verfasser jenes schmutzigen Produktes ist — erwiesen durch seinen eigenhändigen Brief, in Pyrmont geschrieben. Auf eben solche Weise kann ihm auch erwiesen werden, daß er schon vor sieben Monaten die Absicht hatte, welche er jetzt ausführt, einen

treffen, da versuchte er durch neue Winkelzüge sich rein zu brennen, wenigstens in Privatmittheilungen. In einem Schreiben an seine Mutter, die verwitwete Legationsräthin Kotzebue zu Weimar, welches im Intelligenzblatte der allgemeinen Literatur-Zeitung abgedruckt wurde, ließ er sich also vernehmen:

„Ihre Heftigkeit, liebste Mutter! bei Gelegenheit der fatalen Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn, hat mich empfindlich gekränkt. Alles was ich Ihnen schon im Monate April, von Mainz aus, über die Sache schrieb, ist buchstäblich wahr, und ich wiederhole Ihnen hier den feierlichsten Schwur, bei Gott, Ehre und Gewissen, daß von allem, was in jener verhaßten Schrift den moralischen Charakter eines Menschen

---

unbedeutenden Menschen zu bewegen, statt seiner die Schande jener schimpflichen Autorschaft auf sich zu laden. Diese Umstände sind nun gerichtlich zur Sprache gekommen; die Inquisition gegen ihn wird fortgesetzt, und bis die Resultate derselben öffentlich bekannt werden, hält man es für Pflicht, dies dem Publiko vorläufig anzuzeigen." (Der Einsender nennt sich nicht, weis't aber nach, wo er zu erfragen ist).

genheit, völlig beruhigen würde. Aber dergleichen vor Gerichte vorzutragen, empfinde ich einen unüberwindlichen Widerwillen *)." — Auf diese zwar ablehnende, jedoch die Aufmerksamkeit in der That erst recht spannende Aussage, erfolgte von Hannover eine neue Requisition, wonach Mauvillon angehalten wurde, seine gründlichen Vermuthungen und gesammelten Data über den Urheber jener Schrift, wie er es mittelst körperlichen Eides zu bekräftigen sich getraue, anzugeben; worauf denn M. zu den Akten gab:

„Des Obristlieutenants Mauvillon's gründliche Vermuthung und gesammelte Data, nach welchen er fest überzeugt ist, daß der Verfasser der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann, kein an=

*) Siehe: des Herzoglich Braunschweigschen Ingenieur=Obristlieutenants Mauvillon gerichtliche Verhöre und Aussagen, den Verfasser der Schrift, Bahrdt mit der eisernen Stirn betreffend. Braunschweig 1791. Seite 10.

derer Mensch ist, als der Herr Hofrath, Leibarzt und Ritter von Zimmermann selbst."

auch gleich darauf, in der eben genannten Schrift diese Deduktion seiner Vermuthung dem Publiko vorlegte! Geht man die Gründe der Vermuthung und die gesammelten Data durch, so läßt sich in der Entwickelung und Zusammenstellung derselben ein gewisser Scharfsinn, aber auch ein wider Zimmermann sehr gereiztes Gemüth nicht verkennen. Manche leidenschaftliche Schritte die jener gegen seine Widersacher gethan, Gleichheit der Ausdrücke in den Zimmermannschen Schriften und in dem Pasquille, die schon von Z. vorgetragene Idee von einer Verbrüderung, welche gegen ihn geschlossen sey, mehrere Fehlschritte, zu denen Z. durch ungemessene Eitelkeit und Eigenliebe verleitet war, eine genaue Kenntniß von allem, was je gegen Zimmermann geschrieben, wie der Urheber desselben u. s. f. waren die Wahrscheinlichkeitsgründe die Mauvillon aufstellte, und die er dahin mit einem Eide zu bekräftigen sich bereit

erklärte, daß er sie für entscheidend halte, um vermittelst derselben zu der moralischen Ueberzeugung der ausgesprochenen Behauptung zu gelangen. Er fügte hinzu (S. 106): „Es ist aber kein juristischer Beweis. Es bleibt immer möglich, daß ein Anderer der Verfasser sey. Ich habe indeß auch keinen juristischen Beweis versprochen, und der hat auch von mir nicht gefordert werden können. Ich habe mich anheischig gemacht, den Verfasser vor dem Publiko so deutlich zu erweisen, daß Jeder, der gewohnt ist, Schriften zu prüfen, sagen soll: Ja! er ists! — und das glaube ich gethan zu haben. Ich berufe mich desfalls lediglich auf das Zeugniß des Publikums." —

Hiergegen erklärte Herr von Zimmermann, im 45sten Stücke des Hamburger unpart. Korrespondenten 1791: — „Ohne mein Vorwissen erschien Bahrdt m. d. e. St. — Ganz Hannover hatte diese Schrift schon gelesen, als ich dieselbe zum erstenmale sah, und mit Schrecken und Betrübniß ihren Inhalt erfuhr. Man wünschte diese Schrift unter Henkers Hände zu bringen. In

öffentlichen Blättern behandelte man den Verfasser als den schändlichsten Buben, der je gelebt habe; man sagte, die geringste Strafe die er verdiene, sey Staupenschlag und Brandmark. Diese journalistischen Rechtssprüche waren ergangen und allgemein bekannt; und nun schrieb Herr D. L. Mauvillon ein Buch, um zu beweisen: ich sey der Verfasser des Bahrdt ꝛc. — Auf eine solche Beschuldigung muß ich antworten, da ein Officier sie drucken läßt, da ein Officier vor einem Kriegsgerichte sie auszusprechen wagt! Meine ganze, sehr kurze, völlig hinreichende Antwort gab ich heute, unaufgefordert der königl. Justiz-Kanzelei zu Hannover mit diesen Worten: Ich bin willig und bereit, den schauderhaftesten Eid zu schwören, daß ich weder mittelbar, noch unmittelbar den allergeringsten Antheil an der Schrift des Bahrdt mit der eisernen Stirn habe, und daß ich von dem ganzen Inhalte dieser Schrift nichts wußte, bis ich dieselbe gedruckt in meinen Händen sah." —

Indeß so dem in dieser Sache unschuldigen

Zimmermann auf das Uebelste mitgespielt wurde hatte die hannöversche Justiz-Kanzelei erfahren, daß die Schmähschrift bei Henning in Graitz im Voigtlande gedruckt war, daß die vorhin näher bezeichnete Titelvignette von dem sich damals in Weimar aufhaltenden Kupferstecher Lips gestochen, und bei ihm vom Rath Friedrich Schulz aus Mitau bestellt sey. Da diese Thatsachen unmittelbar auf die Entdeckung des Verfassers des Pasquilles führen mußten, so wurde Herr von Kotzebue, in dessen Auftrage Schulz die Verfertigung jener Vignette besorgt hatte, bange, man mögte hinter das verübte Schelmstück und seinen Urheber kommen, er bot alle Schleichwege des Betruges auf, um die Sache zu verwirren und so unentdeckt durchzuschlüpfen. — Kotzebue fürchtete eine gerichtliche Requisition nach Mitau zu Schulz Vernehmung, die auch bald nachher wirklich erfolgte. In dieser Angst des bösen Gewissens schrieb er an letztern, er möchte, wenn er gerichtlich befragt würde, nicht die Wahrheit sagen, sondern vorgeben, er habe den Auftrag an Lips von einem Buchhändler Sauger in Dorpat be-

kommen. Er, v. K., wolle Herrn Schulz einen falschen antedatirten Brief von Sauger verschaffen, worin der Auftrag zur Besorgung der Vignette enthalten sey, und diesen Brief möchte er vor Gericht produciren. — Hierbei blieb Herr von Kotzebue noch nicht stehn; er bewog einen ganz unbekannten Menschen in Reval, Schlegel mit Namen, hervorzutreten, sich für den Verfasser des Bahrdt mit der eisernen Stirn auszugeben, und dieses falsche Geständniß durch eine Revalsche Notariats-Urkunde zu bekräftigen.

Dieser Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel zu Reval gab sofort bei Nicolovius zu Königsberg (1791) eine Erklärung des Verfassers der Schrift: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn, heraus, die, wer Kotzebue's Redeweise einigermaaßen kennt, unmittelbar zu der Vermuthung führt, daß sie aus K—s Feder geflossen sey, wie denn auch, der Lage der Sache nach, dieser Verdacht ganz liegt. — Hier läßt denn Herr von Kotzebue den Schlegel erklären, daß er um Zimmermann,

der sein Lieblingsschriftsteller sey, an seinen Gegnern zu rächen, in einer fröhlichen Stunde den Bahrdt ꝛc. geschrieben und durch Vermittelung seiner Freunde zum Druck befördert habe; „ausser ihm, dem Endesunterschriebenen, habe keine Christen- oder Deistenseele, kein Schauspieldichter und kein Hannoveraner eine Sylbe an erwähnter Schrift geschrieben oder eingeschaltet." — Wenn der Schmutz des Pasquilles selbst allen Glauben übersteigt, so überbietet die Frechheit, mit der Kotzebue Schlegeln die erlogene Autorschaft behaupten läßt, jede Vorstellung. Er schließt: „Ich erwarte daher ruhig und geduldig mein Schicksal. Werde ich gestraft, so strafe ich wieder; das heißt: ich schreibe eine neue Komedie in der es noch weit lustiger hergehen soll, als in der ersten; denn wahrlich! man hat mir indessen schon wieder Stoff genug zum Lachen gegeben. Was die schriftstellerischen Züchtigungen betrifft, so achte ich deren nicht, denn ich bezahle auch mit gleicher Münze, und danke Gott, der mir Waffen in die Hände gegeben hat, eben so spi-

zig, als die der Herren zu Braunschweig, Göttingen, Hannover u. s. f. *)." —

So glaubte sich von Kotzebue wohl verwahrt zu haben, und sich im weislich bereiteten Versteck des verübten Muthwillens erfreuen zu können, doch des Verbrechens Sicherheit, wird so oft eine Klippe, an der das Raubschiff scheitert. — Indeß von mehreren Seiten darauf hingewiesen wurde, daß Schlegel gar nicht der Mann sey, der ein solches den frevelsten Witz, viele Bekanntschaft mit der neuesten Literatur, genaue Kennt-

*) Schon unterm 21ten Nov. 1791 ward bei Anzeige dieser Erklärung im 93. Stücke der Königsberger Zeitung, sowohl die Frechheit des H. Schlegel, als die Unwahrscheinlichkeit seines Geständnisses bemerklich gemacht, und darauf hingewiesen, daß mit dem beigebrachten Notariats-Instrumente im Grunde nichts bewiesen sey, als daß Schlegel sich als Verfasser des Manuscripts dieser Erklärung bekannt habe. — Was aber die Autorschaft des Bahrdt m. d. e. St. betrifft, so wird mit Recht erwähnt, daß die Vermuthung des Gegentheils (Schlegel sey nicht Verfasser desselben) auf stärkeren Zeugnissen beruhe, als auf ein Notariatsinstrument, das zwar das, was ein anderer aussagt, aber nicht die innere Wahrheit der Aussage bezeugen kann. —

niß der Personal-Verhältnisse der deutschen Schriftsteller beweisendes Pasquill schreiben konnte, indeß Schulz erfuhr, daß Kotzebue, was dieser aber ableugnete, alles aufbiete, jeden noch übrigen Verdacht der Autorschaft auf ihn zu schieben, wies Schulz den ihm gemachten Antrag, ein falsches Zeugniß abzulegen, mit Abscheu zurück; er schickte den dazu auffordernden Brief des Herrn von Kotzebue nach Deutschland mit der Bitte, ihn jedermann, der daran Interesse finde, lesen zu lassen, nur bat er, davon keinen Gebrauch vor Gerichte zu machen *). —

Kotzebue war in dem selbstgestrickten Netze gefangen; die ganze Schmach der schändlichen Pasquillschreiberey, die daran gereihten Vergehen und die Strafen der Gerechtigkeit mußten ihn

*) Im 200sten Stücke des Hamb. Corresp., Beilage, vom 16ten Dec. 1791 heißt es: „Es kann ihm erwiesen werden (dem August v. Kotzebue) daß er selbst der Verfasser jenes schmutzigen Produktes ist — erwiesen durch seinen eigenhändigen Brief, in Pyrmont geschrieben. Auf eben solche Weise kann ihm auch erwiesen werden, daß er schon vor sieben Monaten die Absicht hatte, welche er jetzt ausführt, einen

treffen, da versuchte er durch neue Winkelzüge sich rein zu brennen, wenigstens in Privatmittheilungen. In einem Schreiben an seine Mutter, die verwitwete Legationsräthin Kotzebue zu Weimar, welches im Intelligenzblatte der allgemeinen Literatur-Zeitung abgedruckt wurde, ließ er sich also vernehmen:

„Ihre Heftigkeit, liebste Mutter! bei Gelegenheit der fatalen Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn, hat mich empfindlich gekränkt. Alles was ich Ihnen schon im Monate April, von Mainz aus, über die Sache schrieb, ist buchstäblich wahr, und ich wiederhole Ihnen hier den feierlichsten Schwur, bei Gott, Ehre und Gewissen, daß von allem, was in jener verhaßten Schrift den moralischen Charakter eines Menschen

---

unbedeutenden Menschen zu bewegen, statt seiner die Schande jener schimpflichen Autorschaft auf sich zu laden. Diese Umstände sind nun gerichtlich zur Sprache gekommen; die Inquisition gegen ihn wird fortgesetzt, und bis die Resultate derselben öffentlich bekannt werden, hält man es für Pflicht, dies dem Publiko vorläufig anzuzeigen.“ (Der Einsender nennt sich nicht, weis't aber nach, wo er zu erfragen ist).

antastet, kurz, von allem, was die hannöversche Requisition veranlaßte, nichts aus meiner Feder geflossen und nicht fliessen konnte. Ich habe den Hrn. Kl— (Klockenbring) damals (wennehr?) zum erstenmale nennen hören: ich habe nicht in Göttingen studirt, und mein zehnjähriger Aufenthalt in Rußland hat mich überhaupt so ausser aller Verbindung gebracht, daß ich von dem Privatleben aller jener Gelehrten, Bahrdt ausgenommen, welchen Pott geschildert hatte, überhaupt nichts, am wenigsten jemals skandalose Anekdoten erfahren habe. Auch wissen Sie daß eine solche Anekdotenjägerei nie meine Liebhaberei gewesen. — Ja, werden Sie sagen, man hat dir aber die Materialien geliefert, und du hast sie eingekleidet? — Auch das nicht. Ich kann feierlich beschwören, daß ich an den mir übersandten Manuscripten, die ich noch verwahre, nichts geändert, wie der Augenschein noch täglich beweisen könnte, wenn ich einen unwürdigen Gebrauch von dem in mich gesetzten Vertrauen zu machen fähig wäre. Hatte ich denn also wohl Unrecht, zu hoffen, man werde nicht mir jene gehässigen Dinge zur

Last legen? — Aber ich hätte freilich gar keinen Theil nehmen, auch nicht mit den unschuldigen, höchstens muthwilligen Possen mich befassen, ich hätte nie suchen sollen, es zum Drucke zu befördern. Sie haben Recht, und ich habe es schon tausendmal bereut, ohngeachtet ich den Bewegungsgrund, der mich dazu vermochte, nie bereuen kann und werde; denn es war die reinste Freundschaft und Dankbarkeit. Auch bin ich wohl hart genug bestraft durch Ihren Zorn, durch alle die Verläumdungen, die ich über mich ergehen lassen muß, durch das falsche Licht, in welchem ich bei vielen meiner Freunde erscheine, durch den Verlust der Liebe des Publikums, und durch den natürlich daraus entspringenden Mangel an Lust, etwas zu arbeiten. Glauben Sie mir, liebe Mutter! Rousseau hat wohl ganz recht, irgend wo zu sagen: daß vom Publiko gekannt seyn, eine schwere Bürde ist. Heute steigen wir wie eine Rakete in die Luft, und morgen trampelt die ganze Welt mit Füßen auf uns herum. Wie oft habe ich als Jüngling nach Ruhm gehascht! Ich Thor! ich verkaufe Ihnen heute mein ganzes

Bischen Ruhm für ein Dutzend Stück milchende Kühe, die ich eben jetzt auf meinem Landgute nöthig habe. Das Publikum hat mich undankbar behandelt. Es verdankt mir manchen Genuß, vielleicht auch manche Besserung des Herzens; denn ich war immer bemüht, die Tugend liebenswürdig zu schildern, und selbst der übrigens gerechte Vorwurf: ich habe manches zu bestreiten gesucht, was nicht immer Vorurtheil sey; trifft wenigstens nicht mein Herz, sondern höchstens eine noch zu jugendlich rasche Einbildungskraft. Kaum aber erfährt dieses Publikum, welchen Antheil eine vielleicht schwärmerische Freundschaft an jener verhaßten Schrift genommen, als es nicht Worte, nicht Zeitungen, nicht Journale genug finden kann, um mich zu verlästern. Geduld! die Liebe des Publikums war mir sehr werth, hat mich aber nie eitel gemacht; von ihm verkannt zu seyn, schmerzt mich sehr, wird mich aber nie ganz niederdrücken. Ich fühle, welchen Werth ich in mir selbst trage; und trotz allem, was schon über mich ergangen ist, und vermuthlich noch ergehen wird, werden Sie mich niemals vermögen, als Angeber aufzutreten; die Rolle

ist gar zu häßlich. Lieber möge man mich noch länger in ganz Deutschland zerreißen. Wer mich genau kennt, weiß doch, was er zu glauben hat, und daß ich wohl einmal einer leichtsinnigen, aber keiner schlechten Handlung fähig war. Erlauben Sie mir, in Zukunft über diese unangenehme Materie ganz zu schweigen. Nur dies eine muß ich noch hinzusetzen: auch Sie scheinen zu glauben, Zimmermann selbst habe um die Sache gewußt? Aber ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, und so wahr ich an das Daseyn eines Gottes glaube, daß Z. vor dem Drucke der Schrift nicht die geringste Vermuthung davon hat haben können. Im Gegentheile werden Sie diesen wahrhaft edlen Mann bewundern, wenn ich Ihnen sage, daß ein ziemlich witziges Produkt, welches im vorigen Frühjahre zu seiner Vertheidigung geschrieben wurde, und in Frankreich gedruckt werden sollte, wozu bereits alle Anstalten getroffen waren, nur allein durch ihn unterdrückt wurde." —

So schrieb der Sohn der Mutter; die bekümmerte Mutter — wie leicht ist ein liebendes Mutterherz zu täuschen! — glaubte in diesem Briefe des

Sohnes Entschuldigung zu finden, ließ ohne dessen Wissen, diesen Brief abdrucken und zeichnete so den schon so manches Verbrechens in dieser Sache schuldigen, als einen ruchlosen Heuchler. Wie geflissentlich dort alles unter einander geworfen, Vieles zweideutig gestellt und auf Entschuldigungsgründe provocirt ist, die niemand anerkennt, liegt am Tage; die größte Schande aber erwuchs v. K. aus der öffentlichen Bekanntwerdung des kindlichen Sendschreibens, die er in seiner weiten Entfernung sich gar nicht als möglich dachte. Gerade in dem Zeitpunkte, wo er diesen Brief an die Mutter sandte (ob wenige Tage vor= oder nachher, läßt sich nicht angeben, da er ohne Angabe des Datums im 14ten Stück des Intelligenzblattes der allg. Lit. Zeitung 1792, Seite 110 bis 112 abgedruckt steht,) nöthigten Schritte, zu welchen Friedrich Schulz zu Mitau in Verfolg der gerichtlichen Untersuchung sich veranlaßt fand, den Hrn. v. Kotzebue das Bekenntniß in die Welt zu schicken: Er, August von Kotzebue, und kein Anderer sey wirklicher und wahrer Verfasser des Bahrdt mit der eisernen Stirn. — Aber er hätte

nicht der seyn müssen, für welchen er sich immer kund gab, wenn er selbst dieses Geständniß so ganz einfach sollte abgelegt haben, ohne wieder jemand vorzuschieben, der die Schuld mittragen mußte. Er sagt nämlich: „daß alles, was jene verhaßte Schrift an Persiflage, Scherz und hin und wieder an Muthwillen enthält, mir zugehört, bekenne ich. — Alles hingegen, was jene Schrift an ehrenrührigen Anekdoten enthält; Alles was den moralischen Charakter der darin auftretenden Personen antastet; Alles was die Herrn Klockenbring, Lichtenberg, Kästner, Mauvillon, Campe, Trapp, Ebeling u. s. f. betrifft, kurz Alles, was die Requisition Hannöverscher Seits bewirkt hat, rührt wörtlich von einem Manne her, der mein Freund war, und dem es Gott verzeihen möge, daß er mich in diese unangenehme Geschichte verwickelt hat. — Er allein mag verantworten, was er schrieb, und wenn er jetzt zu seiner Entschuldigung anführt, er habe die Schrift vor dem Drucke nicht wiedergesehen, so hebt dies doch die Thatsache nicht auf, daß er, was er schrieb, wirklich zum Druck bestimmt hatte *).“

*) Siehe allg. deutsche Bibl. Band 112. Seite 219.

Nun fordert schlüßlich Herr von Kotzebue diesen Mann auf, sich zu nennen, weil er ihn sonst selbst öffentlich namhaft machen würde; diese Aufforderung erließ der Mann, der so eben an seine Mutter geschrieben hatte: nichts könnte ihn bewegen die gar zu häßliche Rolle eines Angebers zu übernehmen. Von solchem Vorwurfe befreite ihn denn der hier Angeklagte und Herausgeforderte scheinbar; es war der Leibmedikus Markard in Oldenburg; aber er züchtigte den Herausforderer dagegen des Verbrechens der Verläumdung, indem er in den Zeitungen unter seinem Namen bekannte, mehrere scandalose Anekdoten Herrn v. Kotzebue mitgetheilt zu haben, indeß sey zwischen ihm und K. kein bestimmter Gebrauch verabredet. Nie habe er geahnet: man könne so roh hingeworfene Dinge in Druck geben; der Misbrauch, welcher durch denselben entstanden, falle einzig und allein Kotzebue zur Last, von welchem der ganze Plan des Pasquills, die Ausführung desselben, das Zotenhafte und auch besonders der Einfall herrühre, einen fremden Verfasser-Namen (Knigge's) auf den Titel gesetzt zu haben. —

So lag diese seit Jahr und Tag die deutsche gelehrte Welt in Allarm gesetzt habende Angelegenheit, und Kotzebue überzeugte sich endlich, daß zur Verminderung der ihn treffenden persönlichen Schande, die sich mit jedem neuen Winkelzuge vergrößerte, mit jeder neuen Lüge die Verworfenheit seines Charakters und seiner Handlungsweise deutlicher an das Licht stellte, für den Augenblick nichts richtiger sey, als eine Begnadigung von der Strafe zu erlangen, die ihn unfehlbar, nach dem Antrage der hannöverschen Requisition, am Schlusse der zu Reval begonnenen Untersuchung, treffen mußte. Er reis'te also schnell nach Petersburg, er bot alle nur zu erlangende Fürsprachen und Empfehlungen auf, und warf sich, um Begnadigung flehend, in einem günstigen Augenblicke zu den Füßen der Kaiserin. Katharina II. sprach ihn; er spielte seine Rolle gut und erlangte die Gewährung seiner Bitten um so leichter, da die Kaiserin, wie bekannt, persönlich so große Achtung und entschiedenes Wohlwollen für Zimmermann hegte, da K— die an Zimmermann verübten literarischen Frevel mit den schwärzesten Farben zu malen, und die Herausgabe des

ber der Schandschrift machten, ist wohl: von K—s Aufmerksamkeit ward durch das für Z. habende Interesse, auf dessen Widersacher gerichtet; er erkannte die schwachen Seiten derselben und bekam, durch die ihm mitgetheilten skandalosen Anekdoten aus dem Privatleben jener Männer, Anregung der immer hegenden Lust an Personalsatyre, dem Kitzel ungezügelter Frechheit zu genügen; es hatte ausserdem Kotzebue in der Schriftstellerwelt, während sein Publikum ihm Beifall schenkte, so manche seine Eitelkeit hart verletzende Strafe erdulden müssen; so trieb es ihn denn, auch einmal den berühmtesten Schriftstellern einen rechten Streich versetzen zu können. So entstand das Pasquill, so brachte er es ins Publikum, so suchte er sich aus dem Vorwurfe verübter Schlechtheit, durch neue Schlechtheiten zu retten. Er bewährte in dieser Geschichte eine Persönlichkeit, die mit seinem übrigen Leben in völliger Uebereinstimmung steht. Befriedigung der Eitelkeit und Selbstsucht machte er zum einzigen Zweck seines Daseyns, und zu diesem einen Zwecke war ihm jedes Mittel willkommen und geheiligt — alle seine Schriften geben davon zahllose Beweise —

Er selbst wurde ein Opfer solcher sittlichen Verirrung. — Wie der Mensch ohne moralischen Werth sich in den Irrgewinden des Widerspruches verliert, bald so unklug sein eigenes Verderben bereitet, bald recht pfiffig und listig seine Absicht, auf krummen oder geraden Wegen zu erlangen weiß, davon giebt es auch hier gar lehrreiche Beispiele.

Schon ist von den Briefen an Friedrich Schulz und an die Mutter Kotzebue's in dieser Hinsicht berichtet; besonders der letztere macht wirklich eine solche Erbärmlichkeit kund, daß man an dem welterfahrenen Autor ganz irre werden muß. Doch solche unglaubliche Zeugnisse seines Mangels an Ueberlegung findet man mehrere in den verschiedenen Erklärungen, die er über diese Sache in den Zeitungen gab, ehe er noch die eigentliche Autorschaft auf sich nahm. Da wundert er sich denn immer darüber, daß man so einfältig sey, das schändliche Pasquill für etwas mehr, als für eine unschuldige Posse zu nehmen, und er begreift gar nicht, warum man ihm nicht den Gefallen thun will, das Schelmstückchen in den ersten vier Wochen zu vergessen; — er hat die Besin-

der der Schandschrift machten, ist wohl: von K—s Aufmerksamkeit ward durch das für Z. habende Interesse, auf dessen Widersacher gerichtet; er erkannte die schwachen Seiten derselben und bekam, durch die ihm mitgetheilten skandalosen Anekdoten aus dem Privatleben jener Männer, Anregung der immer hegenden Lust an Personalsatyre, dem Kitzel ungezügelter Frechheit zu genügen; es hatte ausserdem Kotzebue in der Schriftstellerwelt, während sein Publikum ihm Beifall schenkte, so manche seine Eitelkeit hart verletzende Strafe erdulden müssen; so trieb es ihn denn, auch einmal den berühmtesten Schriftstellern einen rechten Streich versetzen zu können. So entstand das Pasquill, so brachte er es ins Publikum, so suchte er sich aus dem Vorwurfe verübter Schlechtheit, durch neue [illegible] heiten zu retten. Er bewährte in diese[illegible] eine Persönlichkeit, die mit seinem [illegible] völliger Uebereinstimmung steht. [illegible] Eitelkeit und Sel[illegible] Zweck seines D[illegible] war ihm jed[illegible] alle seine S[illegible]

Er selbst wurde ein Opfer solcher sittlichen Ver-
irrung. — Wie der Mensch ohne moralischen Werth
sich in den Irrgewinden des Widerspruches verliert,
bald so unklug sein eigenes Verderben bereitet, bald
recht pfiffig und listig seine Absicht, auf krummen
oder geraden Wegen zu erlangen weiß, davon giebt
es auch hier gar lehrreiche Beispiele.

Schon ist von den Briefen an Friedrich
Schulz und an die Mutter Kotzebue in dieser
Hinsicht berichtet; besonders der letztere macht wirk-
lich eine solche Erbärmlichkeit kund, daß man an
dem welterfahrenen Autor ganz irre werden muß.
Doch solche unglaubliche Zeugnisse seines [illegible]
an Ueberlegung findet man mehrere in [illegible]
[illegible] Erklärungen, die er über [illegible]
[illegible]ungen gab, [illegible] noch [illegible]
[illegible]schaft [illegible] [illegible]t
[illegible]en
[illegible]tum
[illegible] nicht
[illegible]mahnungen
[illegible]mal verschrie-
[illegible] spät und

nungskraft so weit verloren, daß er nicht erwägt, wie solche wiederholte Aeusserungen, ihn selbst erst recht verdächtig machten, und die Aufmerksamkeit der Prüfenden auf das Corpus delicti zurückführen. — Man höre ihn *):

„Es ist wahr, daß ich das Manuskript nach Leipzig gebracht, und mir vergebens viel Mühe gegeben, einen Verleger dafür zu finden. Es ist schon manche Posse in der Welt gedruckt worden; ich sehe gar nicht ein, warum man gerade diese Posse für etwas wichtiges zu halten beliebt. — Es ist wahr, daß ein bekannter Gelehrter aus Mitau, ausser der Bestellung der Vignette, keinen Theil an der Sache hat; es ist wahr, daß ich ihm geschrieben, er solle, wenn er befragt werde, den *wahren* Zusammenhang der Sache nicht entdecken; denn ich sehe gar nicht ein, warum man jedem unbefugten Frager **) Rede stehen

---

*) Hamburger unpartheiischer Korrespondent Nro. 202. Beilage, vom 20sten December 1791.

**) Also die kaiserlich-russischen Justizbehörden waren ihm, dem kaiserlich-russischen Staatsdiener, *unbefugte Frager*??? —

sollte? Es ist endlich wahr, daß die Leute sich lächerlich machen, wenn sie noch länger von einer Posse schwatzen, die, eben weil sie eine offenbare Posse ist, wohl Thorheiten züchtigen, aber keines Menschen Ehre antasten konnte, und folglich in den ersten vier Wochen vergessen seyn sollte."

(Unterz. A. v. Kotzebue).

Nein! sind Thorheiten gezüchtigt, so ist es, der Zucht wegen, moralisch nothwendig, daß die Züchtigung nicht in den ersten vier Wochen vergessen werde. — Und noch eins: man erkenne die Frechheit, für welche die Sprache keine Bezeichnung hat, mit der v. K. noch am Jahresschlusse 1791, auf der Zeitungsbühne hintreten und verkünden kann: „Die Posse, — so nennt er die Schandthat, — habe keines Menschen Ehre angetastet. — Daß doch das Publikum diesesmal so verstockt war, seinem Lieblinge nicht zu glauben, seinen Weisungen und Ermahnungen nicht Folge zu leisten! —

Doch, wer sich dem Bösen einmal verschrieben hat, dem erscheint er, wenn auch spät und

unter Schwefelgestank, doch endlich. — Von Kotzebue's Rettung — nicht die Ehrenrettung, sondern jene, die nichts mehr ist, als Befreiung von der Strafe des positiven Gesetzes — beruhete auf die zu erlangende Begnadigung der Kaiserin; diese zu bewirken, durfte kein Mittel unversucht gelassen werden. Es war damals, man erinnere sich der Zeitgeschichte, die Epoche der französischen Revolution, wo alle Regenten, besonders die despotisch-monarchischen, einen wilden Sturm der Leidenschaft gegen sich andringen sahen, der zugleich die damalige Stellung des Adels zum Volke zu ergreifen drohte. Katharina, die kluge Selbstherrscherin, konnte an den thronerschütternden Lieblingsideen von Freiheit und Gleichheit keinen Gefallen finden; aber sie bethätigte immer, daß sie großes Wohlgefallen habe an der preisenden Verherrlichung vielgelesener Schriftsteller. — Kotzebue, ihr Unterthan und Beamter, auf dem deutschen Theater beliebt und als Schriftsteller vielgelesen, war, nach seinen politischen Meinungen, sehr verdächtig: denn, wenn er in seinen Schauspielen Fürsten auf die

das Siegesgeschrei ihrer Krieger. — Siehe da! ich wollte nicht loben, und mein Herz hat mich hingerissen. Da Wahrheit macht sich Luft, Nationen-Dank läßt sich nicht einkerkern. Millionen sprechen durch meine Stimme! ich bin selbst groß indem ich Katharinens Größe verkündige!" —

So schrieb Kotzebue, übersandte sein Werk der Kaiserin, erschien dann selbst, flehte um Gnade, und ward, wie schon berichtet ist, — begnadigt. — In dieser Hinsicht war also der Verfasser des Bahrdt mit der eisernen Stirn glücklich durchgekommen; dagegen übte das deutsche Publikum eine gerechte Strenge gegen ihn; wenn man sichs auch ganz gern gefallen ließ, daß er in seinen Stücken auf der Bühne Kurzweil trieb, so ward doch bei jeder Gelegenheit sein Name nie anders, als mit der größten Verachtung genannt, und dieses wirkte denn doch auch auf den bisher gehabten Beifall, auf welchen wohlgefällig hinweisend, er sich oft die Miene gegeben, als sey ihm Schriftsteller- und Recensenten-Lob oder Tadel völlig gleichgültig. Diese ihm, als berüchtigten Verfasser des Bahrdts mit der eisernen

daß die Kriecherei vieler Schriftsteller und Wortführer in keinem Zeitpunkte, bei keinem Volke den Grad der Vollendung erhalten habe, als bei den Franzosen unter Bonaparte's Regimente; aber man gestehe, geirrt zu haben, oder beweise daß Kotzebue übertroffen worden sey. — Von mehreren hierher gehörigen Stellen, nur eine; er sagt Seite 44 und 45:

„Unsere große Kaiserin — deren Namen für meine schwache Feder zu erhaben ist, und deren Lob aus dem Munde eines glücklichen Unterthanen, wie Schmeichelei klingen würde — hat dem Adel alle seine Vorrechte bestätigt und größere verliehen. Sie hat den russischen Staat in eine Monarchie verwandelt, den Adel dem Throne näher gehoben, und die Herzen durch Gnade gefesselt. Ihr Herz ist immer offen, wohlzuthun, und ihre Hand hat verlernt, zu strafen. Geben ist ihre Freude, Unterthanen-Glück ihr Reichthum. Liebe und Ruhm sind im Streite, welche von beiden ihren Triumphwagen ziehen soll; aber Liebe ist stärker als Ruhm, und der Segen glücklicher Menschen steigt schneller zum Himmel empor, als

„An das Publikum von August von Kotzebue. (Dieses Blatt wird in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis ausgegeben)." —:

„Es ist kühn, den höchsten Richter, das Publikum, noch einmal mit einer Sache zu behelligen, von welcher vor zwei Jahren so manche gelehrte und ungelehrte Zeitung sprach, und über welche in großen und kleinen Städten, in großen und kleinen Gesellschaften einstimmig geurtheilt wurde: ich meine die berufene Geschichte der unglücklichen Broschüre: Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn. Doch erwarte ich von jedem ehrlichen deutschen Manne, er werde mir willig sein Ohr auf eine Viertelstunde leihen, wenn ich ihm sage, daß es für die Ruhe meines Lebens nothwendig ist, mein Herz über diese für mich so traurige Begebenheit *) zu erleichtern."

„Manche werden dies Blatt aus Neugierde in die Hand nehmen; Manche, und die Meisten, mit

*) So lange, als die Begebenheit im Gange war, hielt es Kotzebue für nichts als eine Posse; jetzt, da sie geschlossen ist, heißt sie ihm: eine traurige Begebenheit.

Vorurtheilen gegen mich*); beide Gattungen von Lesern werden nicht finden was sie suchen. Mein Zweck ist einfach redlich, und möchte meine Hand vertrocknen, und nie wieder ein ehrlicher Mann Freund zu mir sagen, wenn irgend eine unredliche Nebenabsicht meine Schrift leitet **)."

„Als ich im Jahre 1790 in Pyrmont war, fiel mir die häßliche Broschüre „Bahrdt an Zimmermann, deutsch gesprochen" in die Hände ***). Schon lange hatte ich im Stillen geseufzt,

*) Sollte ein generelles Mißtraun gegen Kotzebue wohl Vorurtheil zu nennen seyn?

**) Diese Art, sich zu vermessen und durch Herbeirufung von Strafen, die ihn treffen sollen, seinen Worten Bürgschaft zu geben, kennt der Leser schon aus den vorhergemachten Mittheilungen.

***) Der eigentliche Titel ist: „Mit dem Herrn [von] Zimmermann, Ritter ꝛc. ꝛc. deutschgesprochen von D. C. F. Bahrdt, auf keiner der deutschen Universitäten weder ordentlichen noch ausserordentlichen Professor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter ꝛc. ꝛc. (118 Seiten); diese Schrift ist derb, ja gar grob, aber es sind keine Unflätereien, keine Bordellscenen darin. Auch stellt sich Bahrdt, der von Zimmermann angegriffen war, mit seinem Namen, als Mann gegen den Mann.

über alle die hämischen Angriffe, auf einen Mann, der den gebildetsten Geist mit der schönsten Seele verbindet, einen Mann, den ich meinen Freund nennen darf. So grob und ungeschliffen war er noch von keinem gelehrten Streiter behandelt worden, als jetzt von dem verstorbenen Doktor Bahrdt *). Wer einen Freund, der noch überdies gerechte Ansprüche auf Dankbarkeit machen darf, geduldig mißhandeln sieht und schweigt, der verdient keinen Freund zu haben **).

„Noch ehe ich Zimmermann kannte, liebte ich ihn, um der frohen Stunden willen, die seine

*) Dr. Bahrdt starb zu Halle den 23sten April 1792.

**) Hier ist, wohl zu merken, nicht von körperlichen Mißhandlungen, ondern von literarischen Zänkereien die Rede, die Z. durch seine Fragmente über Friedrich den Zweiten größtentheils selbst veranlaßt hatte; es stand hier der Schriftsteller gegen den Schriftsteller und es war am vernünftigsten, in sofern keine gütliche Vermittlung möglich schien, die Streitenden es unter sich ausmachen zu lassen, ohne daß durch Einmischung eines unbefugten Dritten der Unfug noch unnütz vermehrt wurde. Die von v. K. in Anspruch genommenen Verdienste reger Freundschaft, sind also wieder bei Lichte besehen, — eine Schalksmaske.

Schriften meinem Geiste gewährt hatten. Als ich ihn selbst kennen lernte, krank und muthlos, da nahm er sich meiner wankenden Gesundheit so freundlich und uneigennützig an, und verschaffte mir zweimal, durch die verdiente Gunst, mit welcher meine Monarchin ihn beehrte, Zeit und Ruhe, Leib und Seele zu pflegen, daß ich ein Ungeheuer seyn müßte, wenn ich es je vergessen könnte. Seinem Rathe als Arzt verdanke ich meine wiederkehrende Gesundheit, seinem Freundestroste Geduld und Muth. Nie werde ich daher bereuen, was ich für ihn thun wollte*), wohl aber das, was ich that."

Gerade in dem Zeitpunkte, als ich meine Verbindlichkeit gegen ihn am stärksten fühlte; gerade in dem Zeitpunkte, als mein ganzes Wesen sanft erschüttert wurde, wenn ich nur seinen Namen aussprechen hörte, erschien Bahrdts grober An-

---

*) Wenn dieses Wollen darin bestand, über Zimmermanns literarische Gegner herzufallen, so war dies, es mochte ausgeführt werden auf jede beliebige Weise, immer eine Narrheit, oder eine Schlechtheit, oder beides.

griff, wurde von allen Badegästen verschlungen, von Manchem mit Wohlgefallen belächelt, — und, ich knirschte. Der Gedanke flog durch meine Seele: tritt auf und räche deinen Freund! Der Gedanke reifte schnell zum Entschluß. Bis hierher habe ich mir nichts Tadelswerthes vorzuwerfen; ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich anders gedacht und empfunden hätte *)."

Aber jetzt stehe ich vor dem Steine des Anstoßes: die Art und Weise, wie ich meinen Entschluß ausführte, kann und mag ich durch nichts beschönigen. Ich klage niemand an, als mich selbst; eine unglückliche Verkettung von Umständen; ähnlicher Eifer und mißverstandene Gefälligkeit von einer Seite, ein unbesonnener Gebrauch derselben von der andern; die kränkliche Reitzbarkeit meiner Nerven, die mir oft eine grüne Brille auf die Nase setzte; das zuweilen übersprudelnde Jünglingsalter, das nur zu oft meine gesunde Urtheils-

---

*) Das Publikum, welches als Schiedsrichter aufgerufen war, entschied auf ganz entgegengesetzte Weise, aus Gründen die S. 195 Anmerkung 2. bereits angegeben sind.

kraft gefangen nahm — Alles das kann mich nicht entschuldigen, ich weiß es; auch ist Entschuldigung wahrlich nicht die Absicht dieses Blattes *)."

„Ich reis'te von Pyrmont ab mit häßlichen Materialien beladen, und das glühende Dankgefühl für meinen Freund ließ mir keine Zeit, sie kaltblütig auf der Wage der Gerechtigkeit und Menschenliebe zu wiegen. In acht Tagen war die unglückliche Broschüre fertig **). Zimmermann

*) Wenn nicht zur Beschönigung und Entschuldigung, warum ist denn dieses alles mit seinen räthselhaften Anspielungen gesagt? — Und was haben diese Worte wenn man sie auch als Entschuldigung gelten lassen möchte, mit den schändlichsten Bordellscenen mit dem Gräuel unnennbarer Völlerei und mit den durch vier Akte fortgeführten Gemälden der Unzucht und Zoten zu thun? —

**) Die kurze Gebährzeit soll wieder entschuldigen und klagt hart an; denn ein nicht in der sittlichen Verworfenheit zu Hause seyender Mann, könnte die genannte Zahl von Jahren zubringen, er würde keinen ähnlichen Kreis von Lastergemälden zusammen zu stellen im Stande seyn. Die persönliche Schande des Verfassers liegt nicht in den eingewebten, skandalosen Anekdoten, sondern in freierdachten Situationen und in der schmutzigen Art der Ausmalung derselben.

wußte nichts darum. Ausser Weimar hat sie vor dem Drucke niemand gesehen. Aber in Weimar sah und las sie ein Mann, der nachher öffentlich behauptete, sie nicht gesehen und gelesen zu haben, und der doch damals selbst hülfreiche Hand leistete, selbst sogar einen Einfall dazu herlieh, der, wie ich glaube, der schlechteste in der ganzen Broschüre ist. Hätte dieser Mann, den ich damals für meinen Freund hielt, und für dessen Talente ich Achtung hegte, mich nur mit einem Worte auf die Folgen meiner Handlung aufmerksam gemacht — ich wage es zu behaupten, sie wäre unterblieben, oder doch auf eine ganz andere, weit unschuldigere Art vollzogen worden. Aber freilich hatte er keine Verbindlichkeit dazu, und ich werfe ihm auch nichts weiter vor, als sein nachheriges zweideutiges Benehmen, wozu keine Noth ihn drang. Denn daß ich jemals gegen irgend Jemand ihn für den Verfasser ausgegeben haben sollte, ist eine kahle Unwahrheit, durch welche er sein liebloses Verfahren nur zu beschönigen sucht *). Doch genug davon."

---

*) Diese Stelle geht auf den Rath Friedrich Schulz

„Die verhaßte Broschüre war nun einmal geschrieben und zum Druck weggesandt. Noch damals, in den ersten Tagen ihrer Existenz, als noch wenige Exemplare im Umlauf waren, und als ich Gelegenheit hatte, das Urtheil einiger achtungswürdigen Männer über die Erscheinung derselben zu hören; noch damals hätte ich vielleicht Zeit und gewiß guten Willen genug gehabt, die Verbreitung der Broschüre zu unterdrücken *); aber das Schicksal hatte beschlossen, die unglücklichsten Begebenheiten meines Lebens

zu Mitau, der, wie schon erwähnt ist, bei seinem Aufenthalte zu Weimar, die Titelvignette zu dem Bahrdt rc. bei Lips bestellte. — Er beschuldigte Kotzebue'n, dieser habe ihn als Verfasser des Pasquills genannt; Kotzebue leugnet dies: aber Schulz's Behauptung hat mehr historische Wahrscheinlichkeitsgründe für sich, als die Kotzebuesche Verneinung, denn Kotzebue hat sich in dieser Geschichte viele sonnenklar bewiesene, und zuletzt selbst eingestandene Lügen zu Schulden kommen lassen; von Schulz sind dergleichen Schändlichkeiten nicht bekannt: er zeigte vielmehr gegen die ihm von v. K. angesonnenen Betrügereien redlichen Abscheu.

*) Da Herr v. K. seinen bösen Willen durch Verfertigung und Verbreitung der Schandschrift bethä-

in dem Jahre 1790 an einander zu reihen. Meine geliebte unvergeßliche Gattin starb den Tag nachher, als ich das erste gedruckte Exemplar empfangen hatte. Der gerechte Kummer raubte mir jede Kraft der Besinnung für fremde Dinge. Ich floh nach Frankreich, und kam erst einige Monate nachher in mein Vaterland zurück."

„Das Uebel war geschehen. Ich fing an zu fühlen, was ich gethan hatte, und seufzte vergebens mit jenem alten Dichter:

O Jupiter! bring mir die entflohenen Zeiten zurück!"

„Die heftigste Verfolgung begann nunmehr. Man begnügte sich nicht, in tausend Schriften den Verfasser als ein Ungeheuer darzustellen, sondern man machte auch die Sache an hundert Orten zugleich gerichtlich anhängig. Ich tadle dies Verfahren nicht, und bekenne, daß ich unschuldig beleidigt, vielleicht das Nämliche gethan hätte. Aber ich hoffe man wird es auch nicht unbil-

---

tigte, so ist es ein vorgebliches Bemühn, Vertraun erwecken zu wollen, zu den Verheißungen seines guten Willens, den er nicht bethätigte.

lig finden, daß ich, als es den Verfolgern endlich gelang, auf einem ungesetzmäßigen Wege, sogar bis zum Throne meiner Monarchin durchzudringen, alles aufbot mich zu retten. So sind einige Versuche, durch welche ich meine Verfolger zu täuschen hoffte, hinlänglich durch die Nothwehr entschuldigt *)."

*) Hier erscheint die Dialektik des Hrn. v. K. in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Die, nach einem vernünftigen Geschäftsgange, von der hannöverschen Regierung an mehrere auswärtige Behörden erlassenen Requisitionen, zur Mitwirkung bei der Ausmittlung des Pasquillanten, sind ihm die heftigsten Verfolgungen; hiernach soll man es nicht unbillig finden, daß er, als auch die russischen Behörden von der Kaiserin befehligt wurden, die Nachforschungen gerichtlich zu betreiben, (dies beliebt er, einen ungesetzmäßigen Weg, zu nennen) Alles aufbot, sich zu retten, das heißt Betrug auf Betrug häufte, und dieses Gewebe von Schändlichkeiten stellt er in die Kategorie der hinlänglich entschuldigten Nothwehr. — Existirte hier ein Angriff gegen Hrn. v. Kotzebue? Wer griff ihn an? Gegen wen hatte er Nothwehr zu üben? — Ein schändliches Verbrechen war begangen, er hatte den Verdacht gegen sich, die gesetzlich-gerichtliche Untersuchung ließ die Entdeckung des Verbrechers nicht mehr bezweifeln,

„Ich war endlich so glücklich, der Monarchin selbst die wahren Umstände der Sache ohne Hülle (?) vorzutragen. Sie unterschied den guten Willen von dem bösen Erfolge, den untadelhaften Zweck *) von der tadelnswürdigen Ausführung derselben, und verzieh, indem sie befahl, daß in ihrem Reiche nie wieder gerichtlich davon die Rede seyn solle."

„Anderthalb Jahre sind nun verflossen, seit ich von dieser Seite völlig beruhigt bin, und keine gerichtliche Procedur mir ferner droht. Es war nöthig diese Zeit verfliessen zu lassen, damit es nicht scheinen möchte, als thäte ich aus Furcht einen Schritt, den ich heute blos auf Antrieb meines Herzens thue. Aber Gott ist mein Zeuge **), und mehrere meiner Freunde wissen es

---

und nun will der Verbrecher Nothwehr geübt haben, indem er durch neue Verbrechen die Entdeckung des früher begangenen Verbrechens unmöglich zu machen, sich bemüht. Wurde nicht die persönliche Schuld, wie die gesetzliche Strafe des ersten Vergehens, durch die darangereihten entschieden vergrössert?

*) Siehe Seite 195 Anmerkung 2.

**) Da v. K. zum Beispiel in dem Briefe an seine Mut-

aus meinem Munde, daß ich gleich damals, von meinem Unrechte überzeugt, den Vorsatz faßte, den Beleidigten Genugthuung zu geben, so viel in meinen Kräften stünde."

„Ich habe wegen dieser Begebenheit, der unglücklichsten meines Lebens, so viel gelitten, als je ein Sterblicher leiden kann; ich habe geprüfte Freunde verloren, und die Liebe des Publikums eingebüßt; ich habe tausend heimliche Nackenschläge empfangen *), und tausend hämische Anekdötchen

ter, auf das Zeugniß Gottes provocirte, um seinen Lügen ein rhetorisches Gewicht zu geben, so kann hier dieser Redeform keine größere Bedeutung beigemessen werden, als wenn v. Kotzebue eine Versicherung durch seine Cavalier=Parole bestätigt hätte. — Das nachfolgende Gelübde, den Beleidigten Genugthuung zu geben, ist offenbar lächerlich, weil dieses so wenig in seinen Kräften stand, als es in den Kräften eines Mörders steht, den Ermordeten wieder ins Leben zurückzurufen.

*) Die tausend heimlichen Nackenschläge erhielt v. K., wenn er sie wirklich empfing, in Erwiederung der tausend heimlichen Nackenschläge die er ausgetheilt hatte und in seinem ferneren Leben auszutheilen beflissen war. Was die hämischen, auf seine Rechnung erfundenen Anekdötchen betrifft, so ist es höchst eigen

sind auf meine Rechnung erfunden worden. Man hat sich durch lächerliche Recensionen an meinen Schriften gerächt, andere haben meinen moralischen Charakter, nicht ohne Schein, verunglimpft. Die Edleren haben geschwiegen, und ihr Schweigen ist mir drückender gewesen, als das Wüthen der kleinen Geister. Niemand hat die schlaflosen Nächte gezählt, in denen meine eigenen Vorwürfe mich peinigten, und niemand hat die bittere Empfindung gemessen, welche mir oft jede Freude vergällte. Genug! ich bin überzeugt, daß ich keinem als mir selbst Schaden zugefügt*), und daß noch nie, seit die Welt steht, eine literarische Unbesonnenheit (?) so hart gebüßt ist."

„Nicht um wieder zu gewinnen, was ich verlor; nicht um Recensenten mit mir auszusöhnen,

---

daß bei der ganzen Geschichte immer, beim Lichte besehen, die Wirklichkeit schändlicher war, als die hämisch erfundenen Anekdötchen. —

*) So fühlt der Selbstling nur das eigene Mißbehagen begangenen Frevels; vor dem, seinem Mitmenschen zugefügten Unglücke verschließt er geflissentlich die Augen. —

die unversöhnbar sind, und deren unedle Rache ich verachte; nein! blos um die Ruhe meines Herzens zu befördern, und meine eigene Achtung vor mir selbst wieder herzustellen, trete ich jetzt öffentlich auf, und wende mich an Euch, Ihr alle, die ich unschuldig beleidigt habe, verzeiht mir! Der Jüngling konnte fehlen, aber er muß sich nicht schämen, zu bekennen, daß er gefehlt hat. Wohlan! ich schäme mich dessen nicht, wie auch Haß und Schadenfreude schief und hämisch darüber urtheilen mögen. Es ist traurig in die Verlegenheit zu gerathen, einen solchen Schritt thun zu müssen; aber es wäre noch weit trauriger, ihn nicht rasch und ohne Rücksicht auf Verhältnisse zu thun. Hier in meiner ländlichen Einsamkeit, wo nur Gottes Auge mich sieht, mein Herz mein Verfahren billigt, und einige geprüfte Freunde mir Beifall lächeln; hier soll nichts mich abhalten, mein Unrecht freimüthig zu bekennen. Und reicht auch keiner der Beleidigten mir die Hand, wendet auch kein Herz sich wieder zu mir so habe ich doch gethan, was ich thun mußte. Vergessen werde ich diese unglückliche Begeben-

heit nie! Doch von heute an mit minderer Bitterkeit daran zurückdenken.“ —

„Geschrieben zu Jewe, unweit Narva,
den 17ten August 1793.“

Den Schluß dieser Darstellung mache eine Bemerkung, die Herr von Kotzebue im zweiten Theile des merkwürdigsten Jahres seines Lebens, Seite 231 ausspricht; in diesen Worten ist nichts verändert, als der Name des, gegen den sie gerichtet sind: dort wurden sie gebraucht damit sie einem glücklichen Abentheurer und Balletänzer Chevalier und seines Gleichen zur Lehre dienen; hier, damit sie in gleichem Sinne den Gesichtspunkt feststellen, nach welchem vorstehende vollständige Erzählung der Geschichte des Bahrdt mit der eisernen Stirn durch sich selbst gerechtfertigt wird: „Kalt, wie es sich gebührt, habe ich das Strafamt der Publicität verwaltet. Der gesetzlichen Be-

strafung konnte eine glückliche Kombination der Umstände den Herrn von Kotzebue (im Originale steht Herrn Chevalier) entziehen, nicht so der heilsamen Publicität, die früh oder spät den glücklichen Verbrecher ereilt.“ —

August von Kotzebue's Leben.

Drittes Buch.

Mainz. — Seine Rückkehr nach Rußland. — Seine Theaterdirection zu Wien. — Das merkwürdigste Jahr seines Lebens. —



Die Behauptung, daß August von Kotzebue's Leben eigentlich mit der Geschichte des Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn, geschlossen sey, hat viel Wahres; denn, ob er gleich nachher noch ein volles Viertel-Jahrhundert lebte und wirkte, so bezeugt doch diese letzte Hälfte seiner Wallfahrt fortwährend eine sehr nahe Verwandtschaft mit der Handlungs- und Sinnesweise seines frühern Lebenslaufes. —

Was zunächst sein persönliches Daseyn betrifft, so ist zwar nicht zu verkennen, daß er in demselben von jetzt an eine gewisse Vorsicht festzuhalten sich bemühte, um im Kreise des häuslichen Lebens eine gemüthliche Ruhe, die er in der Schriftstellerwelt für immer eingebüßt hatte,

wiederzufinden. Wie das reifere Alter überall eine Neigung zur Gemächlichkeit offenbart, so strebte v. K., für den nächsten Kreis seiner Umgebungen, als Gatte, Vater, Freund und Gutsherr eine Haltung zu gewinnen, die sein Leben angenehm machte. Er gefiel sich in solcher Ruhe und blieb ihr so lange getreu, als ihn persönlich nichts Lockendes oder Unangenehmes berührte; trat aber solcher Fall ein, wurde das Feuer einer Leidenschaft durch ein Ereigniß geweckt, so verlor er schnell alles Gleichgewicht. Die Erfüllung mancher schwieriger Pflichten z. B. die der Erziehung seiner Kinder, wußte er sich sehr leicht zu machen; andere wurden ihm von selbst erleichtert, durch den pekuniären Wohlstand, welcher unter allem Wechsel des Schicksals zunahm. — Die Mißhelligkeiten des ehlichen Lebens, von welchen seine erste Ehe nicht frei war, denen er durch die Flucht nach Paris ein schriftstellerisches Sühnopfer zu bringen versuchte, wurden durch die Beobachtung mehrerer Decenz leichter ausgeglichen. —

Doch der Geschichte seines ferneren Lebens

soll nicht vorgegriffen, sondern nur bemerklich gemacht werden, daß v. K. nach einer eigenen Verkettung seiner Thätigkeit, mit dem im vorigen Abschnitte beschlossenen Zeitpunkte seines Lebens, das Beste und das Schlechteste, die Gränzpunkte seines Talentes und des Mißbrauchs desselben, gegeben hat — Das Kind der Liebe — Menschenhaß und Reue — Bahrdt mit der eisernen Stirn. — Indem wir ihn auf seiner Bahn begleiten, wollen wir nicht unterlassen, wiederholt uns dessen zu erinnern, was uns nach seinem Tode einer seiner vertrauteren Bekannten so dringend anempfahl: „Laßt uns," sagt er, „den Gegnern nicht Verdammniß um Verdammniß zurückgeben. Sie kannten seine Fehler, aber sie kannten ihn nicht ganz. Gerade seine bessere Seite war die der Welt verborgene *)." — Kein geringer Vorwurf für einen Mann, der mit so vieler Publicität lebte! —

— V. Kotzebue ging von Paris nach Mainz, wo er eine von Gotha aus ihm werthe Geliebte

*) Literarisches Wochenblatt 4ter Band. Nro. 1.

mit der er in fleißigem Briefwechsel stand, zu finden und in ihr eine Reisegesellschafterin bis nach Niedersachsen zu erhalten hoffte. Jedoch noch ehe er ankam, hatte die achtungswerthe Familie, der, ohne hiervon etwas zu ahnen, das auf ihren flüchtigen Präsidenten hoffende Fräulein anvertraut war, letztere in die Heimath geschickt, unter ehrenfester Begleitung eines zur Messe reisenden Kamelotwebers. Da sich unter den leichtsinnig zurückgelassenen Papieren auch die Liebesbriefe Kotzebue's an seine „göttliche Lotte" befanden, so wurden ihm diese bei seiner Ankunft zu Mainz, nicht ohne ernste Rüge seines Betragens, überreicht. Er benahm sich einfach; ohne sichtbare Verlegenheit gestand er das Liebesabentheuer, — und ging seinen Gang fort. — Solche Anekdoten, wo der verführerische Präsident, um die Worte einer Geliebten zu gebrauchen, „mäßig-ruchlos und bezaubernd den Schönen zu den Füßen lag" — könnten zahlreich beigebracht werden, wenn es hier nicht vollkommen genügte, diese Seite seines Lebens leicht zu berühren, die ihm besonders deshalb hier zu gerechtem Vorwurfe

dient, weil sie die früher geäußerte Vermuthung bestätigt: die Betrübniß des an Zärtlichkeit überströmenden Gatten, in der Flucht nach Paris, war nichts als eine Rolle, die er auf dem Schriftstellertheater, zur sonderlichen Erbauung empfindsamer Seelen, ganz gut zu spielen verstand. —

Die vereitelte Zusammenkunft mit der göttlichen Lotte störte Kotzebues Erwartungen eines genußreichen Aufenthalts zu Mainz durchaus nicht. Er lebte dort mit dem Theater und für dasselbe, er freute sich der dort angetroffenen „vielen hübschen Gesichter,“ und schrieb, bis zum Sommer des Jahres 1791 hier verweilend, den weiblichen Jacobiner-Klubb, den Papagai, den Sultan Wampum und den Spiegelritter; auch bearbeitete er, nach einer französischen Handschrift, das „philosophische Gemälde Ludwigs des XIV.,“ welches zu Straßburg in demselben Jahre gedruckt wurde. Im letzteren glaubt er gezeigt zu haben, daß ihm jede Art des Despotismus gehässig sey *). Er erzählt: „Mein Ver-

*) Siehe: die jüngsten Kinder meiner Laune. Theil 5. Seite 232. ff.

leger in Straßburg schickte mir das Werk im Manuscripte zu, und die Korrespondenz, die ich mit ihm darüber führte, wurde erbrochen, ehe sie in meine Hände kam. Ich beschwerte mich deshalb bei unserm Minister in Frankfurt; er nahm sich meiner an, allein man behauptete in Mainz, die Briefe kämen bereits erbrochen an, und ich habe nie erfahren können, wer mir eigentlich die Ehre anthat, mich für einen Spion, oder verkappten Jacobiner zu halten. Es scheint überhaupt mein Schicksal zu seyn, daß, indeß Herr Huber und Consorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausschreien, die Despoten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Demokraten, ihrer mißtrauischen Aufmerksamkeit würdigen. Ich könnte seltsame Beispiele davon anführen, wenn man alles dürfte, was man kann." —

Schon damals, wie späterhin, wo v. K. sich es zum eigentlichen Berufe machte, über Alles und besonders über politische Gegenstände und staatswissenschaftliche Angelegenheiten zu sprechen, wurde er in manche Kollisionen verwickelt und zog sich die Mißbilligung aller Parteien zu, in-

dem er inkonsequent sich dem Spiele augenblicklicher Neigungen, Meinungen und Ansichten hingab. Schon damals ließ er den Irrthum ahnen, nach welchem er sich einbildete: es ließen sich die Völker mit ihren heiligen Rechten, mit ihren frommen Begehren eben so leicht befriedigen, wie ein schaulustiges Publikum vor dem aufgerollten Theatervorhange mit pomphafttönenden, aber höchst frugalen Inhalts seyenden Sentenzen. —

Kotzebue besuchte während jener Zeit Hubers Haus oft und gefiel sich in dem Umgange des durch Talent und Sitten angenehmen Mannes. „Unerwartet war es mir, sagt er in der oft erwähnten Selbstbiographie, als Herr Huber*), durch die Herausgabe seiner kleinen Schriften, die Maske des Recensenten abnahm.

*) Ludwig Ferdinand Huber, geb. zu Paris 1764, gest. zu Ulm 1804, als baierscher Landes-Direktionsrath, hat sich in der deutschen Literatur einen beliebten Namen erworben, als geistvoller Erzähler, als ausgezeichneter dramatischer, politischer und kritischer Schriftsteller. Unvergeßlich seinen Freunden, bewährte er in allen Verhältnissen seines Lebens den Ruhm eines Biedermanns. Mit Aufopferung

Er, in dessen Gesellschaft ich so manche frohe Stunde genossen; er, dessen Talent ich bewunderte und dessen Umgang ich liebte; er, der mir persönliche Zuneigung zu widmen schien; er, der trotz der Geringschätzung, die er für meine Schriften affectirt (?), meiner Sonnenjungfrau einst die Ehre anthat, sie durch eine vortreffliche Scene zu bereichern, von welcher ich wünschte, daß er sie drucken ließe; er, mit einem Worte, von dem ich mit der freundschaftlichsten Umarmung schied: er bohrte mir einen Dolch in den Rücken! — (diese harte Redensart heißt in v. Kotzebue's eigenthümlicher Schreibweise nicht mehr und nicht weniger, als, der leichtverletzbare Schriftsteller wurde darüber sehr aufgebracht, daß Huber an

---

der glänzendsten Aussichten ward er unter Anstrengung und Selbstverläugnung der Retter, Pfleger und Vater der Familie George Forster's. — In seiner noch lebenden Witwe, Therese Huber, geb. Heyne aus Göttingen, zuerst verheyrathet mit G. Forster, verehrt Deutschland unbezweifelt eine seiner trefflichsten Schriftstellerinnen, der nicht die Sucht, sich auf literarischem Markte überall hören zu lassen, sondern ein höherer Beruf, die Feder darreicht. —

der schriftstellerischen Tendenz des Eitlen keinen Gefallen finden konnte, und hierüber freimüthig mit Gründen unterstützt, in den Recensionen der v. K—schen Werke Rechenschaft ablegte. —) „Ich will gern glauben, daß das Recensiren mit einem vorher geflogenen freundschaftlichen Umgange nichts gemein hat, aber ich muß doch bekennen, daß es mir unmöglich wäre, einen Menschen in den Augen der Welt herabzusetzen, dem ich unter vier Augen Beweise meines Wohlwollens gegeben. — Guter Gott! wenn der Beifall des Publikums einem schönen Mädchen gleicht, um dessen Besitz sich selbst Brüder entzweyen könnten — o! so entsage ich ihm mit Freuden!" —

Den Schlüssel zu jener Möglichkeit, in den Augen der Welt, die Schriften eines Mannes herabzusetzen, dem er Beweise des Wohlwollens gegeben und von dem er solche empfangen, hat erst späterhin v. K. gefunden und, wie bekannt, in seinem Freimüthigen und in seinem literarischen Wochenblatte davon vielfachen Gebrauch gemacht.

Noch von einer hierhergehörigen Seite kamen v. Kotzebue und Huber in nicht harmonische

Berührung, da in jenen Tagen das ofterwähnte Pasquill, Bahrdt mit der eisernen Stirn, vielfach besprochen wurde. Damals ahnete noch niemand den wahren Verfasser, den Kotzebue im Gespräche immer leise, aber geflissentlich in Schutz nahm; Huber in seinem klaren festen Sinne von Recht und Unrecht, sprach wiederholt ein eisernes Urtheil aus, über den Verfasser jenes Schandwerkes; v. K. vernahm es sanft, seine große Reitzbarkeit mit der Furcht, entdeckt zu werden, beschwichtigend — vertraut wurden beide nie. —

Kotzebue ging bald darauf, als die famose Vaterschaft des Pasquills anfing ruchbar zu werden, nach Rußland, da ohnehin sein Urlaub beendet und seine dortige Gegenwart zu Bewirkung der Begnadigung, im Falle der Entdeckung, so nothwendig war. Wie er in diesem Verhältnisse recht eigen für sich sein Werklein über den Adel schrieb, dessen Wirkung wohlberechnend, ist bereits gesagt; doch hat er sich darin gefallen, seinen Lesern in dunkelen Hindeutungen glaubhaft zu machen, als habe es damit eine ganz andere,

nach ihrer Wichtigkeit gar nicht auszusprechende Bewandtniß. So versichert er: „Ich könnte vieles darüber sagen, aber ich darf nicht. Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einst erfahren — in welchen zweideutigen Ruf einer gewissen Gattung, meine vor- und nachher beharrlich geäußerten, aber mißgedeuteten Gesinnungen, mich gesetzt hatten; wenn man wüßte, wie selbst meine vertraulichste Privatkorrespondenz mir gefährlich wurde; wenn man wüßte, welche Aufforderungen und von wem ich sie erhielt; wahrlich! man würde dieses Produkt aus einem andern Gesichtspunkte beurtheilen; man würde nicht blos den Schriftsteller, sondern auch den Bürger und Vater dabei im Auge behalten. Indessen gestehe ich gern, daß ich mir eine übelverstandene Gefälligkeit zu Schulden kommen lassen, und der Kritik manche Blößen gegeben habe." — (S. Kinder meiner Laune Thl. 5. S. 236 und 237.)

Nachdem er in Esthland wieder einheimisch geworden war, übernahm er auch seine Stelle wieder, ohne dadurch gestört zu werden, in sei-

nen schriftstellerischen Arbeiten, seinen Beschäfti-gungen mit dem Theater, seinen wiederholten Ausflügen auf das Land, und in der Bewirth-schaftung der Besitzungen, die er theils aus der Verlassenschaft seiner verstorbenen Gattin, theils durch andere eigene Erwerbung besaß. Alle diese Verhältnisse boten ihm manchen Genuß dar, der nur dadurch in den nächsten Umgebungen des ge-sellschaftlichen Lebens gestört wurde, daß v. K. bei den ununterbrochen sehr eifrig betriebenen Hul-digungen der Damen, zu oft Vorsicht und Deli-katesse aus den Augen setzte, und hierdurch nicht selten in Verlegenheiten verwickelt wurde. Hierin haben denn auch die ärgerlichen, zum Theil sehr übertriebenen Lästerungen ihre Veranlassung, die Herr von Masson gegen v. K— ausstieß. Solche Geschichten und Klätschereien zogen ihm manche Unannehmlichkeiten zu; besonders, da er kurz nach seiner Heimkehr nach Esthland, den Stand eines betrübten Witwers mit dem eines Ehemannes vertauscht hatte. Er heyrathete das Fräulein Christel von Krusenstern, eine nahe Verwandte des berühmten Weltumseglers,

und erhielt eine Gattin, die, mit vieler Bildung des Geistes, jedem, der sie näher kennen lernte, besonders deshalb höchst verehrungswerth erschien, weil sie in ihrem Berufe ihr höchstes Glück fand, und als Hausfrau, als Mutter, als sorgsame Pflegerin ihres, an abgemessene Lebensweise, häusliche Bequemlichkeit, behagliche Wohlhabenheit und an Entfernung aller unangenehmen Eindrücke immer mehr sich gewöhnenden Gatten, große Verdienste sich erwarb.

Auch mit dieser zweiten Verheyrathung nahm v. Kotzebue's Wohlstand zu, welcher ohnehin in seiner literarischen Thätigkeit eine ergiebige Hülfsquelle hatte. Diese glückliche Lage, verbunden mit der Neigung zur äußeren Unabhängigkeit, bestimmten ihn 1795 seine Präsidentenstelle zu Reval niederzulegen. Er erhielt diesen gesuchten Abschied mit der Ernennung zum Kollegien-Assessor. Da er öfter über den ihm beigelegten Rang zu reden sich veranlaßt fand, so sey hier rücksichtlich dessen bemerkt, daß er als Präsident den Rang eines Obristlieutenants hatte. Da aber sehr folgerecht in Rußland der Rang des Amtes, von

demjenigen, den der Titel giebt, verschieden, und Hr. v. K— nur mit dem Titel eines Rathes der den Hauptmannsrang ertheilt, nach Reval kam, so würde er bei seinem Rücktritt in den Privatstand, dieser Klasse wieder zugefallen seyn, wenn er nicht mit der Verabschiedung avancirt und zum Kollegien-Assessor, der den Majorsrang hat, ernannt wäre.

Da sich Kotzebue's Ruf durch die Autorschaft des Bahrdt mit der eisernen Stirn, wenn auch auf eine nicht beneidenswerthe Weise, sehr erweiterte, so war er, begünstigt durch Muße und Talent, gar geschäftig, den Beifall, welchen seine dramatischen Arbeiten auf der Bühne fanden, durch zahlreiche neue Gaben für die Schaulustigen, festzuhalten und sich zu sichern. Ein immer ausgebreiteteres Bürgerrecht gewannen seine Stücke auf den Theatern Deutschlands; ausländische Schriftsteller verpflanzten Kotzebue's Schauspiele, unter dem Beifallgeklatsch des Publikums, auf ihre Bühnen, sein Name war bekannt in Frankreich und England, in Italien und Spanien — ja, wie er selbst versichert sogar in

den asiatischen Provinzen Rußlands. Es ärndtete seine Eitelkeit aus dieser Rüstigkeit gar reichen Gewinn, aber auch vielseitige Anregung eines so oft sich erneuernden Kummers. Wie häufig seine Schauspiele auf den Theatern gegeben, in wie viele Sprachen sie auch übersetzt werden mogten, die Freude hierüber genügte seinen Wünschen nicht; er hatte in seinem Vaterlande gesehen und sah beim Hinblick auf dasselbe täglich, wie sich Gelehrte, Schriftsteller und Dichter daselbst mit ihren Verdiensten Achtung erwarben, wie sie werthgeschätzt und von ihren Zeitgenossen mit Verehrung ihre Namen genannt wurden; diese unbefriedigte Sehnsucht nach Achtung, von einem besseren moralischen Gefühle geweckt, bezeichnet Kotzebue's literarischen Lebenslauf, und stimmte ihn, bei mancher fehlgeschlagenen Bemühung, den immer wachen Tadel zu beschwichtigen, endlich feindselig gegen die ihm entgegenstehende deutsche Schriftstellerwelt. Besonders gegenwärtig trafen ihn die Nachwehen der Schriftstellerverbrechen hart. Die bei dem berüchtigten Pasquille offen dargelegte Immoralität, Schaamlosigkeit,

Völlerey und Unzucht glaubte man zur Waffnung gegen den von ihm anderweitig errungenen Beifall, auch in seinem Leben und in seinen übrigen Schriften nachspüren, warnend zur Sprache bringen zu müssen — daher, wie verschieden auch die Ansichten der Schriftsteller waren, die Kotzebue's Namen und seine Schriften nannten — immer sprach Verachtung, Geringschätzung, Mißgunst, selbst Neid über ihn das Urtheil. Der auf allen Bühnen gefeierte Schriftsteller, der in anständig vornehmen äußeren Verhältnissen lebende Mann, der späterhin von den Großen der Erde so ausgezeichnet Begünstigte, blieb immer ein Gegenstand der öffentlichen Mißbilligung, und er selbst sorgte durch leidenschaftliche Anregungen, Neckereien und offen dargelegte Züge der verletzten Eitelkeit, daß diese Stimmung sich immer verjüngte. Er gewann nie das Bewußtseyn, daß in diesem sein Leben beunruhigenden Zwiespalte die aufgeweckte Nemesis ihre Gewalt übe; er ahnete nie, daß die Nationalstimmung seiner Landsleute über ihn, über seinen Charakter, über seinen Schriftstellerwerth, von den unwandelbaren Gesetzen der

moralischen Nothwendigkeit bestimmt würde — und so erschien ihm der vielfach über ihn öffentlich ausgesprochene Tadel immer nur als boshafter Recensentenunfug. Diese ihm so unbehagliche Stimmung mit Resignation schweigend zu tragen, war seine Sache nicht; das wirklich und scheinbar ihm in der Recensentenwelt zugefügte Unrecht glaubte er durch einen kräftigen Schlag rächen zu müssen; um das verwundete Gemüth desto leichter zu verbergen, versuchte er mit lachender Miene in die Schranken zu treten, indem er seine Fragmente über Recensenten-Unfug (1797) in die deutsche Lesewelt schickte. Er schlug mit einer Fliegenwedel in ein Wespennest; er strafte nicht das Ungeziefer, sondern jagte es auf zu neuem Leben und Muthwillen. Er beginnt diese Fragmente mit einem „Manifest, enthaltend die Kriegserklärung."

„Ich Kotzebue, durch die Gnade der Musen, Schauspieldichter der Deutschen, thue hiermit kund und zu wissen, allen Lesern mit oder ohne Brille, daß:

„Da ich von den Unterthanen des Alten

thigen Feind — so sehr er mir auch an Zahl und allerlei saubern Hülfsmittelchen überlegen ist — zu einem gerechten und ehrenvollen Frieden zu zwingen. Gegeben zu Friedenthal, den 1sten Juli 1796." —

Dann sucht er sich gegen Misverstand zu verwahren und bestimmt, „gegen welche Hohnsprecher er seine Hirtenschleuder richtet;" nicht die Kritik in wissenschaftlichen Fächern will er herabsetzen, sondern die Alltagskritikaster im Fache der schönen Wissenschaften. Also: „Euch treffe meine Geissel, ihr Afterrecensenten, die ihr so selten urtheilt, und so gern verurtheilt; so oft in dem Werke nur die verhaßte Person des Autors tadelt; selbst das Gute, was ihr nicht ableugnen könnt, geflissentlich verkleinert; hämische Seitenblicke auf den Charakter des Verfassers werft; Gift aus seinen unschuldigen Worten saugt; immer über verletzte Moralität schreit, die doch blos der Schild ist, hinter dem sich euer Neid verkriecht; euch Alle, die ihr euren einseitigen Geschmack dem Publikum zur Richtschnur aufdringen wollt; keck absprecht, und, weil es euch an Grün-

den mangelt, durch hochtrabende Kunstworte täuscht, die ihr selbst nicht versteht; hier einen befreundeten Dummkopf sanft streichelt; und dort einen angefeindeten Mann von Genie wüthend begeifert — euch Alle treffe meine Geissel!" — Darauf folgen denn siebzehn „Proben von Albernheiten in der Jenaischen Literaturzeitung," die öfter den Schein der Albernheit auf denjenigen werfen, der durch solche Beweise seine Schmähungen rechtfertigen zu wollen, befangen genug ist; so hält sich v. K. z. B. am längsten bei dem vierten Pröbchen auf, in welchem ihm der Stein des Anstoßes der ist, daß das erste Stück der Schillerschen Horen, sehr schnell, ausführlich und lobertheilend recensirt wird. Auch ist er darüber sehr ungehalten, daß die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, deren Verfasser (Göthe) damals noch nicht bekannt war, deren Inhalt ihm das fadeste Geschwätz, die albernsten Gespenster-historien dünken, hervorgehoben werden. Doch erst im vierten Fragmente „über die Kritteleien der Recensenten, meine Schauspiele betref-

fend," ist v. K. eigentlich auf dem Tummelplatze, wo er dem beengten Herzen Luft zu machen versucht. Er weiß die gegen seine Schauspiele gemachten Ausstellungen leicht abzufertigen: viele Recensenten haben gesagt, es fehle jenen an Haltung und Konsistenz; er beweis't aus Sulzers Theorie der Wissenschaften mit wenigen Worten das Gegentheil; andere haben gesagt: seine Stücke beleidigten Moralität und Sittlichkeit, wie er denn auch besonders gern gefallene Mädchen und Weiber auftreten lasse. Er vertheidigt sich: „— Nur die schändlichste Verläumdung konnte, um mir wehe zu thun, diesen Krötengift auf mich ausspritzen. Lange vorher, ehe ich auf der Spiegelbahn der dramatischen Kunst umherwankte, schrieb Beaumarchais seine Eugenie, und Gemmingen seinen deutschen Hausvater, zwei schöne Stücke, deren Hauptpersonen liebenswürdige gefallene Mädchen sind. Damals fiel es keinem ein, die Nase darüber zu rümpfen. Und wäre es denn auch in der That wohl unmoralisch, zu glauben, daß ein gefallenes Mädchen doch wohl ein gutes Mädchen seyn könne? — Habe

ich denn jemals die Entschuldigung einer Schwachheit mit der Vertheidigung der Unsittlichkeit vermischt? — (dieses ist wieder ein Geständniß jener bequemen Moral, der der Bequemlichkeit halber, ausgebreiteter Beifall gar nicht entgehen kann. Ist nicht Entschuldigung, Bemäntlung des Lasters, das zur liebenswürdigen Schwachheit gestempelt wird, unendlich verderblicher als eine offene Vertheidigung der Unsittlichkeit?) — „Habe ich jemals einen Fehltritt zur Tugend erhoben? — aber wenn ein reuiger Schächer noch Anspruch auf das Paradies machen durfte, so ist es doch wohl kein Verbrechen, ein reuiges gefallenes Mädchen interessant zu schildern?“ — (Seite 27 u. 28.) Dann theilt v. K. vier Anekdoten mit, wo seine gefallenen Mädchen auf die Zuschauer gar erbaulichen Eindruck gemacht, und eine vollkommene Buße bewirkt haben sollen. Der Vorwurf, daß die Kotzebueschen Stücke gefährliche Grundsätze gegen den Staat enthielten, ist am leichtesten zu beseitigen; da der Verfasser überall, sein ganzes Leben hindurch, mit Grundsätzen nie ins Reine kommen

konnte, und da hierbei der Unverstand oft hörbar wurde, daß man ihm die Worte als persönliche Meinung aufbürdete, die er den auf die Bühne gebrachten Personen in den Mund legte. —

Namentlich greift in diesen Fragmenten über Recensenten-Unfug v. K. ganz besonders an, die Recensenten seiner Werke in der Literaturzeitung, besonders Hrn. Huber, gelegentlich Hrn. Friedr. Schulz zu Mitau, und dann auch den Freiherrn Knigge, von welchem letztern es ihn ungemein befremdet, daß er seine Person hasse und sich von ihm beleidigt glaube (S. 36.): als ob dieser Glaube so fern liegt, nachdem v. Kotzebue ihn auf dem Titel des Bahrdt mit der eisernen Stirn genannt und dort gebrandmarkt hatte. Doch er kommt gleich selbst auf dieses unangenehme Kapitel (S. 37.): „durch die verhaßte Broschüre, die im Jahre 1790 meine Feder entweihte, hatte ich das Unglück, mehr als Eine jener gewaltigen Leidenschaften zu wecken. Zwar muß ich mit Hochachtung bekennen, daß unter den Beleidigten selbst, nur wenige sich unedle Rache erlaubten;

über das Geschrei ihrer Protekteurs und Protégés, ihrer Vettern und Verwandten, ihrer Freunde und Bewunderer; das Klaffen der kleinen Geister, die, wenn die Schriften eines Mannes Aufsehn erregen, mit Verlangen nur auf den ersten Ton der Mißbilligung warten, um sogleich einzustimmen; Alles das bildete eine mächtige Partei gegen mich. Das also war die erste Quelle aller der Bitterkeiten, die mir seit sechs Jahren in so reichem Maaße zugemessen worden. Aber es giebt noch eine andere, aus der sie alle, und zu allen Zeiten schöpften, und die, wie die Schwefelhöhle zu Pyrmont, einen giftigen Dampf aushaucht, der Alles erstickt, was zu viel Leben hat — Diese Quelle heißt Neid! — sie wälzt ihr Wasser über jedes Blümchen, das von Kunstliebe erzeugt, und vom Publikum gepflegt würde!" —

Nun ist er auf dem eigentlichen Punkte, wo er seinen Herzensergießungen freien Lauf läßt, sich klagend, aber wohlgefällig mit Pope, Moliere, Boileau, Racine, Voltaire u. s. f. zusammenstellt, mit ihren Worten gegen den Neid

zu Felde zieht, und dann dieses Fragment, um ein neues zu beginnen, also schließt: „Da steht das enthüllte Geheimniß. Wahrlich! ihr könnt mir auch nicht einen Schriftsteller nennen, dessen Werke schnelle und große Wirkung auf die Zeitgenossen hervorgebracht haben, der nicht, so lange er lebte, von hämischen Recensenten angebellt, zerfetzt, zerrissen, zerstückelt, zerprickelt und begeifert worden wäre. Wie leicht ließen sich noch hundert Beweise dafür anführen; aber wozu? — sie haben Voltaire und die Propheten Helvetius, Racine, Moliere, Dorat, Rousseau; wenn sie diese nicht hören wollen, so würden sie auch nicht hören, wenn ein Engel vom Himmel zu ihnen redete." —

Unverkennbar gefiel sich Herr von Kotzebue so sehr in der Gesellschaft der schon verstorbenen französischen Klassiker, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, einen Blick auf die lebenden deutschen Klassiker zu werfen, die nicht von hämischen Recensenten angebellt, zerfetzt, zerrissen, zerstückelt, zerprickelt und begeifert wurden, son-

dern mit der ungetheilten Anerkennung großen Verdienste, die entschiedene Achtung ihrer Zeitgenossen besaßen; wie hätte er, der Ein Beispiel solches Glückes vergeblich suchte, sonst seine Zeitgenossen, einen Klopstock, Johannes Müller, Göthe, Herder, Schiller u. s. f. übersehen können? Doch gerade in diesem verdunkelten Blicke offenbart sich die Befangenheit des vom Neide zerrissenen Gemüthes; denn die persönliche Verehrung, welcher sich solche Männer, seine Landsleute und Zeitgenossen, erfreuten, war das köstliche, von ihm so sehnsuchtsvoll begehrte Gut, welches zu erreichen, ihm, wie schon bemerklich gemacht ist, unerbittlich versagt blieb. — Nur vorübergehend vermag er sich zu trösten, indem er wiederholt, daß jedes hervorstechende Talent ein Gegenstand des Hasses sey, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß die Größe des letztern ihm besonders darum so beschwerlich falle, weil der Haß mit der eminenten Größe seines Talentes in einem nothwendigen Wechselverhältnisse stehe. Für den schlimmsten Fall aber ignorirt er die ihm versagte Achtung und verweis't die scheelsehenden Recen=

senten auf den Beifall, welchen das Ein- und Ausland seinen Stücken giebt *). — Auf diesem Ehrenthron gewinnt er eine sichere Haltung und schleudert seine Blitze auf Huber, gegen den der größte Theil des Buches über Recensenten-Unfug gerichtet ist, an den in vielfachen Variationen namentlich apostrophirt wird, und dem er, mit den übrigen Recensenten der Literaturzeitung, am Schlusse folgendes Anekdötchen auf den Weg giebt:

„Als Mezeray starb, fand man unter seiner Verlassenschaft einen alten Goldthaler, sorgfältig in Papier gewickelt, und folgender Gestalt von seiner eigenen Hand überschrieben:"

„„Diesen Goldthaler habe ich seit zwanzig Jahren verwahrt, um dafür ein Fenster auf dem Greve-Platz zu miethen, wenn einmal ein Recensent gehangen wird.““ —

*) v. K., so belesen in der französischen Literatur, hat wahrscheinlich nie in Bezug seiner selbst sich der Worte Chamfort's erinnert: „Ce qui fait le succès de quantité d'ouvrages, est le rapport, qui se trouve entre la mediocrité des idées de l'auteur et la mediocrité des idées du public.“ —

Doch jenes feindselige Gestirn, welches den in anderer Hinsicht so glücklichen Autor verfolgte, wurde durch diese Schutz- und Trutzschrift nicht beseitigt: Huber machte dem Empfindlichen immer neuen Aerger; er mochte von ihm reden, oder über seine Werke ganz schweigen. Die feindselige Spannung zwischen beiden schien fortwährend zu wachsen, als Huber höchst unerwartet von Kotzebue (damals in Wien) einen Brief erhielt, des Inhalts: er leide an einem chronischen, dem Ende schnell entgegenführenden Uebel (— von einer solchen, das Leben K—s bedrohenden Krankheit ahnete in Wien niemand etwas —); ein schmerzliches Gefühl möchte er so gern noch vor seinem Tode getilgt sehn: das, von Huber verkannt zu seyn. Letzterer habe als Recensent ihn hart behandelt; dieses Unrecht solle ausgeglichen seyn; v. K. möchte so gern Hubers Versöhnung und Achtung mit ins Grab nehmen. — Huber nahm freudig und treuherzig die dargebotne Hand, gestand, daß Leidenschaftlichkeit ihn selbst über die Grenzen der Billigkeit geführt hätten, und erbot sich, als Sühne des erkannten Fehlers,

dieses öffentlich zu erklären. Kotzebue nahm diesen Vorschlag nicht an; aber es blieb von da an, bis zu Hubers Tode, zwischen beiden ein freundschaftlicher, bald häufigerer, bald seltener Verkehr, der selbst nicht gestört wurde, als v. K. einst den flüchtigen Gedanken hegte, mit H. in eine sehr nahe Familienverbindung zu treten, gegen dessen Ausführung sich der Letztere entschieden erklärte. — Die Versöhnung beider, was auch v. K. zu dem ersten Schritte bewegen mochte, war aufrichtig; er blieb von da an immer gegen Huber gleich theilnehmend und einfach; besuchte ihn noch zweimal auf seinen Reisen, und äußerte nie falschen Rückhalt, oder drückende Anmaßung. — Mit Vergnügen verweilt der Biograph bei diesem Zuge aufrichtiger Versöhnlichkeit. Wie oft im Leben, besiegt die Festigkeit widerwärtiger Leidenschaft die Dauer traulicher Verbindungen! —

Während v. Kotzebue auf seiner Schriftstellerbahn Neid hegte und weckte, und durch die gescheiterten Bemühungen, höhere Achtung zu gewinnen, oft sehr verstimmt wurde, bildete sich im

seiner Seele der größte, ihn bis zur Gruft verfolgende Unmuth gegen einen Mann, der gerade dasjenige in recht reichem, herrlichem Maaße besaß, was ihm so wünschenswerth war und immer unerreichbar blieb. — V. Kotzebue wußte nichts und wollte nichts von dem wissen, was auch wohl der gemeine Menschenverstand von Göthe's hoher Künstlerexistenz begreift; aber er sah den Mann, wie er, eine wahrhaft wunderbare Erscheinung in der Literatur, dasteht, überall Ehrfurcht gebietend, und mit seinen Kunstbestrebungen selbst da Bewunderung erweckend, wo Verschiedenartigkeit der Fähigkeiten und Ansichten getheilte Stimmen laut werden lassen; er sah diesen Mann in der geliebten Vaterstadt, die er selbst einst meiden mußte, von wo aus ihn mancher tiefverwundende Pfeil traf, wo er noch gegenwärtig, wenn er das deutsche Athen besuchte, ausser dem Kreise seiner Familie, nicht wohlgelitten war, — hier sah er ihn, an der Seite des Regenten, dessen Stolz und Freude er ist, in jeder Beziehung des Lebens das Bild einer idealen Vollendung. — V. K. so höchst empfindlich

gegen unangenehme Eindrücke, versuchte in verschiedenen Momenten seines Lebens, auf entgegengesetzten Wegen sich von diesem Verdruße frei zu machen, indem er bald Göthe's Kunstwerke nach seiner Weise lobte und alle Mittel aufbot, mit Göthe in ein freundliches persönliches Verhältniß, in eine gute literarische Kameradschaft zu kommen, bald seine Pfeile gegen ihn abschoß. — Keines von Beiden fruchtete: denn Göthe schritt, wie geflissentlich Kotzebue ihm auch entgegen, kam, ohne irgend eine Berücksichtigung stets unbefangen einher. Solches verursachte denn immer neue Wunden; v. K. glaubte gerechte Beschwerde über erduldeten Hochmuth erheben zu können; er sann auf Rache und versuchte, sich auf ein hohes Pferd zu setzen. Seine eigenen Stücke genossen ja auf dem Theater für die Gegenwart ein ausgebreiteteres Bürgerrecht, als die Göthe'schen, mithin hielt er sich befugt und machte sich mismüthig ein eigenes Geschäft daraus, Göthe's dichterische Produktionen zu schmähen, damit der Vielbewunderte doch nicht ungeneckt davon käme. Da Kotzebue

selbst bei seinen Theaterdirektionen so manche Widerwärtigkeit erfahren hatte, so griff er späterhin Göthen auch als Direktor des Weimarschen Hoftheaters oft an, suchte in seinen Zeitschriften dahin gehörige Klätschereien aus Weimar zu verbreiten, und vermittelst seiner Fertigkeit zum pasquillantischen Witze für die müssigen Zuschauer bestens zuzustutzen. Auch mit diesen Versuchen wollte es ihm nicht glücken, denn Göthe's Ruhm blieb ungefährdet. Nicht einmal der Feindschaft Göthe's konnte sich v. K. rühmen, denn jener entwürdigte sich nie, öffentlich etwas zu erwiedern, und ignorirte mit konsequenter Ruhe die fehdelustige Betriebsamkeit des immer fertigen Autors. —

Nicht viel besser ging es v. K. mit den andern großen, in allgemeiner Verehrung lebenden Dichtern seiner Vaterstadt, welche jedoch nicht in dem Grade, wie Göthe, ihm Kummer machten; denn ihr Ruhm schien zuweilen von der Verherrlichung Göthe's völlig überstralt.

Diese äußerst gereizte Stimmung Kotzebue's wurde noch vergrößert, als, vorbereitet durch

das Studium der Kant'schen Philosophie und angeregt durch Göthe's und Schiller's Bestrebungen, die neuern Kunstansichten sich bestimmter entwickelten. Eine wissenschaftliche Kritik stellte, nach den unsterblichen Vorbildern der antiken und der romantischen Poesie, die Forderungen auf, welche, abgesehn von dem momentanen Beifalle der Menge, das Schöne in dem Gebiete der Redeform ewig bedingt. Hier sah denn v. K. große Gefahr für den einzigen Rückhalt, aus welchem er bisher alle Angriffe der Recensenten zurückzuschlagen versuchte. Immer verwies er auf den Beifall der Menge, auf die Leichtigkeit, mit der er Thränen und Gelächter zu erregen wußte; nun mit einem Male sollte die Stimme des großen Publikums nicht mehr über seinen Dichterberuf entscheiden, und der erlangte Preis einen höchstuntergeordneten Rang erhalten. Solchen Drohungen von der sogenannten neuen Schule konnte er, dessen Sache nie das Schweigen war, nicht ohne heftige Gegenrede verwirklicht sehen. Man erwäge nun noch, daß v. K. bei keinem Gegenstande durch strengwissenschaft-

tiche Prüfung zu einem gediegenen Urtheil gelangte, daß die ihm verhaßte neue Schule ihre neuen Ansichten ihm sehr unverständlich aussprach, daß sie viele bisherige Autoritäten verspottete, auch wohl Gefallen daran fand, ihre ernsten Bestrebungen auf excentrische Weise anzudeuten, daß endlich diese verhaßten Neuerer in Göthe den Heros der gesammten modernen Kunst sahen, daß sie seine Verherrlichung sich zum heiligen Berufe machten; — man wird es sehr folgerecht finden, daß der Kampf gegen die neue Schule ein stehender Artikel in dem Journale des Lebens Kotzebue's wurde.

Der erste Wurf, den er gegen die vorzüglichsten Wortführer der neuen Schule, gegen die Gebrüder Schlegel und gegen Tieck unternahm, war der hyperboreische Esel, ein pasquillenartiges Lustspiel, in welchem v. Kotzebue seinem lebhaften Unwillen freien Lauf ließ. In ein recht grelles Licht stellte er hier einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Behauptungen der genannten Männer, machte die Ironie zum Ernste, den Ernst zum Scherze, und ärndete, nach geläufiger

Berechnung, jeden möglichen Gewinn davon, daß er den Karikaturen seiner Bühne die Worte seiner Gegner in den Mund legt. Alle Nüancen des Dialogs und lebendige Gewandtheit des Witzes stehen ihm zu Gebote, da der Genius des Pasquills ihm in Satyrgestalt zur Seite steht. Er mußte aber gar bald erfahren, daß die von ihm gebrauchten Waffen, von seinen Gegnern zu seiner eigenen Züchtigung angewendet wurden, wo denn sein Groll gegen die neue Schule durch Schlegel's „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" und durch Neckerereien aller Art, fortwährend Nahrung erhielt. —

Doch, um nicht durch die Betrachtung der sich ununterbrochen in Kotzebue's Leben an einander reihenden literarischen Fehden, seine persönlichen Schicksale aus den Augen zu verlieren, kehrt der Biograph zu denselben zurück. — V. K. lebte nach der Niederlegung seines Präsidenten-Amtes auf seinem Landsitz Friedenthal in Esthland, sich und den Musen, in so günstigen Verhältnissen, daß nur ein feindseliger Geist rastloser

Unruhe ihn dieser Lage entreissen, und auf eine neue, sehr dornenvolle Laufbahn locken konnte.

Er erzählt *): Zwei Jahre verflossen durch Liebe, Freundschaft und Ruhe verschönert. Da starb Alxinger in Wien **). Die Direktion des Hoftheaters glaubte mich tüchtig, seine Stelle zu ersetzen; sie schlug mir Bedingungen vor, die eben so lukratif, als ehrenvoll waren; und ich verließ Friedenthal, um unter einem milden Himmelsstriche, zwar Liebe und Freundschaft, doch nicht Ruhe wiederzufinden. — Die erste Frage

*) Siehe: Ueber meinen Aufenthalt in Wien von August v. Kotzebue. Leipzig 1799."

*) Johann Baptist von Alxinger, der Sänger des Doolin von Mainz und des Bliomberis, geb. zu Wien 1755, daselbst gest. 1797, versah in den letzten drei Jahren seines Lebens die Stelle eines Sekretairs bei der Direktion des kaiserlichen Hoftheaters. — Früher bekleidete er die Stelle eines Hofadvokaten, um die Streitigkeiten derer, die sich an ihn wandten, gütlich beizulegen, wofür er den Lohn in der That selbst fand; denn sein bedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, jedes übernommene fremde Geschäft, seinen Grundsätzen gemäß, völlig unentgeldlich zu verrichten. —

ist hier: worin bestanden meine Pflichten? — Die vornehmste derselben, die mir der Herr Baron von Braun bereits in seinen Briefen an mich auferlegt hatte, war: ein kritisches Journal über die Wiener Hoftheater zu schreiben, von welchem er sich mehrere gute Wirkungen versprach. Die übrigen Obliegenheiten, deren damals erwähnt wurde, waren sehr geringe; sie bestanden in Korrespondenz, Aufsicht über die Bibliothek u. s. f. Der Baron von Braun endigte mit den schmeichelhaften Worten: „„ich sollte sein Freund seyn und ihm überhaupt mit Rath und That an die Hand gehn.““ — Gerade dieser humane Ton war es, der mir Lust und Muth gab, die beschwerliche Winterreise von 300 Meilen mit meiner Familie anzutreten, nachdem ich zuvor die ausdrückliche Erlaubniß meines Monarchen zu diesem Dienstwechsel erbeten und erhalten hatte. Da seit meiner frühesten Kindheit das Theater bald Leidenschaft, bald Beschäftigung, immer wenigstens Liebhaberei bei mir gewesen war, und ich sowohl theoretisch, als praktisch, mir viele Kenntnisse darüber gesammelt hatte: so kam ich

mit der Hoffnung nach Wien, in einem mir angenehmen Wirkungskreise nützlich zu werden. Was hätte mich auch sonst wohl bewegen können, mein liebes Friedenthal zu verlassen? — Nahrungssorgen drückten mich nicht; Eigennutz habe ich nie gekannt. Jene Hoffnungen wurden noch lebhafter durch die persönliche Bekanntschaft des Baron von Braun in mir erregt. Mein Herz dringt mich, hier öffentlich, im Angesichte von Deutschland, das dankbare Zeugniß abzulegen, daß ich in ihm gefunden, was seine Briefe versprachen, daß er mich nie den Vorgesetzten, aber desto öfter den Freund fühlen lassen; daß er vom ersten Augenblicke bis zum letzten, bei Sturm und Sonnenschein, sich gegen mich gleichgeblieben; daß er mich immer mit freundschaftlichem Vertrauen, mit zarter Achtung, mit feiner Freigebigkeit behandelt hat. — Ich hatte den Tag nach meiner Ankunft die Ehre, Sr. Majestät dem Kaiser vorgestellt zu werden, und habe seitdem noch einigemale das Glück genossen, mich diesem deutschen Biedermanne zu nähern. — Fast möchte ich in diesem Augenblicke bedauern, daß er mich mit einer

Pension begnadigt hat, weil dieser Umstand den Verdacht der Schmeichelei auf meine Worte werfen könnte. Aber nie habe ich mein Lob verkauft und nie würde ich diesem Bewußtseyn, weder für den Preis von 1000, noch von Millionen Gulden entsagen. Ich könnte und würde schweigen, da nichts mich zu reden zwingt. — Es ist daher die reinste, aus Vernunft und Herzen fließende Ueberzeugung, mit der ich behaupte: daß Franz der Zweite einer der redlichsten und geradesinnigsten Männer in seinen Staaten ist. Die ausgezeichnetste seiner Tugenden ist Gerechtigkeit. Er übt sie gegen den Bettler, wie gegen den Fürsten, und zweimal wöchentlich kann jeder ihm seine Noth persönlich vortragen. Niemand fragt den, der zum Kaiser gehn will: was wollen Sie bei dem Kaiser? — Jeder darf ihm sein Anliegen selbst an sein edles Herz legen, und obwohl man leicht begreift, wie manche alberne und weitschweifige Bitten, wie manche thörichte Wünsche bei solchen Audienzen vorkommen mögen, so steht dennoch der Monarch, mit unermüdlicher Geduld, fünf bis sechs Stunden lang, und

hört freundlich und gefällig einen Jeden an. Wohl dem Bittenden, dem Gerechtigkeit und Billigkeit zur Seite stehn! er ist des Erfolgs gewiß *). — Seine Gegenwart flößt Zutraun ein. Er hat etwas so Gerades, Offenes in seinem

*) Diese herrliche Einrichtung, nach der es den Bewohnern der Oestreichschen Staaten möglich ist, ihren Regenten wöchentlich zweimal selbst zu sprechen, führte zuerst Joseph der Zweite ein; der segensreiche Erfolg derselben hat sich vielfach bewährt. Es liegt ja schon darin ein unendlicher Zauber für den Bittenden, wenn er seine Wünsche dem Regenten seines Vaterlandes von Mund zu Munde, vom Herzen zum Herzen vortragen darf, und im Vertraun auf seinen unmittelbaren Ausspruch, oder wenigstens auf eine unmittelbare Bestätigung der Resolution, seine Bescheidung erwarten kann. Dagegen ist es ein harter Fluch für eine Nation, wenn ihr Regent unzugänglich ist, wenn der Bürger nur zu ihm gelangen kann, nach vorgegangener genauer Befragung und Prüfung der Höflinge und der Soldaten, wenn der Regent fremde Gesichter nicht leiden kann und dadurch sehr leicht in eine ungnädige Verlegenheit versetzt wird. — Die verhängnißvollen Folgen solches übeln Mißstandes können nie beseitigt werden durch erbauliche Relationen von manchen löblichen Privateigenschaften derer, die die Geburt auf die Thronen setzte. —

Benehmen; man sieht es ihm gleich an, daß er es redlich meint; und wenn er dem, der vor ihm steht, etwas Angenehmes sagt, so ist es nie ein feines höfliches Kompliment, sondern immer etwas herzliches Gutgemeintes. — Was Wunder, daß ich ihn aufrichtig liebe, und daß der Augenblick, in dem ich ihm vorgestellt wurde, meinen Muth und meine Hoffnungen noch sehr belebte. — Unter solchen glücklichen Vorbedeutungen begann ich meine Laufbahn. Meine Geschäfte waren anfangs weniger bedeutend. Die Regie wurde mir nicht auf einmal, sondern nur nach und nach übertragen, um den bisher bestandenen Ausschuß nicht zu kränken." —

Die heiteren Aussichten, mit denen v. K. seine neue Laufbahn zu Wien begann, verfinsterten sich bald. Eine dortige Wochenschrift, die Wahrheit in Maske, fing an, ihn „mit Sumpfwasser zu bespritzen." Es erschien eine Beschreibung des Theaters im Thierreiche, in welcher sein Vorgänger mit dem Elephanten, er selbst aber mit dem Wolfe im Schaafspelze verglichen wurde. Den 17ten April wurde bei der

Feier des Festes der Wiener Freiwilligen das Dorf im Gebirge mit großem theatralischem Pomp gegeben; es misfiel. „Es stieß hier mehreres zusammen: Künstlerneid, Parteien, die sich an einander rieben, entgegengesetzte Meinungen von allerlei Gattungen; kurz eine Menge Ursachen, die zum Theil so zart sind, daß ich sie nicht wohl berühren kann.“ (v. K. in der genannten Schrift. S. 22.) Die ihm zur ersten Berufspflicht gemachte Herausgabe eines kritischen Journals, gedieh nicht weiter, als bis zur Ankündigung. „Vom Anfange an hatte ich mich,“ (dieses sind seine eigenen Worte), „mit dem höchsten Widerwillen zu dieser zeitfressenden und undankbaren Arbeit verstanden. (Und doch hatte er ein Amt gesucht, war freiwillig in dasselbe getreten, welches ihm diese Unternehmung ausdrücklich zur Pflicht machte.) „Da aber der Baron von Braun sich fortdauernd viel Nützliches davon versprach, so rüstete ich mich zur Ausführung mit Geduld und Standhaftigkeit. Die Ankündigung machte einiges Aufsehn. Viel angesehene und kluge Leute prophezeieten mir end-

losen Verdruß. Ich hatte mir das schon selbst prophezeiet, zuckte die Achseln und schwieg." (Dieses Achselzucken kam jetzt wohl zu spät! —) „Glücklicher Weise für mich, war ich es nicht allein, den jene gutmeinende, mit dem Geiste des Publikums bekannte Männer, von dieser Idee abzuleiten suchten. Auch der Baron Braun wurde von mehreren Seiten auf manche daraus entspringende Inkonvenienzen aufmerksam gemacht. — Dies wirkte auf ihn, wie es auf mich gewirkt hatte, und theils diese Gründe, theils auch, wie ich mir schmeicheln darf, die Neigung zu mir, aus welcher der Wunsch entsprang, mir den wahrscheinlichen Verdruß zu ersparen, bewogen ihn endlich, am 20sten April, einem mir unvergeßlichen Tage, mich von der Verbindlichkeit, ein solches Journal zu schreiben, gänzlich zu befreien. — Diese Begebenheit wäre nun ins Klare gesetzt. Der Leser sieht, wie einfach und natürlich sie zusammenhängt, und wie albern es war, zu glauben: daß ich, der ich meine Zeit weit angenehmer und vortheilhafter benutzen konnte, durch den bloßen Kitzel zu kritisiren, mich

hätte verleiten lassen, mir selbst eine solche Last aufzubürden. — Die Idee war nicht allein aufgegeben, sondern auch bereits vergessen, als eines Tages der Baron Braun von dem Redacteur der Hofzeitung ersucht wurde, ihm, wo möglich, statt der bisherigen kurzen und trockenen Titel-Anzeigen von neu aufgeführten Stücken, etwas längere, beurtheilende Nachrichten zukommen zu lassen, welche er jederzeit im ersten Blatte der Zeitung, gleich nach den officiell bekanntgemachten Artikeln, werde abdrucken lassen. Der B. v. B. freute sich, unvermuthet eine Gelegenheit zu finden, seinen zur Vervollkommnung der Bühne gehegten Wunsch dennoch, wenigstens theilweise, realisirt zu sehn, und hoffte, daß, wenn ich bei Abfassung dieses Artikels anonym bliebe, und mit möglichster Schonung und Bescheidenheit zu Werke ginge, das Gute erreicht werden würde, ohne meiner Ruhe nachtheilig zu seyn. Ich übernahm, ohne mich zu nennen, die Theater-Anzeigen in der Hofzeitung. Ob ich die zweite Vorschrift der Bescheidenheit und Schonung erfüllt habe, darüber erwarte ich von dem unpar-

thetischen Leser dasselbe Zeugniß, welches mir mein eigenes Gewissen giebt. Man sehe nur zum Exempel, mit welcher fast beispiellosen Schonung ich das Schauspiel: der Tag der Erlösung behandelt habe *). — Diese Kritiken erregten einen Lärm, den man selbst mit angesehen haben muß, um ihn glaublich zu finden. — Es gehört ganz die ausgebreitete Bekanntschaft mit Theaterkabalen dazu, um sich nicht darüber zu wundern. Daß der Neid nicht immer dabei ein ruhiger Zuschauer blieb, ist in der Ordnung. Er breitete unter andern im Herbste 1798 eine Verläumdung aus, die nicht allein in Wien sehr weit um sich griff, sondern auch in vielen Zeitungen mit eiliger Schadenfreude verbreitet

---

*) Beispiellose Schonung bei der Beurtheilung von Theaterstücken an solchem Orte, wie die Hofzeitung, ist immer offenbare Ungerechtigkeit. In diesem einen gegebenen Beispiele, welches rücksichtlich des Tones der übrigen Kritiken gar nichts entscheidet, liegt eine Selbstanklage und eine Selbstverurtheilung; dieses Beispiel zeigt deutlich, wie das Spiel der Parteien in v. K—s Kritiken den mächtigsten Hebel finden mußte. —

wurde. — Es entstand nämlich plötzlich das Gerücht, ich sey arretirt, auf einer Festung eingesperrt, oder über die Gränze transportirt worden. Warum? — das wußte man nicht; darum bekümmerte man sich auch nicht. Genug, es sollte so seyn. — Dies sonderbare Gerücht hatte, wie sich bei einiger Nachforschung ergab, in den niederen Ständen angefangen, war aus diesen zu den höheren übergegangen, welches sonst umgekehrt zu seyn pflegt. Aber eben dieser Umstand verräth seinen Ursprung." —

„Es war überhaupt ein Kunstgriff einer gewissen Gattung von Menschen, wenn sie mir auf keine andere Weise beikommen konnte, meine politischen Grundsätze verdächtig zu machen, um mich mit dem ehrlosen Beinamen eines Jakobiners zu brandmarken. So wie man vor ein paar hundert Jahren nichts weiter bedurfte, um einen Mann von Kopf zu verschreien, und das hic niger est ihm anzuheften, als die beweislose Beschuldigung, er sey ein Ketzer, so ist jetzt an die Stelle des Ketzers der Jakobiner

getreten *). Der Begriff von diesem, wie von jenem, ist unbestimmt, dunkel, vieldeutig, und eben daher so außerordentlich bequem für kleine Menschen, die Lust haben, zu verläumden. Es ist bei diesem, so wie es bei jenem war, so leicht,

*) Beschuldigungen dieser Art haben immer in Deutschland vieles Gedeihen, in den neuesten Zeiten aber einen ausgezeichnet raschen Wechsel gefunden. Erinnere dich, geneigter Leser, nur der letzten Jahre: wenn du, vor 1812, in dem größten Theile Deutschlands an dem französischen Joche keinen Gefallen fandest, so hießest du: ein brittischer Spion, ein Verräther, ein Tugendbündler; wenn du den Kopf schütteln mußtest nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten, angeborenen Regenten, so viele Armseligkeiten hervorgerufen, und die Verkündiger der wiedererlangten Regentenhuld im Gefolge einer jämmerlichen, hohen Polizei einherziehen zu sehen — so galtest du für einen Franzosenfreund; wenn du das allgemeine Streben der Völker, nach einem verbesserten Zustand des bürgerlichen Lebens, als einen wesentlichen Zug des heutigen Zeitgeistes erkennst, so nennt man dich einen Aufruhrprediger; wenn du den, höchsten Orts vielfach angeregten, Unfug der Jugend belächelst, weil er, ohne das auf ihn gelegte officielle Gewicht, so leicht mit verständigen Mitteln zu leiten gewesen wäre, — so bist du ein Mitverschworner des Dolchbundes! — — —

Beweise dafür zu finden; denn ein gescheidter Mann wird doch irgend einmal ein Wort gesagt haben, das sich, sey es auch noch so unschuldig, nach boshaftem Belieben deuten ließe.“ —

Von der Wiener geheimen Polizei meint er (S. 29), daß man den an der Spitze derselben stehenden humanen und aufgeklärten Mann, den Grafen Saurau, nur zu kennen brauche, um den Verfasser eines, in Betreff jener nachtheilige Thatsachen aufstellenden, Artikels in den Staats-Anzeigen zu verachten. — Hierbei ist zu erwägen, daß der vornehmen Leuten oft so willfährig beigelegte Lobspruch, daß sie human und aufgeklärt seyn sollen, gleichfalls unbestimmt, dunkel, vieldeutig und für kleine Menschen bequem ist, wohlfeil und doch freigiebig zu loben.

„Weil es aber geschehen könnte,“ fährt v. K. fort, „daß auch in Zukunft an diesem oder jenem Orte meines künftigen Aufenthalts, böse Buben sich abermals jenes abgedroschenen Kunstgriffes bedienen möchten, um mich den Machthabern verdächtig zu machen; so ergreife ich diese günstige Gelegenheit, um hier, ein für allemal

zu erklären: daß ich aus mir wichtig scheinenden Gründen die monarchische Regierungsform für die beste halte, und bis an meinen Tod fest an ihr hangen zu wollen, hiermit feierlich versichere! — daß dieser reiflich erwogene Entschluß durch die Zeitgeschichte der letzten zehn Jahre in mir noch mehr befestigt worden! — daß, so glänzend auch jede andere Theorie seyn mag, ich doch überzeugt bin, daß bei dem Uebergange zur Praxis aus dem schimmernden Irrlicht eine verzehrende Fackel wird; — daß man bei schlechten Theorien Alles kalkulirt, nur die Leidenschaften der Menschen nicht, welche doch gerade da den meisten Spielraum gewinnen; — daß ich den Republiken ihre glänzende Epoche nicht beneide, weil ihr Glanz gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse mit ihrer inneren Glückseligkeit steht; es sind Schauspieler, die auf der Bühne Millionen verschenken, während sie zu Hause Salz und Brod essen; — daß ich glaube, auch die beste Revolution könne höchstens nur kommende Geschlechter beglücken, und daß ich denjenigen für einen bedaurungswürdigen Schwärmer

halte, der seine gegenwärtige Ruhe, sein Vermögen und Leben aufopfert, um seinen unbekannten Kindeskindern eine noch sehr problematische Glückseligkeit zu verschaffen; — daß ich aus allen diesen und mehreren für mich sehr überzeugenden Gründen mich nie, auch nur auf die entfernteteste Weise, in irgend eine Art von Revolution mischen würde, ohne vorher ein Narr oder ein Schurke geworden zu seyn.“ —

Nach dieser politischen Abschweifung kommt v. K. sogleich auf die Begebenheiten, welche schon nach fünfviertel Jahren und im neunten Monate der übernommenen Theaterregie die Ausführung des Entschlusses, sein Amt nieder zu legen, bewirkten. Er erzählt, daß die Auffrischung eines alten Wiener Theatergesetzes, zu Folge dessen pünktlich alle drei Wochen ein neues großes Schauspiel geliefert werden sollte, viele Zufriedenheit im Publiko, desto größere Unzufriedenheit unter den Schauspielern veranlaßt habe; — daß diese Unzufriedenheit durch seine Vertheilung der Rollen, durch die auf seine Vermittlung engagirten neuen Schauspieler noch sehr gestei-

gert, und daß so unter den Schauspielern ein Feuer der Feindschaft wider ihn erzeugt sey, welches, unter immer neuen Verläumdungen, endlich ausbrach. Die Schauspieler und Schauspielerinnen bildeten zwei Partheien, deren größte, bei weitem zahlreichste, den feindseligen Sinn gegen v. K. überall hervortreten ließ, und sich mit manchen Beschwerden an den Director des Theaters, den Baron von Braun, wandte; häufig zwar nur mit allgemeinen Klagen, öfter aber auch unter Anführung specieller Ursachen der Unzufriedenheit. Bei näherer Nachfrage ergab sich denn auch leicht, daß die gegenseitige Spannung nicht das Werk augenblicklicher Leidenschaft und Aufregung war, sondern, daß die gegen v. Kotzebue aufgebrachten Mitglieder schon seit Monaten ein genaues Tagebuch führten, worin jedes unziemliche Wort, jede von K. erduldete Unbill nach Tag und Stunde verzeichnet war. Daß, da v. K. kein gleichförmiges Betragen festzuhalten im Stande war, da er, in allen persönlichen Beziehungen sehr reizbar, sich so leicht von der Gewalt des ersten Eindrucks hin-

reißen ließ, in jenem Sündenregister manche wenigstens auf Unbesonnenheit hinweisende Anekdote verzeichnet stand, ist nicht zu bezweifeln; doch hatte Herr v. Kotzebue der Regie des Theaters mit dem besten Willen vorgestanden und sich keine wesentlichern Fehler zu Schulden kommen lassen; weshalb er, sobald er von den feindseligen Umtrieben näher unterrichtet war, sofort auf eine genaue Ausmittlung und Untersuchung der wider ihn erhobenen Beschwerden antrug. Er selbst veranlaßte, daß schnell, ohne weitere Vorbereitung und Machinationen, jedes Mitglied der Hofschauspielergesellschaft über die Ursachen der Unzufriedenheit vom Herrn v. Braun befragt und zu Protokolle vernommen wurde. Diese Maaßregel wirft ein günstiges Licht auf den Verläumdeten und beweis't sein gutes Gewissen; doch zugleich auch seine Unüberlegtheit und seine Unfähigkeit, eine gute Absicht tadellos durchzuführen. Bei der Vernehmung der Unzufriedenen enthielt sich Herr von Kotzebue nicht nur nicht, ununterbrochen persönlich gegenwärtig zu seyn, sondern er führte sogar eigenhändig das

Protokoll. Solche argen Verstöße gegen die ersten Begriffe einer partheilosen, freien Untersuchung fallen theilweise dem Herrn Baron von Braun, doch ganz besonders dem ehemaligen Präsidenten eines Justiz-Collegii (der Gouvernements-Magistrat zu Reval ist der Justizapellationshof der Provinz Esthland) sehr zur Last. Die Folge der Verhandlungen war die, welche man leicht errathen kann: dort, dem Herrn v. K. gegenüber, der neben dem Herrn von Braun die Feder führte, sagten die einzeln herbeigerufenen Schauspieler nichts Wesentliches aus, und verloren sich höchstens in allgemeine Aeußerungen der Unzufriedenheit, weshalb ihnen kein Vorwurf zu machen, am wenigsten der harte, welchen Engel als das Resultat seiner Erfahrungen öfter aussprach, wenn er behauptete: man könne häufig in einer Schauspielergesellschaft alle Laster realisirt finden, nur die nicht, zu welchen persönlicher Muth gehört. —

Oft trifft man den Herrn v. K. in Situationen, wo man gar nicht begreifen kann, daß ein sonst vernünftiger Mann mit so befangener Blind-

heit seinen eigenen Standpunkt verkennen kann. Es bedarf wohl keines Beweises, daß die Niederlegung der eigentlichen Klagepunkte wider ihn gestört, vielleicht unmöglich wurde, da hier seine Gegenwart so störend seyn mußte; doch er selbst findet, immer mit sich zufrieden, in dieser Unziemlichkeit einen fröhlichen Beweis seines guten Gewissens. Seite 36 der Vertheidigungsschrift sagt er: „Daß ich selbst bei der Untersuchung gegenwärtig war, sollte, statt der hämischen davon gemachten Auslegung, vielmehr dem Baron Braun als ein Merkmal seiner feinen Schonung verdankt werden (!), da er Alles in der Stille abzuthun wünschte, und folglich keinen Fremden zur Aufnahme des Protokolls gebrauchen mochte." (Dieses ist so ein v. Kotzebue'sches Motiv; die Zwietracht selbst war offenkundig genug, und die Untersuchungsverhandlungen mußten es, man konnte es zuverlässig vorhersehen, schnell werden. Es waren partheilose Personen genug davon unterrichtet, man hatte mithin nicht nöthig, einen Fremden als Protocollführer zuzuziehn; es ist nicht denkbar, daß

es an einem verschwiegenen, sichern Mann man=
geln konnte, der die Feder zu führen geeignet
war. —) „Es war ja noch kein Proceß, es
war gleichsam ein häuslicher Zwist, den ein
Familienvater im Stillen abthut. — Ueberdies
konnte und durfte ich ja nichts anders nieder=
schreiben, als die wörtliche Aussage eines Jeden,
die alsdann ein Jeder selbst wieder durchlas,
und nur nachdem er sie wörtlich eingetragen fand,
eigenhändig unterzeichnete." (Nicht die Ver=
fälschung der Aussage ist der mit Recht dem
Herrn v. K. zu machende Vorwurf, sondern die
Aussage selbst wurde gefesselt, beengt und ge=
stört, durch seine Gegenwart.) „Mich selbst be=
treffend, bewies meine Gegenwart nicht eisernen
Muth, sondern nichts mehr und nichts weniger,
als ein gutes Gewissen. Ich hatte dem Baron
Braun versprochen, es möchte vorgehn, was da
wolle, mich auf keine Weise in die Untersuchung
zu mischen, sondern blos zuzuhören und nieder=
zuschreiben. Dies Wort habe ich redlich ge=
halten!" —

Mit seiner gleich darauf der K. K. Ober=

Hoftheatral-Direktion eingereichten Vertheidigung bat Herr von Kotzebue dringend um seine Entlassung und erhielt sie noch vor dem Jahresschluß 1798, indem mit dem Neujahre 1799 ein neuer Ausschuß errichtet und diesem die Regie der kaiserlichen Hoftheater übertragen wurde. Dem Verabschiedeten verlieh der Kaiser die Versicherung eines lebenslänglichen Jahresgehalts von 1000 Gulden, und ernannte ihn zugleich zum kaiserlichen Hoftheaterdichter, mit der besondern Erlaubniß, seinen Aufenthaltsort nach Belieben zu wählen. Die einzige Verpflichtung, welche ihm diese Ernennung auferlegte, war, daß er seine dramatischen Arbeiten den Wiener Hoftheatern jedesmal zuerst, nicht aber allein zuzusenden sich verband. —

So schied von Kotzebue von Wien. Er ruft der reichen Kaiserstadt, die er mit so großen Hoffnungen betrat und unter so manchem Verdrusse verließ, diesen Abschied zu: „Ich werde vielleicht Wien nie wiedersehen; aber unvergeßlich bleibt mir die Aufnahme, die ich daselbst in den besten Häusern gefunden; unvergeßlich die zu-

vorkommende Gastfreundschaft des Einen; die biedere Herzlichkeit des Andern; die feine Geselligkeit des Dritten; hier zwanglose Freude, dort ungesuchter Witz; hier die geschmackvollsten Lustbarkeiten, dort die feineren Vergnügungen der höheren Bildung; überall Sittlichkeit in der zartesten Vereinigung mit Gradheit, diesem eigenthümlichen Charakter der Oestereicher. — O, wenn es in Wien keinen Staub und keine Tagebücher (man erinnere sich des von den Schauspielern über Kotzebues Betragen bei der Theaterregie geführten Tagebuches) gäbe, wo fände man einen reizendern Aufenthalt!" —

Dieses Lob Wien's, welches in seinen Hauptzügen jeder unpartheiische Beobachter bestätigen muß, erinnert an nähere Erkundigungen, die man über Kotzebue's Schicksale, späterhin, als die Aufregungen der Leidenschaften sich gelegt hatten, während eines längeren dortigen Aufenthaltes einzuziehen Gelegenheit fand. Fortwährend hatte v. K. dort seine Freunde und Verehrer, wie seine Widersacher und Gegner: die ungünstigen Urtheile und die Lobsprüche vorur-

theilsfrei gegen einander abgewogen, muß man als entschieden annehmen, daß er das schwierige Geschäft der Theaterregie mit redlichem Willen und großem Eifer, zur Vervollkommnung der Hoftheater zu wirken, übernahm, daß er viele Kenntniß des deutschen Theaterwesens im Allgemeinen mitbrachte, und ohne sich durch Hindernisse irre machen zu lassen, manches Nützliche und Gute bewirkte. Dagegen wurde er in die erzählten Unannehmlichkeiten verwickelt durch die ihm mangelnde Kenntniß der speciellen Cabal- und Personalverhältnisse, durch die Leichtfertigkeit, womit er sich dem Vertraun und dem Mißtraun hingab, durch die in sich tragende Eitelkeit und durch Unvorsichtigkeiten, zu denen ihn seine Reitzbarkeit nur zu oft hinriß. Je mehr Sinn Herr v. Kotzebue für die Freuden eines genußreichen, gesellschaftlichen Lebens hatte, um so mehr gefiel er in dieser Hinsicht in den Wiener Zirkeln, die den gebildeten Fremdling mit so großer Willfährigkeit in ihre Mitte aufnahmen. — Unmittelbar nach seinem Rücktritte von der Theaterregie erließ der Baron von Braun

ein Cirkularschreiben an die Hofschauspieler, in welchem er des Herrn von Kotzebue's ehrenvoll gedenkt, mißbilligend der wider ihn gemachten Ränke, erwähnt und seinen Verlust mit allen Zeichen der Freundschaft beklagt.

Für den vielfach gehabten Verdruß suchte sich Herr v. Kotzebue zu entschädigen, indem er im Frühling und Sommer 1799, in der Gesellschaft seiner Familie, Erholungsreisen durch das südliche Deutschland machte, und dann nach seiner Vaterstadt ging, die immer für ihn so vielen Reiz hatte.

Hier in Weimar, wie immer, in großer literarischer Thätigkeit, in der Nähe seiner würdigen Mutter, an der sein Herz mit kindlicher Liebe hing, schien er ein erwünschtes Asyl gefunden zu haben — doch nur auf kurze Zeit. — Welch eine reiche Folge wunderlicher Bilder ist das Leben dieses Mannes! —

Gegen das Ende des Jahres 1799 gedieh in Herrn v. Kotzebue, durch eine steete Unruhe

im äußern und innern Leben umhergetrieben, der Entschluß zur Reise, Weimar zu verlassen und die russischen Staaten wieder zu besuchen. Jeder vernünftige Mann wiederrieth ihm die Ausführung solches Planes, bei der damaligen Lage der Dinge, da Kaiser Paul bekanntlich eine allgemeine Gränzsperre angeordnet, und einen mit sehr harter Behandlung in Verbindung stehenden Verdacht gegen alles vom Auslande Kommende tausendfältig gezeigt hatte. Besonders widerwärtig waren, wie bekannt, dem Kaiser Schriftsteller, welche, wie Kotzebue, über alles mitzusprechen die Gelegenheit suchten, und als Pasquillenschreiber berüchtigt waren. K. beharrte, der Warnungen ungeachtet, bei seinem Vorsatze und fand die Motive dieser gefahrvollen Reise in dem seiner Gattin angeblich schon bei der Abreise aus Rußland gegebenen Versprechen, sie nach drei Jahren in die Arme ihrer Verwandten und Freunde zurückführen zu wollen, in der Sehnsucht, seine in Petersburg zurückgelassenen Kinder zu umarmen, und in der Nothwendigkeit, über seine und seiner Frau dortige Besitzungen

Anordnungen zu treffen, die eine persönliche Gegenwart nothwendig machten. Nur vier Monate sollte die Reise dauern. Durch den russischen Gesandten zu Berlin, Herrn von Krüdner, bewarb sich Herr v. K. nach jenen Zwecken seiner Reise um die erforderlichen Pässe. Er erhielt eine günstige Antwort mit der Aufforderung, den beabsichtigten Weg der Reise ungesäumt anzuzeigen, damit den Schwierigkeiten, die, ohngeachtet des Passes, auf der Gränze stattfinden würden, durch einen ausdrücklichen Befehl vorgebeugt werden könnte. — Diese Anzeige schickte er sofort ein, und darauf benachrichtigt, daß die Pässe in Berlin zum Empfang bereitet, begann er am 10ten April 1800, in Begleitung seiner Frau und drei kleiner Kinder, von Weimar aus das unglückliche Reiseabentheuer, welches er selbst in zwei Bänden, unter dem Titel: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens," beschrieben hat. Wie nothwendig, wird sich die nachfolgende Erzählung mit möglichster Treue jener Darstellung anschließen und fortwährend auf dieselbe verweisen. —

Herr von Kotzebue kommt nach Berlin, er findet dort Freundesbriefe aus Liefland und Petersburg, die ihn warnen, „wohl zu bedenken, ob auch das Klima seiner Gesundheit zuträglich sey;" er dringt in den Gesandten, ihm aufrichtig zu sagen, ob wohl die Erlaubniß zur Rückreise, nach vier Monaten, Schwierigkeiten haben könne; Herr von Krüdner räth ihm, nochmals nach Petersburg zu schreiben und sich vorher der Erfüllung dieses Wunsches zu vergewissern; doch beides nimmt v. K. auf die leichte Achsel und reis't von Berlin ab, mit einem Passe versehen, der im Namen und auf Befehl des Kaisers aller Reussen ausgefertigt war. (Thl. 1. Seite 9.) Auf der Reise neue Warnungen, die fortwährend unberücksichtigt bleiben. Er passirt die preuß.-russische Gränze, wird von einem Kosaken nach Polangen begleitet, dort arretirt und unter Beschlagnahme seiner Papiere nach Mitau transportirt. Da er von seiner Familie nicht getrennt wird, ermuthigt er sich, nachdem der erste Schreck vorüber, und hofft, der Kaiser werde ihn aus seinen Papieren ganz kennen lernen,

Hofrath Schtschekatichin, den v. K. in übler Stimmung, mit den gräßlichsten Farben schildert, und eines gar hohen Grades von Bestialität beschuldigt, übergeben. Die Thatsachen, welche Hr. v. K. in dem ganzen Berichte seines Zusammenlebens mit jenem Hofrath erzählt, zeugen dagegen von einer sehr glimpflichen Behandlungs-Weise dieses Mannes; dennoch ist der Gefangene gegen den Vollzieher des unangenehmsten Auftrages höchst erbittert und meint: „daß die Wahl eines Begleiters für mich auf seine Person gefallen, war gewiß nicht die Schuld des Kaisers, der ihn schwerlich kannte; denn ich denke, dieser gebildete Monarch würde aus mancher Rücksicht mich mit einem solchen Manne nicht gepaart haben." (Thl. 1. S. 50.) So sehr wurde Hr. v. K. durch die später erfolgten kaiserlichen Gnadenbezeugungen verwöhnt, daß er keinen andern Gedanken hegen konnte, als den, der Kaiser müsse die Absicht gehabt haben, ihm während seiner Gefangenschaft und Reise einen Aufseher zu geben, der, mit der größten Geistesbildung, auf die angenehme Unterhaltung des alle Rücksichten

der Zartheit in Anspruch nehmenden Gefangenen Sorge trage, sich in jede seiner Launen schicke, und ihn, wenn es ihm gefällig wäre, sogar entfliehen lasse. —

Man behandelte ihn mit großer Schonung; diese „égards," die man für ihn hatte, setzt er natürlich nicht auf die Rechnung des „gefühllosen Herrn Hofraths," sondern meint, sie wären gewiß von höherer Hand geboten worden; welches, wenn es erwiesen werden könnte, in der That eine große Merkwürdigkeit wäre, denn von den „égards," die der Kaiser Paul sonst beständig gegen die nach Sibirien Verwiesenen beobachten ließ, sind außer der Knute und dem Naseaufschlitzen im Auslande keine bekannt geworden. (Thl. 1. Seite 62.) Ungeachtet auf die Beschleunigung der Abreise gedrungen wurde, gab man ihm doch Zeit, sich ein bequemes Fuhrwerk anzuschaffen, rieth ihm, sich mit Gelde zu versorgen, Wäsche und Betten mitzunehmen und andere Reisebedürfnisse einzupacken. — Die Kammerfrau, der v. K. bei seiner ferneren Erzählung oft dankbar gedenkt, die Einzige, deren Herz beim

Abschiede nicht krampfhaft zusammengeschnürt war, die daher weinte (Theil. 1. S. 63.), besorgte des über den Schmerz der Trennung Untröstlichen Reiseequipage, aber vernachlässigte die Befolgung jener vorsorglichen Rathschläge theilweise, doch in Hinsicht der Hauptsachen muß sie wohl nichts vergessen haben, sonst würde ihr Dienstherr nicht verfehlen sie in dieser Schrift als eine lieblose Seele an den Pranger zu stellen, wie weiterhin so vielen wiederfährt. Im Gegentheil heißt sie in der Inhaltsanzeige des zweiten Theils: „die edelmüthige Kammerjungfer Katharina Lengmann" und gelegentlich wird erwähnt, daß ohngeachtet der öftern Klagen über Entbehrung aller nöthigen Lebensbedürfnisse, der Wagen sehr gut versorgt gewesen seyn muß, bis auf die Liqueurs, die der Hofrath austrank, und das nothwendigste Silbergeschirr, welches ungefährdet die ganze Hin- und Rückreise mitmachte.

Den Schmerz des Abschiedes schildert v. K. auf das Rührendste. Die Gesellschaft bestand aus dem übelbezeichneten Hofrath und aus einem Senatskourier, Alexander Schülkins, der

eine wahre, aber gutmüthige Bestie genannt wird. (Thl. 1. Seite 58.)

Als der schreckliche Augenblick der Trennung vorüber war, ermuthigte sich der bis dahin vom Schmerze Vernichtete wieder; er hoffte, im Vertraun auf seinen „schuldlosen Lebenswandel" von der Zukunft das Beste (Seite 67.) — Die Reise ging in der Nacht von Mitau nach Riga; bei der Weiterreise bemerkte Hr. v. K. nach kurzem Schlummer, bei anbrechendem Tage zu seiner großen Bestürzung, daß der Wagen die ihm bekannte Heerstraße nach Petersburg verlassen, und einen ihm unbekannten Weg, der Düna entlang eingeschlagen habe. Seine Bestürzung stieg bis zur Verzweiflung als ihm auf der nächsten Station der Senatskourier heimlich vertraute, er werde nicht nach Petersburg, sondern nach Tobolsk geführt; doch ließ er sich von dieser empfangenen Unglückskunde gegen den Hofrath, „der sich eben so wenig auf Menschengesichter, als auf Kuckuckseier verstand," (Thl. 1. S. 72.) nichts merken; durch das Rütteln des Wagens zu einiger Besinnung gekommen, erwachte der

Gedanke an Flucht. Diese zu vollführen, rechnete er auf die thätige Unterstützung seiner hier in Liefland wohnenden Bekannten, und als erste Zuflucht richtete er sein Augenmerk auf das dem Kammerherrn von Beyer gehörige und von ihm bewohnt werdende Gut Stockmannshof, bei welchem die Heerstraße vorbeiführte. Er beobachtete dessen Lage genau und wußte durch sein dringendes Verlangen den Hofrath zu bestimmen, daß auf der nächsten Poststation, an der Gränze Lieflands Nachtlager gehalten würde. Umgeben von waldigen Hügeln, lag, wenige hundert Schritte vom Posthause, noch zu Stockmannshof gehörig ein Krug, wo man übernachtete. Früher zurückgehalten durch mancherlei Lebenszeichen der wachenden Hausbewohner, entschlüpfte endlich v. K— um zwei Uhr seinen schlafenden Wächtern, durchirrte, gequält von Hunger und Durst, von Furcht vor den Verfolgern, von Gewittern, Regen, Hagel, von Sonnenhitze und von den Gebilden aufgeregter Phantasie, den Tag über die Gegend, und erreichte um elf Uhr mühsam Stockmannshof. Die Erscheinung des Flüchtlings setzte den

menschenfreundlichen Besitzer in die größte Verlegenheit, besonders da jener, nachdem er den Heißhunger gestillt, Hülfe und Rettung von dem Kammerherrn forderte, indem ihn dieser auf eines seiner entfernten Güter schicken und dort verbergen soll. Herr von Beyer und seine Gemahlin schwankten, was hier zu machen sey, als ein Freund des Hauses (den v. K. Prostenius nennt und ihn, da er sich seinen Planen widersetzte, auf seine Weise, in ein widerwärtiges Licht stellt; er hieß Brescius, und war, nach unpartheiischen Zeugnissen, ein rechtschaffener, edler, allgemeingeachteter, ruhigüberlegender Mann, wie auch schon daraus vermuthet werden kann, daß er der vertraute Hausfreund einer Familie war, die Hr. v. K— als höchstverehrungswerth schildert —) bewies, daß der Plan der Rettung bei der gegenwärtigen Lage der Dinge völlig unausführbar sey; daß, ohne Hrn. v. K. zu retten, die ganze Familie des Hauses in das größte Unglück gestürzt würde. „Schon sey," sagt er, „der Hofrath, den Flüchtling suchend, am verflossenen Tage wieder auf dem Gute gewesen, und von

dort nach Riga geeilt, nachdem er die ganze Gegend aufgeboten, unter dem Versprechen namhafter Belohnung die Einfangung des Entflohenen anbefohlen, und zu derselben alle möglichen Maasregeln getroffen habe. An ein Verheimlichen Kotzebue's sey um so weniger zu gedenken, da das ganze herrschaftliche Domestikenpersonale bereits seine Ankunft wisse; dagegen sey des Unglücklichen Rettung am sichersten zu bewirken, wenn man zögernd die Zeit benutze; der Gouverneur von Riga, der General Rehbinder, ein Verwandter des Hauses, müsse unbezweifelt, des Vorfalls wegen, nach Petersburg berichten, und diese Gelegenheit möge K— zu seiner Vertheidigung benutzen. — Kotzebue blieb dabei, seine Rettung zu verlangen, ohne das namenlose Elend, welches eine schuldlose Familie, bei dem Mißlingen des Versuches nothwendig treffen mußte, irgend einer Berücksichtigung zu würdigen. Die vom Hofrath vorgezeigten kaiserlichen Befehle machten, ohngeachtet der fortdauernden gastfreundlichen Bewirthung zu Stockmannshof, für die Nacht eine nähere Aufmerk-

samkeit auf die Person des Hrn. v. K—s noth-
wendig, die er aber sehr übel nimmt und dem
Herrn Brescius zum großen Verbrechen an-
rechnet. Ja Hr. v. K. versichert: „Ich versichere
auf meine Ehre, daß ich an der Stelle des Hrn.
von Beyer, selbst mit den zartesten Begriffen
von Unterthanenpflicht, die Vorsicht nicht so weit
getrieben haben würde.“ — (Thl. 1. S. 124.)
Der Verschluß der Fensterladen ist ihm besonders
unangenehm; es scheint ihm hinlänglich, wenn
vor Thür und Fenster eine Wache gestellt wäre.
„Hatte ich,“ fügte er hinzu, „List und Glück
genug, diese Wache zu hintergehen, so war Herr
von Beyer (nach Kotzebue's Meinung) ausser al-
ler Verantwortung; denn wer konnte von ihm
fordern, daß er in seinem Hause ein Magazin
von Riegeln und Ketten für Staatsgefangene in
Bereitschaft halten sollte? — Ach Prostenius!
Prostenius! auch das war gewiß dein Werk!
du wolltest, daß es in meinem Schlafzimmer eben
so finster aussehen sollte, als in deinem mitleid-
losen Herzen.“ — (Thl. 1. S. 125.) —

Am Morgen schrieb v. K. Briefe an den

Kaiser, an den Grafen Pahlen, an den östreichischen Gesandten zu Petersburg, und an seine eigene Frau; indeß erhält er Nachricht von der Ankunft des Hofraths und des Senatskouriers. Beide treten ein und machen ihm, nach eigenem Geständnisse, gar keinen Vorwurf, behandeln ihn nach wie vor, ob seine Flucht, wäre sie nicht verhindert worden, beiden gleich das größte Unglück zugezogen haben würde, zuvorkommend freundlich und höflich; sie begnügen sich, ihm nur das bei sich führende baare Geld, was jedoch sein Eigenthum bleibt und nur in Verschluß genommen wird, abzunehmen, um so den Versuch einer zweiten Flucht zu erschweren. Diese letztere Maaßregel wird so schonend ausgeführt, daß er ein Säckchen mit hundert Rubeln, das ihm ein Mädchen heimlich reicht, verborgen behalten kann — — und dennoch wird der Hofrath, der so bei einer schweren Pflichterfüllung zarte Menschlichkeit übte, von Hrn. v. K. mit schnöder Verachtung hingestellt.

In Stockmannshof mit vielen Beweisen der thätigsten Menschenfreundlichkeit ausgesteuert, mit

Pelzschlafrock, Tuchmantel, Schlafmützen, Stiefeln, Lebensmitteln und andern Reisebedürfnissen beschenkt, ging dann die Reise mit verdoppelter Vorsicht schnell ihrem traurigen Ziele entgegen. Wenn in den Posthäusern übernachtet wurde, traf man Vorsichtsmaaßregeln, zur Sicherung der Person des Gefangenen; man stellte Wachen, verschloß die Fensterladen u. s. f. welches jener „gewaltige Anstalten" nennt. — V. K—s Gesundheit litt sichtbar; die Zeichen der Theilnahme welche sein Aufseher bewies, mißt jener in feindlicher Verblendung, nicht dem Menschengefühle nur der Besorgniß bei, die dem Hofrathe der Gedanke der Verantwortlichkeit machen soll. Da letzterer zu einem abzusendenden kurzen Rapport längere Zeit verwendet, entscheidet v. K., daß er kein großer Geschäftsmann, „mithin zu nichts zu gebrauchen sey, als zum Büttel, der die Verurtheilten auf den Richtplatz schleppt." (Thl. 1. Seite 154.)

Die Reise führt über Polozk, Smolensk, nach Moskau, wo des Gefangenen zunehmende Entkräftung einen zweitägigen Aufenthalt nothwendig

neuem Schrecken, daß der kaiserliche Befehl das Tobolsk'sche Gouvernement, nicht aber die Stadt Tobolsk zu seinem Aufenthalte anweise, weshalb der angenehmen Lage und des guten Schlages der Einwohner wegen, das 427 Werste oder 64 deutsche Meilen weit zur Seite gelegene Kurgan zu seinem künftigen Wohnorte gewählt wird. Da ihm indessen vergönnt bleibt, zu seiner Erholung mehrere Tage in der Gouvernementsstadt zu verweilen, so wird ihm die Freude, sich über die großen Augen zu belustigen, die der nun seine Aufseherfunktionen beendet habende Hofrath macht, als er sieht, daß so viele Menschen in Tobolsk, ihm, dem Herrn von Kotzebue „den Hof machen," (Thl. 1. S. 219) und die Versicherung verlautet, „daß mehrere seiner (des Hrn. v. K.) Stücke auf dem Tobolskischen Theater gespielt werden, freilich elend, aber doch mit großem Beifall, daß daher seine (des Hrn. v. K—e) Ankunft in der Stadt mehr Sensation gemacht habe, als wenn der Kaiser sechs Generale en Chef hingeschickt hätte." — (Theil. 1. Seite 224.) —

Unter so erheiternden Abspekten benutzt v. K. noch die Zeit seines dortigen Aufenthalts zur Ausarbeitung eines Memorials an den Kaiser, worin er bittet, ihn seine Schuld wissen zu lassen, damit er sich vertheidigen könne, und um Begnadigung fleht. — Die Besorgung desselben übernahm der Gouverneur; der Beförderung der Kaufleute übergab er zehn Briefe an seine zurückgelassene Gattin. Nachdem er sich mit den Lebensbedürfnissen mancher Art versehen, von einem Freunde sich Bücher geliehen, und einen Bedienten genommen hatte, dessen eigentliches Handwerk Betrügen war, der gut backen und kochen konnte, überall Bescheid wußte und den Kuppler spielte (Thl. 1. S. 249.), trat er den 13ten Juni a. St. seine Reise zu dem Orte seiner Bestimmung an; wo er, nach den Empfehlungen des Gouverneurs mit der zuvorkommenden Herzlichkeit aufgenommen wurde, die zwischen Unglücksgefährten so natürlich ist. Schnell richtete sich v. K. so gut ein, als es die örtlichen Verhältnisse irgend verstatteten. Seine Lebensordnung beschreibt er folgender Gestalt: „Morgens um

sechs Uhr stand ich auf, und wendete eine Stunde an, russische Vokabeln auswendig zu lernen; denn, da von allen Bewohnern des ganzen Städchens niemand eine andere Sprache, als die russische verstand, so war es für mich höchst nothwendig, daß ich sie besser zu erlernen suchte. Dann frühstückte ich, und schrieb mehrere Stunden an der Geschichte meiner Leiden. Nach dieser mir fast lieb gewordenen Arbeit ging ich, gewöhnlich in Schlafrock und Pantoffeln, eine Stunde am Tobal spatzieren, wo ich mir einen Gang gerade von zwei Wersten abgemessen hatte, und wohin ich durch die Hinterpforte gelangen konnte, ohne jemanden zu begegnen. Bei meiner Zurückkunft las ich noch eine Stunde im Seneca; dann verzehrte ich mein frugales Mittagsmahl, warf mich aufs Bett, schlummerte, und las dann in Pallas oder Gmelins Reisen, bis Sokoloff kam, mich zur Jagd abzurufen. Nachher trank er gewöhnlich Thee mit mir, wobei wir unsere Schicksale wiederholten und einander unsere Hoffnungen mittheilten, oder unsere Furcht gegenseitig mit schwachem Glauben bekämpften. Wenn er fort war,

las ich wohl noch eine Stunde im Seneca, spielte dann eine Weile grande patience mit mir selbst und ging endlich mehr oder weniger schwermüthig schlafen, je nachdem — fast schäme ich mich es zu gestehen — das Spiel mehr oder weniger günstig für mich ausgefallen war.“ — (Thl. 1. S. 298.) „Da ich immer ein leidenschaftlicher Jäger gewesen bin, so gab mir die Erlaubniß zu jagen einen sehr angenehmen Zeitvertreib.“ — (S. 305.) „Ein anderer, mich oft angenehm zerstreuender Zeitvertreib waren meine Spaziergänge am Tobol. Es gab da einige Waschplätze wo die jungen Mädchen aus der Stadt sich versammelten, und nach dem Waschen auch selbst zu baden pflegten. Dieses Baden wurde bei ihnen zur bewundcrungswürdigen gymnastischen Uebung: sie schwammen ohne alle Anstrengung über den Tobol hinüber und wieder herüber; sie gaben sich oft, lange auf dem Rücken liegend, den Wellen Preis; sie schäckerten mit einander im Wasser, bewarfen sich mit Sandklumpen, verfolgten sich, tauchten unter, ergriffen einander und warfen sich um; kurz, sie trieben es oft so arg, daß die un=

kundigen Zuschauer alle Augenblicke fürchten mußten, ein Paar von ihnen auf immer untersinken zu sehen. Alles dieses geschah übrigens mit der größten Decenz. Da nur die Köpfe aus dem Wasser hervorragten, so wußte man oft lange nicht, ob Knaben oder Mädchen darin schwammen. Den Busen sehen zu lassen, konnten sie freilich nicht verhüten; und das schien ihnen auch ziemlich gleichgültig zu seyn. Wenn sie aber des Spieles müde waren, und nicht länger im Wasser bleiben wollten, so betrugen sie sich sehr schamhaft, und baten den neugierigen Zuschauer entweder so lange, bis er sich gutwillig entfernte, oder, wenn dieser zuweilen mit boshafter Schadenfreude dennoch stehen blieb, so zogen die Mädchen am Ufer einen dichten Kreis um die Nackende die aus dem Wasser hervorkam. Jede warf ihr dann ein Kleidungsstück zu, und in einigen Augenblicken stand sie züchtig gekleidet unter den Uebrigen. Immer waren diese Mädchen munter und muthwillig; immer lachten und schäckerten sie. Der Stadtvoigt, ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, kam zuweilen gegen Abend zu mir,

blos um sich an mein Fenster zu setzen, und die sämmtlichen Schönheiten von Kurgan, welche immer von Zeit zu Zeit Wasser holten, vorbei passiren zu sehen. Er nannte mir dann eine nach der andern, rühmte auch mehrere als gutwillig; und die verschämte Freundlichkeit, mit der sie ihm zuzunicken pflegten, bewies, daß er aus Erfahrung sprach." — (Thl. 1. S. 306.)

Mit den, durch die ganze Kotzebuesche Beschreibung des merkwürdigsten Jahres seines Lebens fortgehenden Hindeutungen auf ein unendlich zärtliches ehliches Verhältniß, bildet das öfter wiederkehrende Verweilen bei solchem, große Lüsternheit verrathenden, „zerstreuenden Zeitvertreibe" einen seltsamen Kontrast. Wie heiß er auch die Sehnsucht zu seiner Gattin schildern mag, so versäumt er doch keine Gelegenheit, mit Wohlgefallen sich andere Schönen, die ihm auf dem Lebenswege begegnen, zur Kurzweil dienen zu lassen, und darüber mit einer wohlgefälligen Ausführlichkeit zu reden. Besonders ist es, nach seinem Geständnisse, die böse Langeweile, die seine Aufmerksamkeit den Frauenzimmern zuwen-

det. So erzählt er z. B. von seinem Aufenthalte in Kasan, der ihm sehr langweilig verfloß (Seite 190.): „Eine einzige kleine Zerstreuung gewährte mir ein sehr hübsches junges tatarisches Weib, die Frau eines alten Tataren, der unter uns wohnte; nicht als ob ihre Jugend und Schönheit mich im mindesten interessirt hätten, sondern weil mir die tatarischen Sitten so neu waren. Ein tatarisches Weib oder Mädchen muß nämlich, so oft sie eine fremde Mannsperson gewahr wird, fliehn oder ihr Gesicht verhüllen. Nun hatte die arme junge Frau sehr oft etwas in einer Art von Vorrathskammer zu schaffen, welche quer über dem Hofe, meinem Fenster gerade gegenüber, war. Wenn sie nun ihr Geschäft vollendet hatte, und mich am Fenster erblickte, so zog sie sich zuerst schnell zurück, und wartete ab, ob ich nicht das Fenster bald verlassen würde. Dauerte ihr aber ihre Gefangenschaft zu lange, so bedeckte sie sich mit einem Tuche, oder, wenn sie keins bei der Hand hatte, auch wohl nur mit den vorgehaltenen Armen, was ihr zuweilen sehr sauer wurde, da sie gewöhnlich allerlei geholt, und

folglich die Hände nicht frei hatte. Zuweilen versuchte sie auch, sich des Zipfels ihres Halstuches zu bedienen; dann gerieth aber wohl gar ihr Busen in Gefahr gesehen zu werden. Wenn sie diese Gefahr in aller Geschwindigkeit verhüten wollte, so fiel ihr etwas aus der Hand: sie mußte sich bücken, es aufheben; und siehe da! Gesicht und Busen stand indessen den ungeweihten Blicken offen. Es ist unmöglich, mehr Schamhaftigkeit mit mehr Koketterie zu verbinden, als diese junge Frau; und zu einer andern Zeit würden mich ihre kleinen Künste sehr ergötzt haben." —

Indeß Herr v. Kotzebue seinen Gemüthszustand durch Wiederholung einiger Stellen aus seiner Lektüre, dem Seneca, schildert, brütete er einen neuen Plan zur Flucht aus, der für den Fall berechnet war, daß seine geliebte Gattin ihm nachkäme; dann wollte er eine zunehmende Kränklichkeit und Geisteszerrüttung affektiren, endlich den Verdacht erregen, als habe er sich in dem Tobol ersäuft; dies sollte nach Petersburg gemeldet, er selbst vergessen werden, damit er dann heimlich mit seiner zurückkehrenden Frau

nach Esthland reisen und von dort über Schweden nach Deutschland gelangen könne. — Doch eine günstige Wendung des Schicksals verhütete das Beginnen und Mißglücken dieses abentheuerlichen Planes.

Er lebte unter den guten Kurganern, die ihn mit offenen Armen und Herzen aufnahmen, um so glücklicher, da sie ihn gar bald auch als Schriftsteller bewundern lernten; nicht als ob er dort in Sibirien zu neuen Werken Zeit und Lust und Muße gefunden hätte, nein! ein glücklicher Zufall ließ damals gerade, erwünschter Weise, in der Moskauer Zeitung den ausgezeichneten Beifall verkündigen, welchen die Kotzebue'schen Schauspiele bei den Engländern genossen. (Thl. I. S. 322.)

Ehe er noch irgend eine Wirkung seines Memorials an den Kaiser erwarten konnte, ändert sich plötzlich die Scene. — Schon am 7ten Juli a. St. erscheint ein vom Gouverneur abgesandter Dragoner mit der officiellen Bekanntmachung, daß zu Tobolsk ein Senats-Kourier angekommen und den kaiserlichen Befehl zu Ko-

zebue's Zurückberufung überbracht habe. Je unerwarteter die Verbannung war, um so größer ist nun die Freude, das Entzücken über die Begnadigung. Aus Gefälligkeit gegen die, die lebhafteste Theilnahme beweisenden, guten Kurganer, wohnt v. K. an dem Tage der Erlösungsbotschaft noch einem Kirchenfeste bei, wo der Heilige eines benachbarten Dorfes dem Stadtheiligen von sechs hübschen Bauermädchen entgegengetragen wird (Theil II. S. 13.); dann eilt er im gestreckten Galopp am folgenden Tage gen Tobolsk. Unterweges nöthigt ihn eine zerbrochne Wagenachse in einem tatarischen Dorfe zu verweilen. Er vertreibt sich die Zeit, indem er der jungen Frau seines Wirthes einen Spiegel vorhält, (S. 22.), über die Vielweiberei Erkundigung einzieht und erfährt, daß für die Männer bei derselben der Vortheil statt findet, eine junge Frau nehmen zu können, wenn die schon habende alt wird, und daß, wenn die Eine brummt, die Andere lacht. Durch die eingestreute Bemerkung, daß dies für die Männer sehr gut sey, nur nicht für die Weiber — wobei er seine „hübsche Wirthin

ansieht, gewinnt das junge Weibchen;" denn sie bringt ihm freiwillig Eier. (Theil II. S. 24 und 25.) Endlich, als das Fuhrwerk wieder in Stand gesetzt, trennt man sich mit gegenseitigem, herzlichem Wohlwollen (S. 29), und der Glückliche trifft den 9ten Juli zu guter Zeit in Tobolsk ein. Er eilt zu dem Gouverneur, wird liebevoll bewillkommt, aber niedergeschlagen, dort keine Nachricht von seiner Frau und seinen Kindern zu finden. Der geschriebene Befehl des General-Prokurators sagt: daß der v. K. augenblicklich in Freiheit zu setzen, nach Petersburg zu senden, und auf Kosten der Krone mit allem, was er brauchen und verlangen werde, zu versehen sey. — Hieraus, wie aus der dem Kourier ertheilten Special-Instruktion, ersieht er, daß man in Petersburg von seiner Unschuld völlig überzeugt seyn müsse; denn es war ja besonders anempfohlen, für ihn auf der Reise Sorgfalt zu tragen. „Dazu hatte man aber," so erzählt v. K. S. 32, „eben nicht den rechten Mann gewählt; denn Herr Carpow (so heißt der Kourier) war ein ungezogner junger Mensch,

so bequem und faul, wie ein Schooshund *).
Er bekümmerte sich um nichts; ihm war es ganz gleichgültig, ob wir schnell oder langsam fuhren. Auch hatte er gar nicht das, Leuten seiner Art sonst sehr eigene Talent, die Posthalter, Postillione u. s. f. durch ein herrisches, insolentes Wesen, durch Schimpfen und Drohungen anzuspornen. Das merkte man ihm überall sogleich an, und seine nie zu erschütternde Indolenz stellte in der Folge meine Geduld auf harte Proben. Sonst war er ein recht guter Mensch, ein verdorbener Apothekerbursche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei seiner Mama Butterbrod zu essen." — Da ist wieder ein für des Herrn v. K—s Sinnesart so bezeichnendes Karrikaturbildniß. Er sehnt sich zurück; da die Reise aber nicht so schnell geht, wie er es wünscht, schmäht er auf den

*) Dagegen war ein anderer Kourier, „der, denselben Weg machend, die Peitsche zur Hand nahm, und bei Menschen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb," dem Herrn v. Kotzebue ein Mann nach seinem Herzen. (Theil II. S. 44.)

ihn begleitenden Kourier, und macht ihm das zum Verbrechen, was für den verständigen Beobachter gerade das Wahrzeichen des höheren moralischen Gefühles ist, daß jener nämlich nicht durch insolentes Wesen, durch Schimpfen und Drohungen den unvernünftigen Forderungen Kotzebue's Vorschub leistet. Ja, auch die hier gar nicht hergehörige Jugendgeschichte des ihm einmal unangenehmen Mannes, der geständlich „sonst ein recht guter Mensch" seyn soll, muß dazu dienen, ihn zu verlästern: er ist ein verdorbener Apothekerbursche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei seiner Mama Butterbrod zu essen. — Wie würde es Herrn v. Kotzebue gefallen, was würde er gesagt haben, wenn eben dieser Mann auf gleiche Weise, ohne dazu Beruf zu haben, ihn selbst einen verdorbenen weimarschen Regierungsadvokaten öffentlich genannt hätte, der, wenn er hinter dem Ofen bei seiner Mama geblieben und Butterbrod gegessen, nie in die Verlegenheit gerathen wäre, eine Exkursion nach Sibirien machen zu müssen? —

Die Rückreise aus Sibirien ging, des geäuß=

serten Mißvergnügens über die Langsamkeit ohngeachtet, sehr schnell; schon den 15ten Juli a. St. erreichte v. K. Katharinenburg, den 18ten Perm, den 22sten Kasan. Zu Nischnei = Nowogorod wird er mit zuvorkommender, fast zudringlicher Höflichkeit von der Postdirektorin, einer jungen, blühenden Dame, bewirthet, deren Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen, eine Scene herbeiführt, die er recht anmuthig beschreibt; er erzählt: „So ein großer Freund des schönen Geschlechts ich auch bin, so setzte mich doch die Erscheinung meiner Wohlthäterin in nicht geringe Verlegenheit. Ich stand ihr gegenüber, wie ein Cyniker einer Aspasia; ihre holde Freundlichkeit konnte meine Verwirrung nicht besiegen, wenn mein Blick auf den zerlumpten Schlafrock oder gar in einen Spiegel fiel. Was wurde aber vollends aus mir, als sich nach und nach das ganze Zimmer mit Herren und Damen vom ersten Range, Russen und Deutschen, füllte, die sich alle höflich zu mir drängten, in deren Mitte ich ganz allein, wie ein König von Spanien, essen mußte, die mich bald durch herzliche Theil-

nahme rührten, bald durch schmeichelndes Lob verwirrten, und endlich gar den ersten Band meiner Schauspiele herbeiholten, um die Aehnlichkeit des davor befindlichen Bildnisses an dem langbärtigen Originale zu erproben! — So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, so gestehe ich doch gern, daß ich dieses Genusses erst recht froh würde, als ich wieder in meinem Kibitken saß. Dann aber — warum soll ich es leugnen! — gewährte es mir eine angenehme, schmeichelnde Erinnerung, noch an den Gränzen von Asien, und selbst in diesem, dem Rufe nach so unwirthbaren Welttheile, Freunde meiner Muse gefunden zu haben, die mir in bedrängten Stunden meines Lebens willig mit Trost und Hülfe entgegenkamen, weil sie in mir einen alten Bekannten sahen, den sie schon lange lieb gewonnen hatten. O, dieser Lohn ist wahrlich mehr werth, als Journallob, das heut zu Tage — möchte ich beinahe behaupten — an lebende Dichter nie anders, als aus trüben Quellen gespendet wird." — (Theil II. S. 55 bis 57.)

Gleich darauf theilt Hr. v. K. ein neues Reiseabentheuer mit (Seite 58 bis 63), wo er durch seine Wachsamkeit großer Gefahr, Mord oder Beraubung entgangen zu seyn wähnt; jedoch erweckt die ganze Erzählung die Vermuthung, als ob diese Geschichte ein Spiel der Phantasie oder eine nicht sonderlich gerathene Fiktion sey. —

Er trifft den 28sten Juli in Moskau ein, und gelangt, wenige Tage nachher, über Twer, Nischnei = Wolofffschok, Nowogorod und Zarskösolo glücklich in Petersburg an. Mit der Schilderung der Freude des Wiedersehens seiner Gattin, seiner Kinder, seiner vertrauten Freunde, verbindet er die Darstellung der Sorge um ihn, und des kummervollen Aufenthaltes, den indeß seine Familie in Esthland gehabt gehabt, bis sie den 17ten Juni a. St. vom Grafen Pahlen benachrichtigt worden, daß der Kaiser den Verbannten nach Petersburg zurückberufen, und auch ihr den Aufenthalt daselbst erlaubt habe. Hier werden die Freunde der Kotzebueschen Familie zu Reval namhaft gemacht und in Kontraß gestellt, mit de-

nen, die des Hrn. v. K. Forderungen und Erwartungen nicht gehörig erfüllten. Besonders wird es dem Gouverneur von Kurland vorgeworfen, daß er sich der Kotzebueschen Familie nicht angenommen, der Frau v. Kotzebue, als sie sich einst bei ihm Audienz verschaffte, artige, nichts bedeutende Dinge sagte und seine eigene Frau mit ihrer Schwangerschaft, die sie hinderte die Unglückliche bei sich aufzunehmen, entschuldigte. — Die Wahrheit aber ist, daß der Gouverneur von Driasen den Herrn v. Kotzebue bei seiner Arretirung und Transportirung mit der ausgezeichnetsten Schonung und Menschenfreundlichkeit behandelte, wie die Erzählung im ersten Theile des merkwürdigsten Jahres, selbst ergiebt; daß er sich aber, mit einer sehr klugen Berechnung seiner officiellen Stellung, weiterhin sehr sorgfältig von der Kotzebueschen Familie entfernt hielt, um so, mit dem besten Erfolge, gefahrlos für diese verlassenen Unglücklichen wirken zu können. Solches politische Benehmen machte der argwöhnische Späherblick des Kaisers nothwendig. —

Unter Freudenscenen mancher Art, die v. K. mit großer Leichtigkeit an einander reiht, verlebte er die ersten Tage seiner Heimkehr zu Petersburg, und sah gar bald die günstige Veränderung seines Schicksals noch erhöht, da er unter dem 13. August a. St., als reichliche Entschädigung für das erlittene Ungemach, durch eine kaiserliche Ukase das in Liefland gelegene Krongut, Worroküll, mit 400 Bauern, geschenkt bekam, wodurch er ein jährliches Einkommen von 4000 Rubeln erhielt. — Diese ausgezeichnete Gnadenbezeugung führt unmittelbar auf die Frage: was denn wohl eigentlich die Veranlassung war, die den Kaiser persönlich bewog, jetzt über v. K. so harte Maasregeln zu verhängen, und ihn dann gleich darauf mit reichen Geschenken zu begaben, beides ohne sichtbare Motive. — Nach dem argwöhnischen Charakter des Kaisers Paul, nach seinem Widerwillen, den er gegen Schriftstellerei hegte, nach der Laune des Augenblicks, die oft wechselnd seine Handlungen entschied, mußte ein Mann, wie Kotzebue, bei einem verbreiteten und höchst zweideutigen Rufe, sehr viel wagen, wenn er die

Gränzen des damals gesperrten russischen Reichs überschritt, und die Warnungen vernünftiger Ueberlegung und rathender Freunde nicht achtete. Diese Unvorsichtigkeit, dieser Leichtsinn, der besonders bei einem sich als zärtlich besorgten Familienvater schildernden Manne unverantwortlich ist, berechtigt zu harten Vorwürfen, wenn v. K. im Verlauf der Geschichte selbst gesteht, daß seine mit sich geführten Papiere, auf deren Schuldlosigkeit er sich sonst so vieles zu Gute that, namentlich sein Tagebuch, Aeusserungen dieser Art enthielten:

„Der Kaiser Franz sey ein sehr gerechter Mann, der nie ohne die strengste Untersuchung einen Angeklagten verurtheile. — Freilich der Kaiser Paul findet es selten der Mühe werth, eine Untersuchung anzustellen.“ — (Thl. 2. S. 109.) V. Kotzebue, der in Wien in dem bösen Rufe eines Jakobiners stand, dem nach seiner Abreise von dort manche feindselige Gerüchte folgten, dessen Name sehr üble Erinnerungen weckte, zog, als er den argwöhnischen Kaiser um Pässe bat, den Verdacht auf sich, daß er als

Emissär, oder als Auflaurer nach Rußland komme, und der Kaiser entschied kurz und gut dahin, daß der Ankömmling einen solchen Wohnort und ein solches Verhältniß im russischen Reiche erhalten solle, wo jeder schädlichen Absicht der Spielraum versagt würde; — er schickte ihn nach Sibirien. — Während dies geschah, trat wieder der Glückstern hervor, der so oft in K—s Leben gerade dann seine Zauberkraft bewährte, wenn ihn Mißgeschick zu verfolgen schien, oder wenn ihn die unmittelbaren Folgen seiner Unvorsichtigkeit trafen: wenn ihn sein Ruf als Schriftsteller nach Sibirien brachte, so bewirkte dieser wiederum auch seine Befreiung. Aus Kotzebue's Schriften kann man Zeugnisse für alles, für demokratische und despotische Ansichten, für die Menschenrechte und für den härtesten Despotismus, für die christliche Religion und für die entschiedenste Irreligiosität, für Geistesfreiheit und für die strengste Fessel des Geistesdruckes entlehnen, und diese Chamäleonnatur mußte bei allen vom konsequenten Wahrheitssinne Verlassenen um so größeres Gefallen ärndten, da ihm für den Augenblick das paßliche

Wort selbst schon zur subjektiven Ueberzeugung genügte.

V. K. hatte mehrere Jahre zuvor das kleine Drama, Peters des dritten alter Leibkutscher, geschrieben, worin des russischen Kaisers Edelmuth gepriesen wird; ein junger Mann Namens Krasmopolski, hatte es ins Rußische übersetzt, dem Kaiser zugeeignet und zugeschickt. Das Stück zog Pauls Aufmerksamkeit auf sich, es gewann seinen Beifall, es erinnerte ihn an den verbannten Original-Verfasser, dessen Name auf dem Titel der Handschrift stand. Die schleunige Untersuchung der Kotzebueschen, in Beschlag genommenen Papiere ward veranlaßt, und dieser fiel in die Hände eines menschenfreundlichen, für die Begnadigung des Unglücklichen sich thätig interessirenden Mannes, der sogar jene für den Kaiser beleidigenden Bemerkungen des Tagebuches durch einen deckenden Dintenstrich völlig unlesbar machte (S. 109), für Kotzebue günstig berichtete und veranlaßte, daß Kaiser Paul mit der Zurückberufung Gnadengeschenke verband. —

Mit dem Danksagungsschreiben, welches der

Glückliche dem kaiserlichen Wohlthäter einschickte, verband v. K. die Bitte, auf das Land gehen und im Stillen die ertheilten Wohlthaten genießen zu dürfen; denn trotz der unverkennbaren Zeichen des allerhöchsten Wohlwollens hatte sich doch der Schrecken seinem Gemüthe so tief eingeprägt daß ihm das Herz klopfte, so oft er einen Senatskourier oder Feldjäger erblickte, und daß er nie ausfuhr, ohne sich reichlich mit Gelde zu versehen, und gleichsam zu einem neuen Exile vorzubereiten*). (S. 115.) Das Gesuch um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland durfte v. K. gar nicht wagen, und selbst die Erfüllung seines Wunsches, sich auf seine ländlichen Besitzungen zurückziehen zu dürfen, wurde ihm ver-

---

*) Diese Sorgfalt war nicht übertrieben, da v. K., noch nicht durch Schaden klug geworden, höchst unvorsichtig, während seines Aufenthaltes in Rußland über dortige Verhältnisse und Ereignisse, Aufsätze entwarf und nach Deutschland an Journalherausgeber z. B. an den Herrn von Archenholz, schickte. Dieser Thorheit rühmt er sich selbst im merkwürdigsten Jahre seines Lebens Thl. 2 Seite 302 und 303.

sagt, indem ihm, mit einem Gehalte von 2200 Rubeln und dem Charakter eines kaiserl. Hofraths, die Stelle eines Direktors der deutschen Hoftruppe angetragen wurde. Jede ausgesprochene Bedenklichkeit oder Weigerung blieb unberücksichtigt, nicht aber die Gegenvorstellung wegen zu großer Geringfügigkeit des Gehaltes; das Einkommen der neu errichteten und von v. K. übernommenen Stelle ward bis auf fünf tausend Rubel erhöhet, ungerechnet der Benefiz-Vorstellungen seiner eigenen neuen Stücke, die er sich noch ausbedung.

Nun war v. K. wieder in seiner Sphäre, deren Dornenpfad die persönliche Vorliebe fürs Theater, die Hoffnung große Ehre zu gewinnen und reicher Lohn hinlänglich vergütigten. Zunächst machte ihm selbst und seinem Censor Adelung die vorgeschriebene strenge Censur viele Noth; nach den speciellen Ansichten des Kaisers durfte in dem Kotzebueschen Stücke Oktovia nicht gesagt werden: „Stirb als ein freier Römer;“ im Epigramme nicht: „daß der Kaviar aus Rußland komme und Rußland weit sey;“ in

den beiden Klingsbergen mußte „Festung“ in „Gefängniß,“ „Hofmann“ in „Schmeichler,“ im Abbé de l'Epée: „Wehe meinem Vaterlande!“ in „Wehe meinem Lande“ verändert werden; letzteres deshalb, weil eine russische Ukase untersagte, sich des Wortes Vaterland zu bedienen. — Nur zu wahr bemerkt Hr. v. K.: „Aus diesen wenigen Beispielen erhellet zur Genüge, wie gefährlich das Amt eines Censors für den, der es verwaltete, und wie drückend es für mich war. Der Herr ꝛc. Adelung konnte mir aber mit dem besten Willen diese Last nicht erleichtern“ (S. 120); hätte er doch zugleich erkannt und sich später bei der Vertheidigung der Beschränkung der Preßfreyheit erinnert, daß, wenn einmal ein unlauteres, die heiligen Menschenrechte gefährdendes Princip von den Machthabern angenommen wird, der Schritt vom unrechtmäßigen Gebrauche der Gewalt zum Unsinn bewußtlos und schnell gethan wird. —

Außer dem inneren Zwiespalte der Schauspieler-Gesellschaft erwuchsen dem neuen Theaterdi-

rektor neue Leiden aus der, zwischen dem deutschen und dem französischen Theater stattfindenden Eifersucht. Die berüchtigte Madame Chevalier, die so ganz des Kaisers Gunst besaß, vertrat und beherrschte das letztere. Doch stand v. K. persönlich sehr gut bei ihr, genoß von ihr viele Artigkeiten und übernahm sogar von ihr den Auftrag, für sie eine französische Oper zu schreiben, die indeß nicht zu Stande, oder vielmehr nicht auf die Bühne kam. Unter so günstigen Verhältnissen hegte er dennoch den Plan, bei erster guter Gelegenheit, um seinen Abschied zu bitten. Diesen Wunsch rechtfertigt das Gemälde seiner damaligen Lage vollkommen; „so weit," sagt er, „hatten es böse Menschen gebracht die das Vertraun eines zu herzlicher Güte geneigten Monarchen mißbrauchten, und ihm überall Schreckbilder aufstellten, die nicht vorhanden waren, ja, an die sie selbst nicht glaubten *)! —

*) Mit welchen Worten des Schmerzes soll der Menschenfreund den Jammer schildern, daß die Erscheinung der irregeleiteten Regenten, die vor dem Schrekkenbilde erlogener Gefahren ihr besseres Selbst ver-

Mit bangen Ahnungen legte ich mich jeden Abend zu Bette; zitternd hörte ich in der Nacht jedes Geräusch auf der Straße, jeden Wagen, der in der Nähe meiner Wohnung anhielt; ich erwachte zu neuen Sorgen, wie ich an diesem Tage jedes Unglück vermeiden wolle; ängstlich fuhr ich auf der Straße, um ja, wenn der Kaiser mir begegnete, zu rechter Zeit auszusteigen; — mit ungewohnter Sorgfalt wachte ich über jedes meiner Kleidungsstücke und über die Art, sie zu tragen; — Weibern von zweideutigem Rufe und Männern von schwachem Geiste mußte ich huldigen; — den unverschämten Uebermuth eines unwissenden Balletmeisters (des Gemals der Madame Chevalier) ertragen; — bei jeder Aufführung eines neuen Stückes zitternd erwarten, ob die immer wachsame Polizei oder die geheime Expedition nicht etwa ein unwillkührliches Vergehn darin entdeckt habe. — So oft meine Frau mit meinen Kindern spatzieren fuhr und etwa einige Minuten über die bestimmte

---

leugnen, sich täglich erneuert, täglich mehr Wirksamkeit erhält!!! —

Zeit ausblieb, zitterte ich, zu erfahren, daß sie nicht schnell genug vor dem Kaiser ausgestiegen, und deshalb, so wie die Frau des Gastwirths Demuth, in ein Polizeigefängniß gebracht worden sey. — Nur selten konnte ich meinen Kummer in den Busen eines Freundes ausschütten; denn alle Wände hatten Ohren und der Bruder traute dem Bruder nicht mehr! — Keine Lektüre konnte mich um die gräßliche Zeit betrügen, denn alle Bücher waren ja verboten *). — Auch die Feder mußte ich wegwerfen, mir selbst durfte ich nichts vertrauen; denn wie leicht konnte man plötzlich mein Portefeuille untersuchen! — Ein Gang in Geschäften, wenn er vor dem Schlosse vorbeiführte, drohete der Gesundheit Gefahr; denn bei dem übelsten Wetter durfte man sich dieser Steinmasse nur mit entblößtem Kopfe nähern. — Der harmloseste Spatziergang gewährte keine Zerstreuung; denn fast täglich begegnete man Unglückliche, die arretirt, oder vielleicht wohl gar

*) Dies ist eine von den Uebertreibungen, die man Hrn. v. K., der immer nur halb die Wahrheit sagen kann, verzeihen muß. —

zur Knute geführt wurden! — (Thl. 2. S. 124.) Der durch solche Umgebungen in Hrn. v. Kotzebue erzeugte Trübsinn verklärt sich aber zu der schönsten Heiterkeit, als er den 16ten December zum Kaiser beschieden, und durch dies unerwartete Uebermaaß großer Gnade erschüttert wird. Er erhält den Auftrag, eine vom Kaiser eigenhändig in französischer Sprache aufgesetzte Herausforderung an die Souverains von Europa zu einem Turnier, in das deutsche zu übersetzen, und genügt diesem Verlangen zur Zufriedenheit Pauls, der die Uebersetzung jener durch die Zeitungen verbreiteten, damals so vieles Aufsehn erregenden Zeilen mit einer reichen, zwei tausend Rubel Werth habenden Dose belohnt. — Mit diesem Ereigniß gewinnt v. K. die seinem Herzen so lange fremd gewesene Ruhe sogleich wieder, denn nun, da er den Monarchen selbst gesprochen und sein edles Herz offen gesehen hat, verschwindet der größte Theil der Furcht. Von nun an liebt er ihn mehr, als er ihn vorher fürchtete, und ist überzeugt, daß eine gewisse Freimüthigkeit, ein offenes gerades Betragen, ohne Kriechen, ohne Niederschla-

gen der Augen dort alles vermochte. „Nur in seine kleinen Eigenheiten mußte man sich fügen, und wie leicht konnte man das! denn zugegeben daß es gerade nicht groß war, die Beobachtung gewisser Kleinigkeiten allzustreng zu verlangen, so war es doch wahrhaftig noch weniger groß, mit Widerwillen in solchen Dingen zu gehorchen, welche das wahre Glück der Unterthanen eigentlich gar nicht störten. — Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine Beweise von des Kaisers Gnade." — (Theil 2. S. 135 u. 136.)

So schnell ändert sich gewisser Menschen Meinung! so leicht ist es, jedem Dinge ein deckendes Mäntelchen umzuwerfen! —

Ueber den Eindruck, welchen Kotzebue's Person bei der ersten Unterredung auf den Kaiser machte, soll sich letzterer gegen seine Gemahlin dahin geäußert haben: „Er sieht aus, wie ein Schuster; aber seine Augen verrathen Geist!" — So erzählt v. K. wenigstens diese damals oft bespöttelte Anekdote im Freimüthigen 1803. Stück 4. Seite 16.

Bald fand sich eine Gelegenheit, durch deren

Benutzung Hrn. v. K. die ihm so lästige Direktion des Theaters aufs Angenehmste erleichtert wurde. Er erhielt vom Kaiser den Auftrag den eben vollendeten Michailowschen Palast, den Paul mit der kaiserlichen Familie bezogen hatte, mit allen darin enthaltenen Kunstwerken und Seltenheiten ausführlich zu beschreiben. Unter dem Vorwande, durch diese Arbeit zu sehr in seiner Zeit beschränkt zu seyn, bewirkte er die Anstellung eines Regisseurs, auf dessen Schultern er nun die drückendste Last der Theaterdirektion werfen und sich manches Aergerniß ersparen konnte. (Thl. 2. S. 143.) So genoß er alle Annehmlichkeiten einer genauen Verbindung mit dem Theater, ohne das Widerwärtige derselben zu haben; er lebte, bei einem reichen Einkommen (er selbst berechnet den nach seiner Zurückberufung aus Sibirien erhaltenen Zuwachs desselben, ohne den Ertrag der Benefizvorstellungen, freie Wohnung und Equipage zu veranschlagen, auf 9000 Rubel jährlich, [S. 107.] —) in einem sehr angenehmen Freundeskreise, war durch die Palast-Beschreibung, bei der er für das antiquarische

Fach von Köhler, für das architecktonische von Brenna und für die Gemälde von den Gebrüdern Kügelgen unterstützt wurde, ehrenvoll beschäftigt, und er erfreute sich der Auszeichnung daß sich der Kaiser fast täglich einige Augenblicke mit der einnehmendsten Freundlichkeit mit ihm unterhielt.

In dieser beneidenswerthen Lage rang Herr v. Kotzebue nach einem Ziele, welches, wenn er es erreicht, seine Eitelkeit gekrönt hätte: er bot alle möglichen Triebfedern auf, um Malteser-Ritter zu werden, und mit dem Malteser-Kreuze dekorirt sich zeigen zu können. Es ist bekannt, wie der Kaiser Paul sich damals an die Spitze dieses alten, berühmten Ordens gestellt hatte; durch die persönliche Gnade des Kaisers glaubte v. K. die Erfüllung seiner Wünsche leicht zu erlangen. Als ihm späterhin dieses Streben nach einem romantischen Ritter-Kostume öffentlich vorgehalten und mit höhnenden Seitenblicken belächelt wurde, mußte er die Sache selbst eingestehn; er versuchte aber, den Vorwurf thörigter Eitelkeit dadurch zu mildern, daß er vorgab:

„Das Malteserkreuz sey ihm von seinem Chef als Belohnung versprochen, für die Beschreibung von dem neuen Palaste des Malteser = Großmeisters. — (Siehe: Kurze und gelassene Antwort des Hrn. v. Kotzebue u. s. w. Berlin 1802 Seite 106.)

Noch am 11ten März (1801), Mittags um Ein Uhr erkundigte sich der Kaiser nach der Palastbeschreibung, hörte mit Wohlgefallen, daß Hr. v. K. deren nahe Vollendung verhieß — und schon am 12ten erfährt der fleißige Autor, beim frühen Erwachen, wie in der verhängnißvollen Nacht Kaiser Paul in die Todtengruft gesunken, sein Sohn Alexander aber auf den glanzreichen Thron des weiten russischen Reichs gestiegen sey. Mit dieser großen Katastrophe waren auch die Traumgebilde verschwunden, die v. K. für zukünftige Gnadenbezeugungen und Belohnungen hegte. Er knüpfte daher an den Tod des Monarchen die Aussicht, nach Deutschland zurückkehren zu können und übergab sein hierauf gerichteres Gesuch am Ende des Märzes dem General = Adjutanten Fürsten Subew. Die Verweigerung der Er=

laubniß bestimmte ihn nun zu der Erklärung, daß er „dankbar gerührt, sich glücklich schätzen würde, Alexandern, dem Liebenswürdigen und Geliebten zu dienen, daß es ihm aber nur zieme, ferner an der Spitze des deutschen Hoftheaters zu stehen, wenn damit eine durchgreifende Veränderung vorgenommen würde." — Letztere zu bewirken, reichte er auf erhaltenen Befehl einen Plan ein, der auf einen jährlichen Fond von sechzig tausend Rubeln basirt war. Diese Forderung, damals zum großen Aerger des Hrn. v. K.'s „gigantesk" genannt, wurde nicht bewilligt. Durch diesen mißlungenen Versuch hinlänglich mit der Stimmung des neuen Kaisers über das deutsche Theater bekannt, erneuerte er die Bitte, um seines Abschied, und erhielt ihn in der letzten Hälfte des Aprils, auf ehrenvolle Weise, indem er zum Kollegienrath ernannt und ihm der fernere Genuß des bisher bezogenen Gnadengehalts zugesichert wurde.

Schon am 29sten April verließ er, „durchdrungen von Dank für den verstorbenen und für den

lebenden Monarchen," Petersburg, und ging durch Esth- und Liefland, zunächst nach Königsberg.

Die Nachrichten von dieser Reise, die den Schluß des merkwürdigsten Jahres seines Lebens ausmachen, beschäftigen sich größtentheils mit Erinnerungen an Personen, mit denen er in jenem Abschiede seines so schnell wechselnden Schicksals zusammentraf, denen er bald den Blumenkranz des freundlichen Dankes, bald die Dornenkrone harter Vorwürfe flicht. Mit beiden gleich vorschnell, wurden hierdurch, wie natürlich, viele seiner Gegner geweckt, denen der leichtfertige Autor schon deshalb ein recht leichtes Spiel machte, da historische Genauigkeit der Erzählung nie seine Sache war, und da der hieraus entstehende Verdacht der Unwahrheit noch vergrößert wurde, durch das immer sichtbare Streben, seiner Persönlichkeit ein Gewicht zu geben. Dem eitlen Mann machten mehrere hierdurch veranlaßte Zeitungsnachrichten und Flugschriften vieles zu schaffen. Besonders eine der Letztern, mit dem Titel: „Nöthige Erläuterungen zu der Schrift des Hrn. v. Kotzebue: das merkwürdigste

Jahr meines Lebens. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1802., und viele Anschuldigungen des Hrn. von Masson veranlaßten ihn zu einer Gegenschrift *), in der er sich von mehreren Personen in und um Reval einige Lebensumstände attestiren läßt, die theils gar nicht zum Gegenstande der gemachten Vorwürfe gehören, theils so gestellt sind, daß man in vollem Ernste einen Mann bedauren muß, der sich dergleichen attestiren zu lassen genöthigt glaubt. Sehr unvorsichtig nannte Hr. v. K. den Bibliothekar Friedrich Adelung zu Petersburg als den Verfasser der eben erwähnten „nöthigen Erläuterungen," und sah sich bald darauf veranlaßt, diese Behauptung als unwahr zu widerrufen. — Wie so oft in seinem Leben hatte v. K. auch bei jenen literarischen Zänkereien das Schicksal, daß die Sentenzen, welche er seinen Widersachern zur Strafe aussprach, ihm selbst

*) Der Titel derselben ist: Kurze und gelassene Antwort des Hrn. v. Kotzebue auf eine lange und heftige Schmähschrift des Hrn. v. Masson. Berlin 1802.

ein hartes Urthel würden, dessen rächender Hand er vergeblich zu entgehen sich bemühte. So sagt er in der „kurzen und gelassenen Antwort," S. 6.: „Ein Mann, der schon einmal der Verläumdungen überwiesen worden, mag ja nachher ein Rieß Papier vollschreiben: er hat unter rechtlichen Leuten *) seine Glaubwürdigkeit, und auch wohl noch sonst etwas, auf immer verloren." —

Den Schluß dieses Abschnittes des Kotzebueschen Lebens mache die Standrede, die er dem von ihm vielfach gepriesenen Kaiser Paul; von welchem nebenbei die schrecklichsten Gräuel nicht verschwiegen werden, hält.

Im zweiten Theile des merkwürdigsten Jahres seines Lebens, Seite 243 und 244 sagt

*) Wohl gemerkt: „Unter rechtlichen Leuten," das heißt unter solchen, denen das heilige Recht die ewige Norm des Urtheils ist; aber diese Rechtlichkeit ist heut zu Tage selten worden, da das schlaffe Spiel der Neigungen und Meinungen die Anerkennung der Tugend und des Lasters dem Wechsel des Augenblikkes unterwirft. —

von Kotzebue: „So ruhe denn sanft die Asche eines Mannes, der wahrlich den größten Theil der Schuld, deren man ihn anklagt, auf seine dornige Lage in früheren Jahren, auf die Begebenheiten seines Zeitalters, und auf die Personen, die ihn umgaben, zurückwerfen könnte; der sich zwar oft in den Mitteln vergriff, das Gute zu bewirken, der aber immer nur das Gute, das Gerechte wollte, ohne Ansehen der Person; — der zahllose Wohlthaten säete, doch aus dem Saamen nur giftige Pflanzen aufschießen sah, die bunt um ihn her blühten, und in deren Duft er verwelkte!" —

August von Kotzebue's Leben.

Viertes Buch.

Berlin. — Seine Reisen. — Sein wechselnder Aufenthalt in Rußland und in Deutschland. — Fernere Schicksale. — Sein Tod. —

Der Kollegienrath von Kotzebue erschien wieder in Deutschland; an Celebrität hatte er durch seine neuesten Schicksale gewonnen. — Je größer das Unglück, welches ein Mann erlebt, je mehr Publicität es erhält, um so lebendiger wird die Theilnahme für denselben aufgeregt. In dem Augenblicke, wo wir ein hartes Verhängniß ihn treffen sehn, fragt man nicht: leidet er schuldig oder unschuldig? ist er mein Freund oder mein Gegner? — Die Sache des Unglücklichen, des Verfolgten ist der Gegenstand allgemeines Mitleids, besonders wenn der Verfolger die Stimme des Zeitalters so wider sich hat, wie Kaiser Paul in der traurigen Verirrung seines Geistes. Kaum verbreitete sich in Deutschland

die Nachricht von Kotzebue's Transportirung nach Sibirien, als auch viele Beweise des thätigen Mitleids sichtbar wurden. So wandte man sich von mehreren Seiten an Preußens herrliche Königin, an Sie, die so gern hülfreich die Hand bot wo sie das Edle fördern, das Elend vermindern, die Thräne des Kummers trocknen konnte, und bat um ihr vielgeltendes Fürwort für den unglücklichen Verbannten beim russischen Kaiser. Wie gern sie es sich zum Berufe machte, zu solchen Zwecken zu wirken, bewies die herzliche Freude, mit der sie, zuerst in Deutschland von der günstigen Wendung des Kotzebueschen Schicksals unterrichtet, die Nachricht von seiner Zurückberufung verkündigte. Eben trat die von ihr immer mit besonderer Huld beschenkte Madame Meyer (jetzige Madame Hendel-Schütz, in der unser Zeitalter seine größte mimische Künstlerin verehrt), zur schönen Königin, um von Neuem ihre vermittelnde Fürsprache zu erbitten, als aus St. Petersburg eingegangene Briefe die Begnadigungs-Botschaft mittheilten. Mit der den Bewohnern

Berlins eigenen Empfänglichkeit für Tages-Neuigkeiten, verbreitete sich die frohe Nachricht, Kotzebue's Name war das Wort des Tages, und zwar zum ersten Male, ohne daß argwöhnische Seitenblicke auf seinen zweifelhaften Charakter geworfen wurden, wie solches namentlich bei der ersten Nachricht von seiner Gefangennehmung an der Gränze Rußlands der Fall gewesen war. Damals argwöhnte man, daß wohl ein bald ins Licht gesetzt werdendes Geniestückchen seiner Weise solche harte Maasregeln veranlaßt haben könne. Als indeß ohne den Erfolg einer gesetzmäßigen Untersuchung, mit der Verurtheilung nach Sibirien der Anfang gemacht wurde, lös'te sich der Verdacht in Mitleid auf.

Diese rege Theilnahme, die man zu Berlin seinem neuesten Schicksale bewiesen, entgingen der Beobachtung des auf seine Persönlichkeit ein gar hohes Gewicht legenden Kotzebue's nicht. Ihrer erinnerte er sich mit Wohlgefallen und Dank, als er den Blick auf Deutschland warf und hier die Wahl eines Wohnortes traf. Zwar kehrte er zunächst nach Weimar zurück und hielt

sich abwechselnd hier und in Jena auf; doch gerade in seiner Heimath konnte nie seines Bleibens seyn, weil er nirgend weniger wohlgelitten war, als hier. Er sorgte dann auch ununterbrochen dafür, daß durch seine zahllosen literarischen Streitigkeiten, durch seine Verlästerungen der neuen Schule, durch unziemliche Schmähungen Göthe's und seiner Kunstfreunde, das Andenken seines eigenen unlauteren Wesens immer neue Anregung erhielt.

Von Kotzebue wählte Berlin zu seinem Wohnorte (1802) und wählte sehr glücklich. Hatte hier gleich Göthe auch seine Verehrer, Schlegel und Tieck ihre Freunde, die Literaturzeitung ihre Leser und die Zeitung für die elegante Welt ihre Korrespondenten, so eröffnete dennoch Berlin für einen Mann seiner Art, die reizendsten Aussichten. Wo anders konnte er eine seiner Eitelkeit völlig entsprechende Aufnahme erwarten, als hier? wo anders zu gleicher Zeit, seinen Neigungen angemessen, so unbeachtet leben? wo anders ein für seine Thätigkeit empfänglicheres Publikum erwarten? Besonders verhießen

ihm die dortigen geselligen Verhältnisse und das National-Theater, welches so eben ein neues Lokale erhielt, vielfachen Genuß. Rücksichtlich des gesellschaftlichen Lebens suchte er vornehme und für den Umgang mässig gebildete Leute; beide mußten von der Art seyn, daß er ohne verletzende Kollisionen mit ihnen fortkommen konnte: die Vornehmen durften nicht durch große Reichthümer unabhängig selbstständig, die Gebildeten nicht der Empfänglichkeit für Kotzebue's Theaterwelt entwachsen seyn. Besonders jenes war in Berlin nicht zu fürchten, wohin sich der großentheils so arme Adel der Monarchie drängt, um in Hof-, Militair- und Staatsbedienungen ein Auskommen zu finden; wo höchstens einige Wohlhabende mit Anstand einen mäßigen Luxus treiben und wo die eigentlichen Zügel des Staatsregiments in den Händen neugeadelter, oder nächstens das Adelsdiplom erwartender, oder gut bürgerlicher Officianten ruhn. Darum giebt es in Berlin höchstens einen Militair- und Officianten-Aristokratismus, welcher letztere seine Verherrlichung in Titeln findet; aber von störendem

Drucke eines hohen, reichen Adels auf das gesellige Leben hat man nichts zu fürchten und dem Kastenstolze der höheren Officianten kann ja der keine Bedienung Suchende leicht aus dem Wege gehn. —

Mit dem, was man in Berlin in den höheren Ständen damals im Allgemeinen Bildung nannte, (— vielleicht auch noch gegenwärtig, obgleich seit der Errichtung der Universität und durch den gewaltigen Druck der Zeit, hierin einige Veränderung sichtbar geworden —) war Kotzebue vollkommen einverstanden; hierin war er ganz zu Hause. Man zehrte häufig von den Ueberresten der wissenschaftlichen Bildung, die die Refügié's auf den unfruchtbaren Boden der Mark verpflanzten, und fand eine vollkommene Geistesberuhigung in dem Rückblicke auf die ruhmvollen Zeiten Friedrichs des Großen. Was besonders deutsche Kunst und Wissenschaft betraf, so hielt man sich an die allgemeine deutsche Bibliothek, die einheimisches Gut und dabei so hübsch verständlich war; in der königlichen Akademie der Wissenschaften führten vorzüglich die Matadore

der französischen Kolonie das französische Wort; die deutschen Mitglieder laborirten, mit wenigen Ausnahmen, an der geistigen Lethargie. In der Nichtachtung der positiven Religion that es Berlin allen übrigen deutschen Städten zuvor; man deckte sich gegen den Vorwurf der flachen, charakterlosen Unsittlichkeit, durch die Berufung auf Aufklärung, so gut es gehn wollte, und verschrie das wahrhaft religiöse Leben als eine böse Reminiscenz aus der vorigen Regierung (Friedrich Wilhelms des Zweiten), aus den Tagen des Religionsedikts. Die königliche Familie bildete in schöner Sittenreinheit einen auffallenden Kontrast mit der Lebensweise der Hauptstadt; der mäßige Glanz des Hoflagers wurde gehoben durch den Ruhm häuslicher Tugenden, welche freilich dem entarteten Lüstling der großen Welt leicht freudenleer erscheinen und den Luxus, in welchem die Künste gedeihen, vermissen lassen. Um so mehr war den Berlinern das Theater ihr Eines und ihr Alles; zu dieser Vorliebe waren sie berechtigt durch die großen Künstler, welche damals die dortige Bühne verherrlichten. Die gefeierten

Namen jener Tage sind abgetreten von der Bühne des Schauspiels und des Lebens; das Andenken an sie aber ist um so unvergeßlicher, je weniger überall der wahre Künstler je ersetzt wird.

So gab es vielfache Beweggründe, die v. Kotzebue nach Berlin hinzogen. Ausser der Stimmung des Publikums für ihn, ausser dem Beifall, welchen man seinen Stücken auf der Bühne zollte, fand seine Neigung zum deutschen Theater noch mehrere Anregungen, die ihm hier den größten Genuß verhießen. Iffland's Verdienst als mimischer Künstler, wurde erhöht durch den Ordnungssinn, durch die Thätigkeit, durch die technische Sorgfalt, vermittelst welcher er die Forderungen an die Theater-Direktion und an die Theater-Regie zu erfüllen strebte. Hatte in dieser Hinsicht bisher ein beschränktes Locale die vielen zu besiegenden Schwierigkeiten vermehrt: so verhieß das mit königlicher Opulenz erbaute neue Theater die Beseitigung manches bis dahin sehr Mangelhaften, und gewann für den Theaterbesuch selbst die Neigung der sonst nicht Schaulustigen. Die günstigen Vorbedeutungen zu einer

ausgezeichneten Aufnahme in Berlin wurden vergewissert, durch das gute freundschaftliche Verhältniß, in dem von Kotzebue zu Iffland, der in den Theaterangelegenheiten beim Hofe Alles, beim Publiko Vieles vermochte, stand. Nach ihrer früheren Bekanntschaft wurde zwischen beiden dramatischen Schriftstellern die persönliche Nähe gegenwärtig leicht vertrautere Freundschaft, da die von Kotzebue so verhaßten Neuerer in Kritik und Kunst, die ihm so vielen Kummer verursachten, auch Ifflands Dramen von einer leicht verwundbaren Seite angriffen, parodirten und die beschränkte Manier derselben mit dem treffenden Spott-Namen der Iffländereien bezeichneten. —

Kotzebue erschien zu Berlin; er gefiel sich und andern, in dem Besitze nicht zu verkennender gesellschaftlicher Talente. Das neue kostbare Nationaltheater wurde mit zwei neuen Stücken seiner Feder (die Kreutzfahrer, ein Schauspiel, und das Zauberschloß, eine natürliche Zauberoper) eröffnet, er erhielt Zutritt in den höheren Zirkeln, die Verleger beeiferten sich seine Manu-

scripte zur Presse und ihm reichliches Honorar darzubringen — und selbst der König zeichnete ihn aus, über Erwarten, indem er ihm ein Kanonikat schenkte, und kurze Zeit nachher ihn, der es in keiner Wissenschaft jemals über das Alltagswissen brachte, zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften machte. Zwar gab letzteres besonders den für witzige Beziehungen so leicht empfänglichen Berlinern manche Aufregung zum Spotte; der Neid ließ sich auch mit manchen Neckereien vernehmen. Dennoch würde v. K. nach allen seinen Neigungen in Berlin höchst glücklich haben leben, und selbst eine gewisse Achtung wieder gewinnen können, wenn er nicht durch mehrere Seiten des in diesem Zeitpunkte herausgegebenen merkwürdigsten Jahre seines Lebens; durch die berüchtigten Streitigkeiten, welche dieses Buch mit Herrn von Masson veranlaßte, Hinweisungen auf seine früheren Sünden natürlich machte, wenn er nicht mit immer neuem Uebermuth die sogenannte neue Schule geneckt, jeden unbedeutenden Stein des Anstoßes aufgenommen, in die nutzlosesten Zänkereien mit der Zeitung für die

elegante Welt sich eingelassen und seine jetzt begonnene Zeitschrift, den Freimüthigen, mit Klätschereien mancher Art, besonders über Weimar und gegen Göthe erfüllt hätte. Er hatte und behielt zwar immer ein Publikum für sich, besonders in den, ihm durch korrespondirende Flachheit geistesverwandten, höheren Ständen. —

Seine sich bis zum Schlusse seines Lebens hin immer mehr erweiternde Schriftstellerthätigkeit gleicht den Uebungen eines Schützen, der zwar bei jedem Schusse sein Ziel besser treffen lernt, dessen Pulvervorrath sich aber auch natürlich mit jedem Schusse verringert. Da ihm der Beifall Alles war, so meinte er, und lebte sich in diesen Glauben immer mehr hinein, er sey auf rechtem Wege und habe es gut gemacht, wenn er eine Menge Zuhörer um sich sah. Je mehr Stücke er aufs Theater brachte, um so mehr hielt er seine Herrschaft auf der deutschen Bühne gesichert, gleich den Regenten, die ihre Regierungsmacht nicht anders zu offenbaren wissen, als durch viele Gesetze, die, eines immer noch unvollkommener als das andere, sich wechselsweise halten sollen. —

Es mag dennoch nie verkannt werden, daß v. K. fortwährend durch die Leichtigkeit und Lebendigkeit seines Dialogs, durch eine höchst gewandte Benutzung des scenischen Lebens, für die Ausbildung der gesellschaftlichen Sprache, für die Beseitigung des Theaterpedantismus der Deutschen und für die Möglichkeit einer deutschen komischen Nationalbühne wirkte; wie er denn für letztere, gerade in diesem Zeitpunkte seines Lebens, in seinen deutschen Kleinstädtern, seinen Beruf am deutlichsten offenbarte. Wie er es aber von hier an immer bequemer fand, die Künstlerbahn zu verlassen, sich in der Rolle eines dramatischen Spaßmachers zu gefallen, in der Vielschreiberei sein Glück zu versuchen, hierzu hat er es an Zeugnissen nicht fehlen lassen; wie er so tief und immer tiefer sank in Gemeinheit und Unsittlichkeit; wie er endlich seinem Publiko und sich selbst alles bieten durfte, davon giebt eines seiner letzten Lustspiele, der Rehbock, einen, unser Zeitalter in der That brandmarkenden Beweis. — — —

Wenn v. K. so den Mangel an Künstler=

und Charaktergehalt an den Tag legte, so wurden ihm natürlich hierdurch der kleinere, aber bessere Theil des Publikums abwendig gemacht, und der Rücktritt dieses wirkte nicht sowohl nachtheilig auf seine Celebrität, als auf die Bezeichnung seines persönlichen Werthes. Hiergegen konnte er sich auch nicht dadurch sichern, daß er in der Unterhaltung der Gesellschaften die Rolle der resignirten Bescheidenheit, gegen die sein Schriftstellerleben laut genug sprach, annahm. So erinnert sich der Biograph ihn oft beobachtet und abgeschliffene Unterhaltungsgabe an ihm bewundert zu haben, die gewiß seiner Leidenschaftlichkeit viele Anstrengung kostete. — K. kam öfter nach dem Schauspiele in einen Theezirkel, der aus Herrn und Damen bestehend für Kunst und Literatur vielen Sinn hatte und im Ganzen genommen wenige seiner Verehrer zählte. Hier trat er einst ein, nachdem er eines seiner Schauspiele, bei sehr gefülltem Hause und manchem Beifallszeichen, hatte aufführen sehn. Das Gespräch knüpfte sich an die Vorstellung, und von mehreren Seiten wurde ihm geäußert: daß es

ihm doch zu großer Genugthuung gereichen müsse zu sehen, wie auf allen Bühnen Deutschlands seine Stücke eine so große Anziehungskraft für das Publikum hätten; worauf er denn erwiederte: daß dieser scheinbar hohe Gewinn in der That ein sehr geringer sey, und daß er ihn allein dem Umstande verdanken müsse, daß die bessern Köpfe Deutschlands sich entweder dem dramatischen Fache nicht widmeten, oder es verschmähten, fürs Publikum zu schreiben. —

Solcher resignirter Aeusserungen ungeachtet, machte es ihm doch manchen unfreundlichen Eindruck, daß um diese Zeit gerade A. W. Schlegel nach Berlin kam, seine Kunstansichten unter großem Zulaufe in Vorlesung entwickelte, in vielen Köpfen neue Ansichten weckte und eine ernstere Würdigung der Erscheinungen der Literatur in Anregung brachte; auch erschien Schlegels Jon auf der Nationalschaubühne (den 16ten Mai 1802), ward mit großem Interesse gesehen, aber nur einmal wiederholt, und verschwand dann, unbekannt aus welchen Ursachen, für immer aus dem dortigen Repertoire. — Zuweilen konnte es

von Kotzebue nicht vermeiden, mit Schlegel und seinen Freunden persönlich zusammenzutreffen, welches dann für Beobachter ganz eigene Scenen gab. Daß hier die Zänkereien der Schriftstellerwelt nicht in Anregung kamen oder fortgeführt wurden, lag in den ersten Pflichten des guten Tones; doch konnten die geschlagenen Wunden ohnmöglich ganz vergessen werden. Hier zeigte sich denn v. K. immer sehr befangen, der ihm sonst so leicht zu Gebote stehende Witz verließ ihn; er wich aus, wo er nur wußte und konnte. So traf er einst beim Eintritt in das Zimmer einer geistvollen Dame einen solchen Gegner; ganz verlegen suchte er den Faden eines Gesprächs zu gewinnen, indem er wiederholt auf das damalige kalte Winterwetter zurückkam. — „Darüber beklagen Sie sich mit Unrecht, Herr Kollegienrath!" erwiederte Jene, „Sie haben Sibirien besucht, und nun kommt Sibirien nach Berlin, um Ihnen die Gegenvisite zu machen!" — v. Kotzebue schwieg und entfernte sich nach kurzer Zeit sichtbar beleidigt. —

Wenn er von den Witzeleien anderer öfter

leiden mußte, so gewährte es ihm um so mehr Genuß, die empfangene Gabe wieder zurückzugeben. Der Gelegenheit, einem Witze freien Lauf zu lassen, konnte er nicht leicht widerstehen; darum verwundete er nicht selten Schuldlose. So schrieb aus einer kleinen Garnison das Officierkorps an ihn und bat ihn um Zusendung und Ueberlassung eines kleinen dramatischen Familiengemäldes, welches sie selbst auf einem Privattheater am Geburtstage ihres Chefs aufzuführen gedachten. — Er sandte ihnen hiernächst, ohne weitere Zuschrift, ein Exemplar der deutschen Kleinstädter und erzählte mit großem Wohlgefallen den verübten Muthwillen. —

Einen offenbaren Nachtheil hatte Berlin davon, daß v. K. mit so vieler öffentlicher Auszeichnung aufgenommen war. Wenn man dort darauf bedacht war, den Glanz des preußischen Staates zu vermehren, indem man ausgezeichnete Männer des Auslandes berief, so wurden diese an der Annahme solcher ehrenvoller Anträge durch die vernünftige Betrachtung verhindert, daß es doch wohl ein gar gewagtes Unternehmen sey, in eine

Sphäre einzutreten, in welcher man an Kotzebue so ganz seinen Mann gefunden zu haben schien. — Manche vertrauliche Aeusserung Schillers muß wenigstens hierauf gedeutet werden. —

Zwischen Freude und Leid inne stehend, hatte v. K. das Unglück, daß seine Gattin häufig kränkelte; ihr bekam das Berliner Klima um so schlechter, je besser es ihm, im Ganzen genommen, zusagte. Sie besuchte gar keine Gesellschaften, sondern widmete sich der Pflege ihrer kleinen Kinder und den Pflichten der Hausfrau.

Als Vater zeigte v. K. immer den Seinigen die Anhänglichkeit, welche dem menschlichen Gefühle so natürlich ist. Mit Verleugnung seiner Persönlichkeit für sie zu wirken, durch nähere Beschäftigung mit seinen Kindern an deren Bildung zu arbeiten, mit ihrem Leben auf wahrhaft väterliche Weise vertraut zu werden, dazu mangelte ihm die feinere Moralität und die ernstere Charakterstetigkeit. In der kurzen Tageszeit, die er mit seinen Kindern verlebte, freuete er sich ihres Anblickes und Wohlseyns; die eigentliche Sorge für sie blieb der Mutter und Andern über-

lassen. Wuchsen die Söhne heran, so brachte er sie in die Kadettenhäuser zu Petersburg und Wien; die Töchter lebten mit der Mutter; Kotzebue selbst gehörte, mit seiner großen Geschäftigkeit, der Schriftstellerwelt, dem Theater, der Gesellschaft. Es steht nicht zu vermuthen, daß er in den letzten Jahren seines Lebens hierin wesentliche Abänderungen traf, denn seine übrige Lebensweise blieb fortwährend dieselbe. Nur dadurch, daß er bei dem beständigen Wechsel seines Wohnorts und seiner äussern Verhältnisse, auf Reisen und unter Zerstreuungen jeder Art, jene festhielt, ist es erklärlich, daß er die Zeit gewann, um sich als äusserst produktiver Schriftsteller auszuzeichnen.

V. K. pflegte regelmäßig vor fünf Uhr des Morgens aufzustehn und ununterbrochen, beim Genuße des Kaffees Taback rauchend, an seinem Schreibtische zu arbeiten, bis elf Uhr. Dann wurden Besuche gegeben oder angenommen, Theater- und Leseproben gehalten, Spatzierfahrten gemacht, u. s. f. — Nach Ein Uhr ging er zu Tisch, am liebsten aß er im Kreise seiner Familie,

für die Mittagsmahlzeit nahm er nicht gern Einladungen an. Nach einer kleinen Siesta war der Nachmittag wieder der Arbeit und Lectüre gewidmet, der Abend ganz dem Theater, dem gesellschaftlichen Leben und häuslichen Zirkeln. Sommerabende brachte er gern im Freien zu; in den Winterabenden war ihm das Kartenspiel eine angenehme Zerstreuung. Er machte gern eine Partie Whist oder Boston, und gewann solchem Spiele ein großes Interesse ab, weshalb ihn auch anhaltendes Unglück oder Fehler der Mitspieler leicht verstimmen konnte, nicht des pekuniären Verlustes halber, denn er war nicht geizig. War er in einer Gesellschaft so nahm er an jeder frohsinnigen Unterhaltung mit vieler Empfänglichkeit Theil. Spätestens um elf Uhr ging er zur Ruhe. Er hatte Sinn für die Freuden der Tafel; hielt viel, nicht sowohl auf zahlreiche, als auf gut zubereitete Speisen; er war aber im Essen und im Trinken mäßig und wußte zuweilen den Genuß durch Entbehrung zu würzen. Die Eleganz seiner Umgebungen war ihm viel werth, auffallende Vernachlässigungen hiergegen

konnte er mit bitterem Witze rügen. Wie er haus-hälterisch war mit seiner Zeit, so war er es mit sei-nem Vermögen, ohne geizig oder habsüchtig zu seyn; er war mitleidig und mildthätig, schon deshalb, um jeden unangenehmen Eindruck aus seiner Seele zu entfernen. Leicht dem Unwillen preis gegeben, leicht für Versöhnung empfänglich, konnte ihn niemand eigentlich hassen, der ihn mit Unbefan-genheit länger beobachtete. —

Im Jahre 1803 verlohr v. K. seine zweite Gattin Christine geb. v. Krusenstern. — Welches zweifelerregende Licht auch das Gerücht auf v. K—s. erste ehliche Verbindung und das hinterher von ihm so hochgepriesene Glück derselben zu werfen suchte, darüber ist man einig, daß er mit dieser zweiten Gattin im Allgemeinen in einem genuß-reichen häuslichen Verhältnisse lebte, welches selbst durch seine Neigung zu manchen Liebesaben-theuern nicht bedeutend gestört wurde. — Der Verlust der treuen, duldsamen, stets häuslich sorglichen Lebensgefährtin war gegenwärtig für ihn um so größer, da der Kreis seiner Kinder zahlreicher war. Doch wußte er, für seine eigene

Erheiterung bedacht, die Vatersorgen zu beseitigen, und suchte Zerstreuung auf einer Reise nach Paris, wohin er ja auch schon beim Tode seiner ersten Gattin gewallfahrtet war. Seinen Freimüthigen übergab er indeß dem zum Mit-Redakteur angenommenen Garlieb Merkel *), der mit schriftstellerischen Sudeleien in Berlin seinen Broderwerb suchte. Dieser Verbindung, die mit einem schlechten Federkriege endete, schämte er sich späterhin mit Recht; aber mit großem Unrechte schrieb er gegen den Famosen ein stachelloses dramatisches Pasquill, unter dem Titel: Gottlieb Merks, Egoist und Kritikus. (Almanach dramatischer Spiele. Jahrgang 1810). Kotzebue reis'te in der Gesellschaft des Musikdi-

*) Wen eine Charakteristik dieses verschollenen Autors interessiren könnte, findet sie in der Recension seines neuesten Werkes, in der allg. Hallischen Lit. Zeit. 1819. Februarheft, Stück 44 bis 46. — Im zweiten Jahrgange der Biene, 1809, weis't von Kotzebue Seite 215 ff. nach, daß Merkel, als Mitredakteur des Freimüthigen, für ihn 78 Thlr. Honorar empfangen, davon aber 50 Thlr. für sich behalten habe. —

rektors beim Nationaltheater zu Berlin, jetzigem Kapellmeister Weber, im Herbste desselben Jahres nach Paris ab, und machte unmittelbar nach seiner im März 1804 erfolgten Rückkunft wie er auch schon dreizehn Jahre früher gethan, Mittheilungen aus seinem Reisetagebuche bekannt. Vergleicht man diese Erinnerungen aus Paris (Berlin 1804. bei Frölich.) mit der frühern Flucht nach Paris, so läßt sich nicht verkennen, daß v. K. gegenwärtig weit besonnener und anständiger redet, als damals, daß er, wenn auch seine schon bekannte Individualität zuweilen Mißtöne herbeiruft, dennoch im Ganzen genommen mehr Sittlichkeit vermuthen läßt. Anstatt des früheren Gewimmers über den Tod seiner ersten Frau, der mit sehr rohen Aeusserungen widrig kontrastirt, deutet er hier eine Wehmuth an, die jedem Schmerze einen lauteren Charakter giebt. So schreibt er in der Bergstraße an eine Freundin: „Sie sehen, ich dachte, wo ich nur fühlen sollte: ein Beweis, daß selbst diese Zauber der Natur, von welchen der Reisende einen ganzen Tag lang umweht wird, mir noch keinen

reinen Genuß gewährten. Ach! was ist Genuß ohne Mittheilung. — Der gute gebildete Mensch kann nicht allein genießen. Alles, worauf ich in meinem Leben mich am meisten gefreut habe, Alles was in meinem Leben mir die meiste Freude gemacht hat, ging immer von Andern aus, oder zu Andern über. In dem Auge eines geliebten Gegenstandes Vergnügen schaffen, ist ja wohl wahrhaftig ein göttliches Vergnügen; denn, der uns schuf, kannte kein andres. — Ich, der ich nichts mehr habe als die Erinnerung, der ich noch obendrein alle Augenblicke die Vernunft mit Ketten nachsenden muß — ich verließ die schöne Bergstraße, wie ein Tauber ein Concert." —

Als Erzähler entfaltet v. K. in diesen Erinnerungen das Talent, auf eine sehr glückliche Weise die Züge des gesellschaftlichen Lebens aufzufassen und leicht aneinander zu reihen; es ist nicht uninteressant, bei dieser Anerkennung das Kotzebuesche Werk zusammen zu stellen mit den kurze Zeit nachher erschienenen vertrauten Briefen über Paris, die der geistvolle, aber gleichfalls viel von der egoistischen Eitelkeit leidende Kapell-

meister Reichardt herausgab. Da diese Vergleichung nicht ganz zu Kotzebue's Nachtheil ausfällt, so ist schon hieraus abzunehmen, daß er sich nicht, wie früher, darauf beschränkt, fast ausschließlich bei Theaternachrichten und beim Zusammentreffen mit Freudenmädchen zu verweilen. — Die Schilderung der Straßen von Paris und die daran gereihten skizzirten Gemälde sind in der Lebendigkeit des Vortrags dem Besten zuzuzählen, was unser Schriftsteller gegeben hat; dagegen kann die Art, wie er über die Kunstwerke und Kunstsammlungen redet, Wenigen genügen und nur seine völlige Unkunde des Werthes höherer Kunstbestrebungen offenbaren. Dieses ist leicht zu übersehen, da er seine Meinungen anspruchslos vorträgt und seltener, als sonst, sich beikommen läßt, Muthwillen gegen die zu verüben, die wie Göthe, Schlegel, Tieck u. s. f. mit ihrem Wollen und Wirken ausser der Sphäre seines Gesichtskreises stehen. —

Als bemerkungswerth in Hinsicht der Mittheilungen Kotzebue's mag erwähnt werden, daß er hier, wahrscheinlich ohne sich seiner eige-

nen Persönlichkeit zu erinnern, ausruft: „Ja wohl! ist der krasseste Egoismus ein Zeichen unserer Zeit!“ (Seite 26.), daß er von der Bonaparteschen Familie und besonders vom ersten Konsul, dem er vorgestellt wird und den er öfter spricht, mit großer Verehrung redet, und daß er zwischen dem letztern und zwischen dem von ihm hochgefeierten Kaiser Paul viel Charakterähnlichkeit findet. Zwar sieht er die Keime des sich entfaltenden Despotismus, den er aber nur in sofern rügt, als er sich in der, späterhin von ihm so lebhaft empfohlenenen, Beschränkung der Preßfreiheit offenbart. So sagt er noch am Ende seines Buches (Seite 590.): „Den Schluß der in meiner Schreibtafel gezeichneten Bemerkungen macht eine gerechte Rüge. In den letzten Tagen meines Pariser Aufenthaltes erschien ein Werk von Pigault le Brün, in zwei Bänden, le Citateur genannt, welches sehr viel Aehnlichkeit mit Voltaire's Bible enfin expliquée hat, auch vielleicht ganz daraus geschöpft worden ist; folglich enthält es die abscheulichsten Schmähungen gegen Religion und Bibel. Dazu

hat sich der Verfasser ohne Bedenken genannt, der Buchhändler Barba hat es ohne Bedenken verlegt, die Censur hat es ohne Bedenken drucken lassen, und die Polizei erlaubt es ohne Bedenken, daß es öffentlich im Palais royal verkauft werde. Die gröbsten Lästerungen gegen Christus sind also in Paris erlaubt; aber es unterstehe sich Einer auch nur Eine Zeile gegen — zu schreiben, wenn er nicht etwa neugierig ist, die Ufer von Cayenne zu sehen." —

Im Frühjahre 1804 verließ von Kotzebue Frankreich, durchreis'te Deutschland und besuchte seine Besitzungen in Lief- und Esthland. Hier warb er um die Hand des Fräulein — von Krusenstern, einer nahen Verwandtin seiner zweiten Gattin, die, wie man sagt, auf dem Todtenbette ihm diese Wiederverheirathung ans Herz legte. Seine Wünsche wurden erfüllt; der Verlobung folgte schnell das Hochzeitsfest und unmittelbar nach demselben, begann er an der Seite seiner dritten Gattin eine Reise aus Liefland, über Riga, Berlin, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, durch Tyrol nach Italien, wo er in Rom und

Neapel verweilte, weshalb die von ihm im nächsten Jahre herausgegebenen Erinnerungen an diese Reise (Berlin bei Frölich, 1805, drei Bände.) über diese Städte und ihre Umgebungen ausführlich reden. Den Eingang seines Buches beginnt er mit fast orientalem Dichterfluge, in dem er den Preis des Kaisers Alexanders, den er kurz vor der Abreise zu Reval sprach, verkündet — „Alexander — ich meine nicht den gewaltigen Reisenden, der in großer Gesellschaft die Welt durchstrich, und endlich gar eine Brücke in den Mond hinaufbauen wollte; ich meine den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten sie von ihm, wohl gern eine Brücke herunterbauen mögten — auch Alexander ist in diesem Jahre durch seine deutschen Provinzen gereis't (— dies ist nämlich die nahe Veranlassung die den Hrn. v. K. bestimmt von jenem Monarchen zu reden: er will in diesem Jahre reisen und der Kaiser ist gereis't —), freilich nicht, wie ich, um Blumen zu pflücken, sondern, wie es ihm gebührt, um Früchte zu sammeln, die im Strahl seiner Frühlingssonne zu reifen beginnen.

Nicht Liebe mögte ich es nennen, sondern Leidenschaft, die man in Esth= und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich blos was ich selbst sah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge lös't sich, sobald sein Name genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bei seiner Abreise Thränen geflossen sind, wie man sie um einen scheidenden Geliebten weint, — — ich breche lieber ab, denn kalt von ihm sprechen kann ich nicht, und meine Wärme soll niemand mißdeuten. — Heil der Mutter die ihn gebar! u. s. w. (Thl. 1. S. 7 bis 9.)

Noch einige Blätter verweilt der Erzähler in Lief= und Esthland, hebt es besonders heraus, daß einige Letten gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft sollen protestirt haben, besteht am Peipussee ein Gewitter, sieht in Dorpat Studenten mit Helmen, denen er die Weisung giebt, über dem Helm die Eule nicht zu vergessen, und belächelt den Rektor der Universität, der einen Federhut tragen, sich aber nicht Etatsrath nennen lassen darf. — Dann geht es, unter Beifü=

gung einer besondern Nachricht über die Extraposten in den durchflogenen Ländern vorwärts, so rasch, als es der Postillon zuläßt, aber nicht so rasch, um nicht einige beiläufige Bemerkungen zum Besten zu geben, und besonders Göthen den Rath zu ertheilen, daß er jedesmal beim Zujauchzen des Publikums aufträte, und bescheiden ausriefe: gewesen! (Seite 57). Schnell genug ist er in Italien und da beginnen seine ausführlichen Mittheilungen, über deren Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit und zuweilen offenbaren Unverstand ihm nichts anzuhaben ist, da er schon in der Vorrede jeden möglichen Vorwurf zu beseitigen weiß: „Mein Aufenthalt in Italien war zwar nur kurz; doch wüßte ich nicht, warum das eben den etwannigen Werth meiner Urtheile verringern sollte. Die Gabe zu beobachten, ist eine Naturgabe; wer sie nicht mitbringt, wird sie auch in Jahren nicht erwerben. Die meisten Dinge sieht man entweder gleich beim ersten Male recht, oder nie. Das wirklich Auffallende, wirklich Bemerkenswerthe, zeigt sich beim ersten Ueberblick, und ich möchte fast sagen: nur

beim ersten. Hat das Auge sich einmal an die Gegenstände gewöhnt, so ist der scharfe Blick schon verloren. Auch ich habe die berühmtesten Kunstwerke zwei- und mehrere Male gesehen, doch immer gefunden, daß mein erstes Gefühl am frischesten, am durchdringendsten war. Darum suchte ich auch immer diesen Eindruck festzuhalten, und wenige Stunden nachher auf dem Papiere zu schildern. Wer indeß mein Buch blos als eine Sammlung von flüchtigen Bemerkungen betrachten will, der thue es immerhin; die flüchtigen Bemerkungen sind nicht immer die schlechtesten!" —

Aber oft!! —

Von dem, was von Kotzebue über Italien, Kunst und Kunstwerke sagt, oder vielmehr schwatzt, — keine Zeile; nur die Bemerkung darf nicht verschwiegen werden, denn sie ist für sein inneres Leben charakteristisch, daß er durch das ganze, drei Bände starke Werk hindurch, immer wieder darauf zurückkommend, mit dem petulantesten Muthwillen bei Allem verweilt, was auf positive Christuslehre, auf Legenden, Martyrergeschichte,

Kirchen- und Priesterthum hindeutet. Hier zeigt er seine Fertigkeit in allgemeinen, unbestimmten halbwahren Wendungen, Wortspielen, Späßchen und witzigen Einfällen, das der christlichen Welt Heilige zu verspotten. Hier ein Beleg mit seinen eigenen Worten: „Wenden wir uns lieber rechter Hand, wo vom Tempel des Friedens noch drei herrliche Bogen stehen. Das prächtige Säulengewimmel ist freilich verschwunden. Nur eine einzige entging der Zerstörung. Und was hat man mit diesem kostbaren Ueberreste angefangen? — Ei nun, Papst Paul V. hat die Säule vor der Kirche Maria Maggiore aufgerichtet und eine unbefleckte Jungfrau" (— die oft der Gegenstand seines Spottes wird —) „hinaufgestellt. Seltsam, daß eine Säule des Friedenstempels vom eigensinnigen Schicksale bestimmt wurde, die Mutter des Mannes zu tragen, dessen Lehre einen endlosen blutigen Krieg veranlaßte." — (Seite 196.) Also: die Lehre Christi hat die endlosen blutigen Kriege veranlaßt? — Ein Mann der selbst Religion hat, oder, der mit einigem moralischem

Sinne, die Religion seines Mitmenschen als solche achtet, würde gesagt haben: Menschen, die sich Gläubige der Lehre Christi nannten, veranlaßten blutige Kriege; aber der himmlischen Lehre der Liebe und des Friedens das beizumessen, was Verblendung und Leidenschaft der Sterblichen verschuldete — ist — — doch nein! es braucht kein Fluch über solches Verbrechen ausgesprochen zu werden. — Näher liegt es, den Unglücklichen zu beklagen, der der hohen Freuden des religiösen Lebens entbehren mußte. — Hiervon überall Zeugnisse: Thl. I. S. 107 u. 108 lies't man: „Eine andere junge Nonne — entsprang vor Kurzem, und — man denke sich den frommen Abscheu der alten Urselinorinnen, die verstohlenen Seufzer der jungen Nonnen — heirathete wenige Tage nachher einen Soldaten vom Regiment Jordis, dessen Kommißbrod ihr besser schmeckte, als die klösterlichen Leckerbissen. Jetzt soll die vormalige Braut Christi Hoffnung haben, bald ein lebendiges Kind an den mütterlichen Busen zu drücken. Vielleicht hat sie einmal davon gehört, daß der gottlose Voltaire behauptete, der Vater

ihres himmlischen Bräutigams sey ein lockerer römischer Soldate gewesen.“ — Thl. II. S. 106 sagt er: „Diese Münzen (des alten Syrakus) können für das älteste Modenjournal auf dem Erdboden gelten. Möchten es doch die Christen mit ihrer heiligen Jungfrau eben so gemacht haben, so hätten wir die vollständigsten Modeberichte von achtzehn Jahrhunderten, und die Madonna würde sehr erbaulich, bald mit der Fontange, bald mit einem Bonnet à l'Eulalie erscheinen. Das wäre doch wahrlich passender, als die augsburgischen Allongen-Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten sicilianischen Münzen, sich plötzlich in christliche Zeiten versetzt, wenn man das Kreutz in mancherlei Gestalt gewahr wird; dieses Kreutz ist aber egyptischen Ursprungs — daß doch die Christen so gar nichts Neues erfunden haben!“ — Thl. III. S. 17: „Indien ist ganz mit Gold gemalt (auf einer geographischen Karte im vatikanischen Palast zu Rom). Die Inschrift sagt: es sey ein Land wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöser geboren sey. — Welcher? Christus oder Wisch-

nu? denn bekanntlich ist Christus nur eine Nachahmung von Wischnu." —

Da Italien an Monumenten der durch Andacht verherrlichten Kunst und des christlichen Glaubens so reich ist, so kann man leicht erachten, wie oft Herr von Kotzebue Gelegenheit sucht und findet, in solcher Manier seine Glossen zum Besten zu geben und sich selbst zu schänden, indem er verächtlich vom Christenthume redete. Räthselhaft aber könnte es Manchen dünken, daß dieser irreligiöse, unmoralische Schwätzer in einem Zeitpunkte so viele beifällige Zuhörer finden konnte, wo es auf anderer Seite schien, als ob die ewige Heiligkeit des christlichen Glaubens selbst in dem protestantischen Deutschland sich von Neuem offenbare. — Doch auch für die, welche an seinem gegen das Christenthum ausgesprochenen Hohn etwa Aergerniß nehmen, ihm darüber Vorwürfe machen, ihm deshalb ihre Gunst entziehen wollten, hat er eine Entschuldigung, die mit der Jämmerlichkeit der zu beschönigenden Ruchlosigkeit gleichen Schritt hält. — Er läßt sich in der Vorrede (S. 5. ff.) also vernehmen: „Doch einer

Mißdeutung muß ich vorbeugen. Ich habe leider so oft Gelegenheit gefunden, über Pfaffengeist und Aberglaube (Nur über diese? —) zu spötteln, daß ein flüchtiger oder übelwollender Leser wohl auf den Einfall gerathen könnte, ich hätte die Religion selbst angreifen wollen. Gegen diese Beschuldigung halte ich für nöthig, mich feierlich zu verwahren. Von der Nothwendigkeit einer positiven Religion ist niemand überzeugter, als ich; Gesetze binden nur, Religion kettet die menschliche Gesellschaft zusammen, sie ist die Philosophie des Volkes, ihm ein Stab in Leiden, ein Hoffnungsstern im Unglück, ein Schild gegen die Schrecken des Todes; durch Religion erhalten die Bande der Natur für den sinnlichen Menschen eine Weihe; sie ist oft Schöpferin, öfter noch Erhalterin des nothwendigsten Glücks auf Erden, des Familienglücks; wehe also dem, der ihre Freuden und Tröstungen dem Volke rauben möchte! — aber wenn Pfaffen den Hang des Volkes zum Uebersinnlichen mißbrauchen, um in dem dicksten Aberglauben es zu verstricken; wenn sie die Religion blos zum Werkzeug ihrer Habsucht und

Herrschsucht herabwürdigen, weil sie Mährchen auf Mährchen häufen, jedes Aufstreben unterdrücken, jedes Lichtlein verlöschen, damit es ihre Ignoranz nicht beleuchte; wenn sie vom Schweiße des Volkes sich mästen, mit dessen Blute ihre feisten Wangen färben; wenn sie auf dessen zertretenem Gehirne thronen, und die dümmste Dummheit ihnen noch nicht dumm genug ist, — ja dann ist es erlaubt, gegen diese Brut zu donnern; sie hat nichts mit der Religion gemein. Diese ehre ich, wie sichs gebührt, und Gottlob! es giebt noch Priester derselben, die Ehrfurcht und Liebe verdienen; ja ich selbst zähle unter meine besten Freunde einen katholischen Priester. — Vielleicht würde ich überhaupt diese, von Voltaire und andern eigentlich längst erschöpfte Materie gar nicht berührt haben, wenn wir nicht gerade in einem merkwürdigen Zeitpunkte lebten, wo eines der größten Genies unseres Jahrhunderts — vom Vertraun auf sich selbst verlassen, weil Bewußtseyn reiner Seelengröße es verließ, den morschen Stab des Aberglaubens fast ängstlich ergriffen hat, und ihn so schwer auf den Nacken des Vol-

kes drückt, daß es hastig dem lichten Tage den Rücken kehrt, um mit verschlossenen Augen in die finstere Nacht des dreizehnten Jahrhunderts zurückzulaufen. Darum ist das oft Gesagte wiederum ein Wort zu rechter Zeit, und Jeder, der dem Aberglauben die Larve vom Gesichte, die elenden Lumpen vom Leibe reißt, thut Recht; kein Unbefangener wird ihn beschuldigen, er habe die Religion antasten wollen." —

Wie paßt dieses Geschwätz, mit allen den unbestimmten, halbwahren und verzerrten Zügen, zu den eben beigebrachten Zeugnissen, die die Entwürdigung der christlichen Kirche so offenbar zum Zwecke haben? — Wenn v. K. in seinen Schauspielen dagegen nicht selten, — zwar nie eine religiose Sinnesart — doch eine gewisse Achtung für die christliche Offenbarung ausspricht, so darf ihm dieses durchaus nicht als persönliche Ueberzeugung beigelegt werden: denn es ist nichts, als Dekoration der Theaterrolle. Jene, in seinen Schauspielen, in Sentenzen, Tiraden und Gesprächen, wo es Schlag um Schlag geht, gepredigt werdenden Ansichten haben ihn oft mit sich

selbst in Widerspruch gestellt; wird hier die Sittlichkeit empfohlen, so sagt er: „Seht dies ist meine Ansicht, dieses mein Verdienst; so bemühe ich mich die Tugend zu lehren;“ wenn er aber Laster, Völlerei, Unwahrheit, Schlechtheit beschönigend, entschuldigend und Beifall winkend, auftritt, so muß die Charakterzeichnung der aufgeführten Person die Schuld tragen. — Also haben die Klugen dieser Welt ihre Rechtfertigung immer in Bereitschaft; sie unterlassen nicht, sich selbst da zu vertheidigen, wo keine Vertheidigung von Nöthen war, und bestätigen das Voltaire'sche: Qui s'excuse, s'accuse; wo dagegen keine Entschuldigung etwas fruchtet, vermerken sie es gar übel, wenn man es mit ihnen so streng nehmen will, und sind bei der Führung der Rede wenigstens nicht um das Wort verlegen. —

Daß v. Kotzebue hiernächst daheim, wie auf der Reise, sich oft angeregt findet, seine Wuth gegen Göthe, gegen die neuen Philosophen, Aesthetiker und Kritiker Worte zu geben, daß er frisch weg, über Alles, was ihm in den Wurf kommt, etwas zu sprechen weiß, daß hieraus eine

Masse von Konversationsstückchen sich bildet, die der flachen Gemeinheit zur Zeitverkürzenden Unterhaltung dient, versteht sich von selbst. Leicht wurden die drei Bände der Rückerinnerungen an diese Reise wenige Monate nach seiner Ankunft zu Berlin hingeworfen und durch die deutsche Lesewelt zerstreut. — Da er in diesem Zeitpunkte seiner Schriftstellerthätigkeit, sich eigentlich noch nicht, wie späterhin, in die Politik verirrt hatte; so finden wir hier noch bedeutende Lobsprüche auf eine freisinnige Geistesthätigkeit, welche mit seinem nachher zur großen Erbauung verfinsterter Schwächlinge verlautbarten Fledermaus-Geschwirr nicht zusammenstimmen; es ist nachzuweisen, nicht, daß er in spätern Lebensjahren moralisch besser, wohl aber daß er geistig schlechter wurde. So spricht er noch an dem Schlusse der Erinnerungen (Thl. 3. Seite 420 ff.) von dem Unheil der Bücherzensuren und schließt:

„Die Machthaber scheinen die Geschichte zu betrachten, wie die Fuhrleute die gemachten Warnungstafeln auf den Tyroler Gebirgen, sie nehmen sich keine andere Lehre daraus, als: daß

man die Räder tüchtig einhemmen müsse; sie vergessen aber, daß dort die Ursache (nämlich die steilen Gebirge) nicht weggeräumt werden könne, hier hingegen es allein von ihnen abhängt, alles Einhemmen überflüssig zu machen. Nicht Censur, noch Jakobiner (Burschenschaften-, Teutonen- und Bund-) riecherey, nicht Ignoranz und dichter Aberglaube schützen vor Revolutionen; in Preußen z. B. darf man lesen, schreiben, drucken, sprechen, untersuchen, was man Lust hat *), und dennoch ist kein Staat in Europa sicherer vor einer Revolution; die ganze Kunst, sie zu verhüten, besteht in dem einzigen Worte: Volksglück. Ein glückliches Volk rebellirt nie, wenn auch Millionen Schriftsteller durch Millionen Federkiele es zu bewirken suchten. Man zeige mir ein einziges Beispiel in der Geschichte, wo ein glückliches Volk sich empört hätte. Wenn also — wie jetzt wieder bei einer benachbarten fremden Nation geschieht —

*) Dieses berichtet von Kotzebue in dem Jahre nach Christi, unseres Heilandes, Geburt, ein tausend acht hundert und fünf. —

der Monarch seinen Thron mit allen jenen Ungeheuern umringt, die Mißtraun ausbrüten; so bekennt er dadurch laut vor Welt und Nachwelt, was sein eigenes dunkles Gefühl ihm sagt: Mein Volk ist nicht glücklich!" —

Daß doch die menschliche Schwachheit in funfzehn Jahren so Manches vergessen läßt, oder, daß doch von den zahllosen Lesern Kotzebue's die Machthaber gerade diese einfach verständige Weisung so ganz außer Acht lassen mußten! — Zu diesen Wünschen gesellt sich ein neuer bei der Durchlesung des Buches, er, der mit manchen Empfehlungen versehene Verfasser, erlangte auf seinen Reisen überall zu den Großen der Erde den gesuchten Zutritt, und sprach so auch die, nach unlauteren Quellen, in Hinsicht ihrer Persönlichkeit oft gar sehr verläumdete Königin von Neapel. Von ihr will Kotzebue im Gespräche die Worte gehört haben, die in dem Munde einer Königin die größte Bewunderung erregen: „Ich stimme das Volk lieber hinauf, als

herab." — Sollte dieses nicht jedes denkenden, auf das Volk wirkenden Menschen Pflicht seyn? Aber hat je ein Mann, als Schriftsteller dieser herrlichen Maxime mehr entgegen gehandelt, um nur in dem Beifalle des großen Haufens dem Gelüste der augenblicklichen Eitelkeit zu fröhnen, — so war es v. Kotzebue. Diese traurige Entartung war die nothwendige Folge seines, jedes höheren moralischen Werthes entbehrenden Charakters; nach selbigem bewies er mit seinem ganzen Leben, daß er von dem geistigen Werthe der Menschheit die traurigsten, die Alles oberflächlich abfindenden Menschen immer tiefer hinabziehende Vorstellungen hatte. Sein Geist, nie der Weihe religiöser Ansichten fähig, hielt sich an den Gedanken, daß die Ausbildung des menschlichen Geschlechts, ein von Ewigkeit her zugemessenes, keiner Vergrößerung fähiges Ganzes ausmache; er predigte: „es giebt in der moralischen Welt nur eine gewisse Summe von Ausbildung, wie in der physischen nur eine gewisse Summe von Materie, die

sich nie vergrößert und nie abnimmt *)," und lebte hiernach. Wer sich einmal einer solchen Meinung hingegeben, hält es gar nicht mehr der Mühe werth, und wird mit derselben unfähig für moralische Vervollkommung, zur Erlangung eines höheren geistigen Werthes seiner selbst und Anderer zu wirken; denn ganz folgerecht mußte sich v. K. sagen: es ist ganz gleichgültig und erfolglos, ob du mit dem Ernste eines geistigen Berufes einem höheren Ziele entgegen arbeitest; das moralische Gute, das einmal in der menschlichen Gesellschaft verbreitet ist, bleibt doch, vermehrt und vermindert sich auf keine Weise; darum ist es am rathsamsten sich keine Sorge zu machen, dem Leben einige genußverheißende Seiten abzugewinnen und außerdem einen gewissen Anstand zu beobachten, der vor äussern, unangenehmen Berührungen schützt. — Dieses ist die sogenannte

*) Dieses ist öfter, direkt und indirekt in v. K—s Leben und Schriften ausgesprochen; die aber hier wiederholten Worte stehn in seiner Schrift; Fragmente über Recensenten-Unfug. Leipzig 1797. Seite 136 und 137.

Lebensphilosophie, die in der schlaffen Entartung der Kotzebueschen Zeitgenossen, besonders in den höheren Ständen, vielen Beifall fand. In ihren weiten Mantel gehüllt, nähert sich der zurückkehrende Reisende mit frohem Herzklopfen der Hauptstadt des Preußischen Staates. „Mit leichter Brust," sagt er, „sah ich die Thürme der Residenz eines Landes wieder, das zwar dem Gaumen keine Orangen liefert, aber der Zunge erlaubt zu sprechen, und dem Gehirne, zu denken, ohne jedes Wort durch einen Spion, jeden Gedanken durch einen Censor vergiften zu lassen. Hier, wo Vertrauen der Regierung mit ächter Aufklärung im Bunde steht; hier, wo wahre Freiheit herrscht, der Bürger keiner Laune, nur weisen Gesetzen gehorcht, durch sie dem Fürsten gleichgestellt, — die einzige vernünftige Gleichheit! — Hier hänge ich meinen Wanderstab, als ein ex voto in den Tempel der Musen, der durch die Nähe von Bellonens Tempel nicht beunruhigt wird. Hierher flüchte jeder ruhige, den Wissenschaften ergebene Mann, gleich dem Schiffer, der, um das Cap-Horn segelnd, das

stille Meer zu erreichen strebt, das nie ein Sturm bewegt." —

Diese Zusammenstellung des stillen Meeres und der Mark Brandenburg gewinnt schon deshalb ein ganz eigenes Ansehn, weil in letzterer bekanntlich der leiseste Windhauch Sand und Staub gewaltig in Bewegung setzt. — V. Kotzebue, sonst oft unvorsichtig, aber in dieser Hinsicht sehr konsequent pfiffig — pflegte nie ein Land oder eine Stadt zu loben, ohne zu gleicher Zeit Rußlands huldigend zu gedenken. Solcher Sitte bleibt er denn auch bei diesem Reiseberichte treu; eine Parallele zwischen Italien und Rußland muß dazu dienen, um mit einer Lobrede auf letzteres den Beschluß machen zu können. — Hier ist dieses Probestück der Kotzebueschen Kombinationsweise:

„Italien gesehen zu haben, ist sehr angenehm; es zu sehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwischen Italien und Rußland zöge? und wenn ich es zum Vortheile des letztern thäte? — Dann wird man mich para-

vor schelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe. — Das Klima in Italien ist lieblich und mild, aber sehr veränderlich. Keinen Tag, fast keine Stunde, kann man sich auf die Witterung verlassen; daraus entsteht großer Nachtheil für die Gesundheit; größerer noch aus den vielen Sümpfen, die fast das ganze Jahr hindurch die Luft mit schädlichen Dünsten füllen, den Seen und Bächen, die man schon meilenweit riecht. Die Reichen müssen im Sommer auf Berge fliehen und sich gegen die Luft der Ebene verschanzen; die Armen müssen bleiben und sterben. Die jährliche Ueberzahl der Todtenlisten erregt Schaudern. Wo der giftige Aushauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menschen mit ihrem Schmutze nach. Bei diesem abscheulichen Hange der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Mistkäfer, ist mir unbegreiflich, daß die Pest so lange nicht in Italien gewesen; sehr begreiflich hingegen ist mir, daß das gelbe Fieber dort seinen Thron aufgeschlagen; ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort seinen Ursprung genommen. — Dage-

gen Rußland *) — das Klima ist rauh, doch beständig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Gluth der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüssen kann man lustwandeln, ohne die Nase zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Gesundheit; Arme, wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte ist heilsam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner, als das Reich der Todten. In Städten und Häusern herrscht mehr Reinlichkeit; in einer finnischen Bauerhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in dem Palaste des ersten Ministers zu Neapel. — Der Winter ist in Italien sehr mild, und dennoch — Neapel etwa ausgenommen — beschwerlicher, als in Rußland; denn wie soll man mit rauchenden Kaminen, steinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenstern auch nur einem Grade Kälte widerstehen? — In Rußland hingegen sind oft sogar die Vorhäu-

*) Welches Rußland denn? Man kann doch wohl nicht füglich die so verschiedenen Klimate des ausgedehnten Reiches alle über einen Kamm scheeren? —

ser schon geheitzt, die Zimmer erhalten durch tüchtige Ofen und doppelte Fenster, eine immer gleiche angenehme Temperatur. Der Rücken friert nicht, wenn der Bauch schwitzt, man reibt sich nicht immer die Hände, Wolken von Athem sichtbar von sich blasend. Der Sommer ist in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgespannt, man weiß sich nicht zu lassen. In Rußland genießt man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die schönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und Herbst sind in Italien schöner, Sommer und Winter in Rußland. — Italien erzeugt Wein und edle Früchte, Rußland bezahlt sie. Ich habe in Neapel nie eine so süße Orange gegessen als in Petersburg. Die meisten Weingattungen Welschlands widerstehen dem Gaumen der Fremden; Florentiner Wein und Thränen Christi sind die einzigen guten Tischweine; selten sind sie echt zu haben; mitten unter Millionen Reben schmachtet oft der Weindurstige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer lassen Quellen dahin fließen. Auch die ersten

Bedürfnisse des Lebens, Fleisch, Brod, Milch, sind unendlich besser und wohlfeiler, als in Italien. — Aber die herrlichen Alterthümer und Kunstwerke, welche Italien besitzt? — die kann und will ich ihm nicht streitig machen, doch zum Glücke des Lebens tragen sie nichts bei. Man sieht sie dreimal, man sieht sie ein Dutzendmal, nun hat man sie genug gesehen, und am Ende fährt man zu Rom am Colosseum eben so gleichgültig vorbei, als zu Petersburg am Marmorpalaste. — Und wenn ich nun von den leblosen halb erschöpften Reizen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie steht dann das erstere im Schatten! — Der Regent — ich werde mich wohl hüten, zwischen Ferdinand IV., oder dem Papste, oder gar zwischen dem Herrn Vicepräsidenten Molzi (1) und Alexander I. eine Parallele zu ziehen. Noch wogt Italien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt still. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finstern über Welschlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen;

beide kennen die Furcht nicht. In Welschland muß der Fremde jeden Schritt in die schöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er steht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verstümmelte Hand vor die Augen. Banditen-Physiognomien umringen ihn überall und Erzählungen von Mordthaten beklemmen seine Brust. In Rußland geht er sicher in finsterer Nacht durch dichte Wälder, hört, statt der jammervollen Litanei des Bettlers nur heiteren Volksgesang des fleißigen Arbeiters und brave Gesichter lachen ihm überall entgegen. — Italien wimmelt von faullenzenden Pfaffen, die, in Kutten aller Farben, ihre Bäuche paarweise zur Schau tragen; in Rußland wirst Du mit diesem empörenden Anblicke gänzlich verschont. Zwar herrscht auch dort Aberglaube — und wo herrscht er nicht! — aber die Regierung herrscht nicht durch Aberglauben, wie in Welschland; sie treibt nicht mit der Vernunft ein gottloses Spiel, sie würdigt den Menschen nicht unter das Vieh herab. — Die krasseste Ignoranz hat ihren Flitzschleier über Italien gebreitet; die einzige

Wissenschaft der Vornehmen ist Kartenspiel; sie lesen — in Farobüchern; sie schreiben — mit Kreide auf den Spieltisch. In Rußland ist ein schöner Morgen für Kunst und Wissenschaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe diese Parallele sich fortsetzen, doch nur noch einen Zug will ich herausheben. Italien seufzt und murrt unter dem Joche einer fremden, oft übermüthigen Nation; Rußland athmet frei und leicht unter dem sanften Szepter des Enkels der großen Katharina. — Genug! — Auf das Lob sinnreich zu seyn, macht meine Parallel keinen Anspruch; aber daß sie wahr ist, dafür bürge ich. — Wird man sich noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte!" —

Kotzebue, in Berlin wieder häuslich, zeigte sich als Schriftsteller rüstiger, als je. Mit Verwunderung übersieht man die Reihe der Bände, die er zusammen schrieb. Während er sich des Freimüthigen wieder als Mitredakteur und als Mitarbeiter annahm, und hier immer von Neuem

mit seinen Gegnern anband, Schauspiele über Schauspiele auf die Bühne brachte, Almanache für dramatische Spiele, jährlich ein Taschenbuch der Chroniken, eine bänderreiche Sammlung kleiner Romane und Miscellen, voluminose Reiseberichte u. s. f. herausgab, und dieses alles, als Modewaare, von der großen Leserzahl, die leicht unterhalten seyn will, häufig gelesen wurde, erfreute er sich der Früchte dieses Beifalls; doch mit den lauten Spöttereien der Widersacher, mit den Rügen der Recensenten, blieb es wie immer, sie machten ihm vielen Aerger. — Er leistete nach allen Direktionen hin, was er irgend zu leisten im Stande war; fleißig bearbeitete er sein Publikum in allen Rangordnungen, besonders in den höheren, denen er selbst zuzugehören, als Edelmann, als Kollegienrath und Akademiker das Glück hatte; aber noch immer sollte es ihm mit der eigentlichen Achtung, die er so gern gewinnen wollte, nicht gelingen. Dem Spotte der Gegner wußte er zwar Spott, dem Witze seinen Witz gar geläufig, nie beim Gebrauch der Feder verlegen, entgegen zu setzen; aber der im=

mer sich erneuernde Vorwurf, daß er zwar ein produktiver Schriftsteller sey, daß es ihm aber an einer eigentlich wissenschaftlichen Bildung völlig fehle, daß er weder als Dichter, noch als Gelehrter, noch überall als Schriftsteller auf wahres Verdienst Anspruch machen könne, wurde ihm immer verletzender. Er faßte den Entschluß, seine ganze Thätigkeit, allen ihm möglichen, beharrlichen Fleiß daran zu setzen, um der Welt ein wissenschaftliches Werk zu liefern, das diesen Vorwurf für immer verstummen machte. Ob freie Willkühr, oder ein ehrenvoller Auftrag des ihn mit besonderer Gnade auszeichnenden Berliner Hofes, die Wahl des Thema's zur Ausführung jenes Planes leitete, mag dahin gestellt bleiben; genug von Kotzebue entschloß sich, in dem Felde der Geschichte nach einem Palmenkranze zu ringen, und unternahm die Bearbeitung der ältern Geschichte Preußens. Auf der einen Seite verhieß ihm der mangelhafte Zustand der historischen Literatur und Kunst bei den Deutschen, auf der andern besonders der unter der Autorität des Königs verstattete Zutritt zu allen Instituten, Ar-

chiven und Kanzeleien des Königreichs, die Benutzung bisher unzugänglicher Quellen, großen Ertrag. Nur übersah er, im überwiegenden Vertraun der Eitelkeit, daß solche Arbeit nur verdienstlich werden konnte, unter den Bemühungen eines Gelehrten, der mit allen ihm fehlenden Talenten und Kenntnissen ausgerüstet war. Ohne das Bedürfniß der erforderlichen Hülfswissenschaften zu ahnen, ohne von der historischen Kritik einen Begriff zu haben, ohne in dem Zeitalter, in welchem er Preußens Geschichte speciell darstellen wollte, sich vorher tüchtig orientiren zu können, ging er sorglos an sein Werk und glaubte, daß, je mehr sich die Materialien häuften, um so mehr das Mangelnde von selbst finden würde. Schon im Jahre 1805 ging er nach Königsberg und widmete seinen ganzen Fleiß diesen Beschäftigungen; weder der Staub archivarischer Sammlungen, noch die Schwierigkeit des Verstehens alter Dokumente, noch die Geschmacklosigkeit der Chronikenschreiber, oder der Ernst zu Rathe gezogener Gelehrter konnte ihn irre machen. So entstand seine ältere Geschichte Preußens, die ihm

viele Mühe, Sorge und Arbeit kostete, aber in so fern völlig misglückte, als er gehofft hattte, durch dieselbe zu seines Namens ehrenvolles Gedächtniß ein bleibendes, wahren wissenschaftlichen Werth habendes Monument hinzustellen. Tief kränkte es ihn, daß dieses Werk bei seinem Erscheinen so ganz unberücksichtigt blieb, völlig übersehen, ihm Hinsichts desselben gar kein Verdienst beigemessen, kein Werth zuerkannt wurde, da er doch gehofft hatte, sich nun einmal, nach Verwendung alles möglichen Fleißes selbst zu übertreffen, und die schmähsüchtigste Kritik zu befriedigen. Höchstens nannte man die in den Anlagen der geschichtlichen Darstellung zum ersten Male mitgetheilten Dokumente eine Bereicherung der Literatur; was er als sein Eigenthum gegeben, hielt man keines Wortes werth. Seiner eigenen Unfähigkeit zur unternommenen Arbeit konnte von Kotzebue unmöglich diese kalte Aufnahme eines Lieblingskindes seines Geistes zuschreiben; den bösen Recensenten, die ihm auch nicht einmal den Gefallen thaten, sein Werk zu tadeln, sondern durch Schweigen eine entschiedene Nichtachtung zu erkennen gaben,

konnte er auch nicht alle Schuld beimessen; so tröstete er sich denn mit dem Gedanken, daß der Zeitpunkt der Erscheinung (er fiel schon in die Unglücksperiode des preußischen Staates, 1809), und das damals über Deutschland verbreitete Kriegselend die Anerkennung der Trefflichkeit seiner ältern Geschichte Preußens verhindere.

In der That aber braucht man v. Kotzebue's Individualität nur partheilos ins Auge zu fassen, um überzeugt zu werden, daß er durchaus untüchtig war, zur genau historischen Darstellung irgend eines Gegenstandes; die Auflösung schwieriger historisch kritischer Aufgaben lag völlig außer seinem Gesichtskreise. Er ist nie im Stande, bei der Entwickelung eines Objektes dieses wirklich fest ins Auge zu fassen und seine Persönlichkeit zu vergessen; er behandelte die Geschichte, wie weiland Doktor Bahrdt, die Schriften der christlichen Offenbarung handhabte, daher letzterem Göthe gar bezeichnend die Worte in den Mund legt:

„Da kam mir ein Einfall ungefähr,
So redt' ich, wenn ich Christus wär'." —

(Siehe Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes).

Als so schnell nach dem Ausbruche des Französisch-Preußischen Krieges von 1806 die Provinzen des eigentlichen Königreichs Preußen von den Französischen Heeren überzogen und Königsberg bedroht wurde, ging von Kotzebue mit seiner immer zahlreicher werdenden Familie nach Rußland, wo er abwechselnd zu Reval und auf einem seiner in Esthland gelegenen Güter, vorzüglich zu Schwarze, seine literarische Thätigkeit fortsetzte, und hier zuerst in seinem nächsten Lebenskreise aufgeregt, mit einem fortwährenden Hasse gegen Bonaparte, eine antifranzösisch-politische Tendenz bekam, die ihm häufig in späteren Jahren zum großen Verdienst angerechnet wurde. Wenn er besonders seit der Redaktion des Freimüthigen einen Beruf zu haben glaubte, über Alles mit- und abzusprechen, was ihm in den Wurf kam, so war seine gegenwärtige Theilnahme an der Tagesgeschichte, die das Unterjochungssystem des französischen Kaisers in einzelnen Zügen verfolgte, ohne den konsequenten Zusammenhang desselben zu ahnen, der Weg, welcher ihn späterhin zum politischen Schriftsteller machte. Er dachte nichts,

konnte sich nicht fortwährend mit Etwas im Geiste beschäftigen, ohne darüber zu schreiben; gleich alternden Frauen, die, was ihnen in den Sinn kommt, vom Herzen wegplaudern müssen; sie sind froh, wenn sie Zuhörer haben, so war es Kotzebue, wenn er Leser fand. Uebrigens ist es ein entschiedener Irrthum, wenn man glaubt, daß v. Kotzebue als Schriftsteller den Haß gegen französische Bedrückung geweckt und begründet habe; er war nicht mehr, als eine Stimme der Zeit, welche das Vorhandene aussprach; eben so ist es heut zu Tage ganz irrig, wenn man vorgiebt, daß durch gewisse Schriftsteller der sich so lebhaft offenbarende Haß gegen die Juden, erzeugt sey: Da, wo in christlichen Staaten die Bewohner von den privilegirten Spießgesellen der Plusmacherei, von den Juden gedrückt werden, lebt und waltet jener christliche Haß und wird den Tag des Gerichtes herbeirufen, wenn auch kein Schriftsteller je einen Buchstaben zum Nachtheile der Juden der Presse vertraut. — Am wenigsten ist Kotzebue's politische Schriftstellerei in eine Vergleichung zu setzen mit dem hochherzigen Streben

anderer deutscher Schriftsteller, die dämals durch das herannahende Unglück und durch die Würdigung der Geschichte zu Propheten geworden, des einbrechenden Jammers Vorzeichen zu deuten den Beruf in sich trugen und thatenreiche Buße predigend, ihre Kraft, ihr Leben, unter Gefahren und Elend widmeten. Wie auch die Meinungen der Menschen über Menschen wechseln, so lange ein tugendlicher Sinn im Herzen des deutschen Mannes wohnt, soll nicht vergessen werden, wie in dieser Hinsicht manche edle Schriftsteller, durch die reinste Vaterlandsliebe, ihre Namen verherrlichten. Unter diesen werde hier vor allen des Verfassers des Zeitgeistes (1805) gedacht, weil es neuerlich der Ton der Machthaber geworden, solcher Männer Andenken zu verunglimpfen und ihnen allerhand Staatsverbrechen anzudichten, die im schlimmsten Falle, unrichtige Ansichten sind. — Wie könnt ihr euch beimessen, des Gedankens Irrthum so hart strafen zu wollen, da ihr nicht wißt, die herrliche That zu lohnen, wohl aber des lieben Vaterlandes heiligen Ruhm so verunglimpfen? —

Die Kotzebue'sche Zeitschrift, die Biene (1808 bis 1810, vier Bände) wurde von den französischen Behörden streng verboten und in den unter ihrem Drucke seufzenden Ländern mit großer Gefahr gelesen; dieses hat wahrscheinlich der Zeitschrift den unverdienten Ruhm zugezogen, daß durch sie bedeutend zum Hasse gegen die Zwingherrschaft der Franzosen gewirkt sey. Um zu sehen, was dadurch gefrommt werden konnte, ist es genügend, diese bunte Reihe leichter Mittheilungen zu durchblättern. Da findet sich, daß in der Hülle der lebendigen, leichtverständlichen Erzählung Kotzebue ein unterhaltendes Allerlei liefert, dem jedes Lob, nur nicht das der politischen Bedeutsamkeit beigemessen werden mag.

Da indeß die Biene öfter genannt, als gekannt ist, da es in derselben nicht an Hindeutungen auf die Zeitgeschichte mangelt, und mitunter sich solche finden, welche die fleissigsten Leser der Kotzebueschen Schriften am wenigsten beherzigt zu haben scheinen, so mögen hier folgende Auszüge, die absichtlich so gewählt wurden,

daß sie durch Anspielungen charakteristisch sind;
hier ihre rechte Stelle finden:

Von der Selbstbiographie eines mit zwei Zungen gebornen Engländers heißt es (Heft 1. S. 194.): „Schade, daß diese Biographie nie gedruckt erschien! Man würde vielleicht daraus ersehen haben, ob er zu gleicher Zeit mit der einen Zunge Vivat, und mit der andern Wehe schreien konnte? — Vermochte er das, so wünsche ich jedem ehrlichen Deutschen zwei solche Zungen.“ —

Wo v. K. von der Farbe der Trauer redet, trifft man auf folgende Stelle: „Man hat sich viele Mühe gegeben, den Sinn der verschiedenen Farben zu erklären. Die weiße Farbe, sagt man, bedeutet die Reinheit; die gelbe ist von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in welche man die Todten verscharrt; die blaue das Glück, dessen er in einer bessern Welt genießt; die schwarze die Beraubung des Lichtes; die violette eine Mischung von blau und schwarz, vereint die Trauer mit den Wünschen für die Seligkeit des Verstorbenen. Solche Deutungen sind nicht eben schwer.

zu finden. Hätte es lieber einem Volke beliebt roth zu trauern, so würde man vielleicht sagen, die Gewohnheit sey von einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher sehr viel Blut vergossen worden. Und wirklich sollte man aus dieser Ursache den Deutschen rathen, jetzt nicht anders als roth zu trauern, besonders seitdem die deutschen Blutströme zum Theil durch Deutsche vergossen worden sind. Ach! wenn man nur auch eine Farbe für die Schande hätte!" — (Seite 196.)

Ein kurzer, Thomas Kuli Chan überschriebener Aufsatz, schließt mit den Worten: „Wie ging es denn aber am Ende diesem Könige der Könige? — Obgleich seine Tyrannei ihn allgemein verhaßt machte, so blieben doch, wie gewöhnlich, die unterjochten Völker ruhig, denn Handel und Wandel wurden ungehindert getrieben, und wenn die Menschen nur Geld gewinnen können, so sind sie zufrieden. Aber eine geheime Empörung unter seinen Creaturen spann sich gegen ihn an, und er wurde nach einer dreizehnjährigen Regierung ermordet. Welch ein Glück

für die seufzende Menschheit, daß ein Tyrann keine Freunde hat, selbst unter denen nicht, die er aus dem Staube hervorzog und mit denen er seinen Raub theilte! — — Was half nun dem Wüthrige der gehäufte, mit Blut befleckte Raub? — Es ist merkwürdig, daß auch Nero gerade dreizehn Jahr regierte. Es scheint daß die Zahl dreizehn den Tyrannen gefährlich ist." — (Heft 3. Seite 191 und 192. 1808.) Ohne Schwierigkeit kann hier eine Divination finden, wer dergleichen aufzusuchen, Gefallen findet. — Bei Erwähnung der in den neuesten Zeiten oft wieder in Untersuchung gestellten Möglichkeit, den Pol zu erreichen, bemerkt v. K. (Jahrg. 2. S. 42): „Es fragt sich nur, ob es der Mühe werth sey, sie (die Reise nach dem Pole) zu unternehmen? — Freilich würde man dort leicht ein Land finden, wo der Grundsatz: was ich kann, das darf ich auch, nur von weißen Bären ausgeübt wird; allein die Eroberungswuth, schrecklicher als das Polareis, würde bald auch bis zu den Polen dringen, und das goldene Weltalter dort zerstören. Nein, lieber mögen sie unbesucht bleiben,

damit man hoffen dürfe, es gebe noch ein Plätzchen auf der Welt, den Pol, wo es rechtlich zugeht.“ —

In Kotzebue's Feder sind folgende Worte, die er einem Aufsatze, von den Ursachen des Verfalls eines Reiches einverleibt, merkwürdig: „Der entstehende Despotismus erlaubt alles zu sagen, wenn man ihm nur dagegen erlaubt, alles zu thun. Aber der befestigte Despotismus verbietet zu reden, zu denken, zu schreiben. Dann ergreift eine Art von Starrsucht die Geister; alle die zu Sclaven gewordenen Bürger verfluchen die Brüste, an welchen sie gesogen, und in einem solchen Staate mehrt jedes neugeborne Kind die Zahl der Unglücklichen. Das gefesselte Genie schleppt seine Ketten hinter sich; es fliegt nicht mehr, es kriecht. Die Wissenschaften werden vernachlässigt, die Unwissenheit wird in Ehren gehalten, und jeder gute Kopf für einen Feind des Staats erklärt. In einem Reiche von lauter Blinden, haßt man den natürlich Sehenden. Zwischen ihn die Blinden,

so schlagen sie ihn todt. So geht es dem aufgeklärten Bürger im Reiche der Unwissenheit. Je kurzsichtiger der Despot, je bedrückter Jener. Unter Friedrich II., unter Antonin, durfte man Alles sagen, denken und schreiben, unter — man muß schweigen *).“ — — —

Doch, um die Verwunderung, wie solche Gedanken, dort eine Stelle finden, nicht zu sehr zu steigern, soll nicht verschwiegen seyn, daß diese letztern Reflexionen aus Helvetius Werken übersetzt sind. —

Erst gegen den Schluß der Zeitschrift werden die Anspielungen auf Bonaparte, auf den gräßlichen, entwürdigenden Unfug seiner Lobpreiser zahlreicher und vernehmlicher, besonders in den durch mehrere Stücke fortlaufenden Bemerkungen eines Unpartheiischen bei Lesung des Unpartheiischen (— nämlich des Hamburger unpartheiischen Korrespondenten —) und in dem, jeden Stücke angehängten Quodlibet. Von jenem sagt er: „diese von Herzens Einfalt

*) Ja wohl! ja wohl! man muß schweigen. —

und ein wenig gesundem Menschenverstande eingegebenen Bemerkungen, werden, so geringfügig sie scheinen mögen, den künftigen philosophischen Geschichtsschreiber, wenn er einst auftreten darf, nicht entschlüpfen, und sollen deshalb fortgesetzt werden, so oft sich der Stoff dazu darbietet. Sie enthalten lauter getreue Pinselstriche von dem Gemälde des heutigen Europa." (Dritter Band. Seite 63.)

Die Art und Weise, wie in der Biene, zwei höchst denkwürdige Begebenheiten, die Achtserklärung des Ministers Freiherrn von Stein, und die Geschichte des Schillschen Abentheuers erwähnt worden, verdient hier noch eine Stelle: „Nro. 2. (des Hamb. Corresp. 1809.) liefert den Armeebefehl, durch welchen ein gewisser Stein (le nommé Stein), weil er Unruhen in Deutschland zu erregen suchte, für einen Feind Frankreichs und des Rheinischen Bundes, und seiner Güter verlustig erklärt wird. Er soll ergriffen werden, wo man seiner habhaft werden kann. — Das ist eine Achtserklärung, und es ist interessant, die Formel derselben mit der zu ver-

gleichen, die vor tausend Jahren üblich war. Damals lautete sie folgender Gestalt: „„„N.! als dich N. nach Kampfrecht und Frankenrecht geheischen und gefordert hat, und wir dir darum geschrieben, und Rechtstage gesetzt haben, alsdann mit Urtheil ertheilt ward, daß du alles verschmähet hast, und uff solche Forderung aussen blieben, und unserm Gebote widersässig und ungehorsam gewesen und noch bist, des urtheilen wir und achten dich, und nehmen dich von und aus allen Rechten, und setzen dich in alles Unrecht, und wir theilen deine Wirthin zu einer gewissenhaftigen Witwe, und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen, deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehen rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen in dem Wasser. Wir erlauben dich auch manniglichen uff den Straßen und wo ein jechlich Mann Fried und Gleid hat, da sollt du keines haben, und wir weisen dich in die vier Straßen der Welt, in dem Namen des Teufels bei der Eyder in der Sach.“ (Burger-

meister Corpus juris publ. et priv.) — Man bemerkt hier sogleich, wie viel milder und humaner in unserm Zeitalter solche Dinge ausgedrückt werden. Der gewisse Stein wird nicht in des Teufels Namen in die vier Straßen der Welt gewiesen, sein Fleisch wird nicht den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen im Wasser zugetheilt, sondern es heißt ganz einfach, er solle ergriffen werden, wo man ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber selbst, wenn das geschehen sollte, wird man ihn vermuthlich blos erschießen, und dann begraben. — Es mögte scheinen, als hätte die tausendjährige Achtserklärung darin einen Vorzug vor der heutigen, daß man sich darin auf Rechtstage beruft, und daß man erst alsdann das Urtheil gesprochen, als er alles verschmähet hatte; allein man muß bedenken, daß die Schuld des N. wahrscheinlich noch nicht erwiesen war, die Schuld des gewissen Stein hingegen vermuthlich als erwiesen anzusehen ist. — Man mögte auch von der alten Achtserklärung rühmen, daß nur die Lehen des N. verfallen seyn, dessen

Erb und Eigen hingegen dessen Kindern gehören sollen; aber auch die Güter des gewissen Stein sind ja vor der Hand nur sequestrirt, und von der bekannten Gerechtigkeitsliebe und Milde des Kaisers Napoleon läßt sich mit Grunde erwarten, daß die Kinder des gewissen Stein nach dem Ausspruche der Bibel, die Missethat ihres Vaters nicht tragen werden. — Uebrigens scheint es fast — so schwer auch das Schicksal ist, den Zorn des größten und mächtigsten Monarchen zu tragen, — daß ein Schwärmer, wie dieser gewisse Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann für einen Feind Frankreichs (der großen Nation) und des Rheinischen Bundes erklärt zu werden." — (Band 3 des zweiten Jahrganges. Seite 8 ff.)

Ueber Schill also:

„Die wegen Schill in Preußen niedergesetzte Kommission hat erkannt, er soll erschossen werden; hingegen wurden seine Officiere nicht für straffällig erklärt, weil sie ihm gehorchen mußten, und er ihnen vorspiegelte, er sey zu diesem Schritte autorisirt. Eine ganz andere Ansicht der Sache

hat die französische Specialkommission gehabt, welche viele dieser Officiere zum Tode verdammte, weil sie zu einer Räuberbande gehört haben. — Wenn es erlaubt ist, wie ich nicht zweifle, seine Meinung mit Bescheidenheit vorzutragen, so mögte ich wohl die Vermuthung äussern, die Preußische Kommission habe so Unrecht nicht gehabt, wenn sie einiges Bedenken trug, das Wort Räuberbande zu gebrauchen. Schill war ein Tollkopf, das mag seyn; ein unbesonnener Schwärmer, das ist wahr; ein Verbrecher gegen seinen König, das ist nicht zu leugnen; und dafür sollte er auch erschossen werden; aber ein Räuber! — mir würde es schwer fallen, das zu beweisen. Mich dünkt, das Rauben gehöre zu denjenigen Verbrechen, die keiner Mode in unserer Moral unterworfen sind, und was heute Rauben heißt, muß auch noch über 200 Jahre so heißen und vor 200 Jahren so geheißen haben. Nun ist aber bekannt, daß vor einigen hundert Jahren jedem Söldnerhauptmanne vergönnt war, sein Panier aufzupflanzen, einen Haufen solcher Miethlinge um sich zu versammeln und dann auf seine eigene Hand einer

der kriegführenden Mächte beizustehen. — Gesetzt nun, was kaum zu bezweifeln steht, Schill habe sich gleichfalls blos für einen solchen kriegerischen Abentheurer gehalten: so verdient er allerdings den Tod, weil er aus den Diensten seines Königs desertirte; ob er aber ein Räuber gewesen, darüber herrscht zwischen der Französischen und Preußischen Militair-Kommission eine verschiedene Meinung, und da beide Kommissionen aus sehr ehrenwerthen Männern bestanden haben: so kann man zwar der erstern keinen Vorwurf machen; aber doch der letztern beipflichten, u. s. f." — Unwillkührlich drängt sich noch die Frage auf: was geschehen seyn würde, wenn Schill, wie er sich thörigterweise einbildete, Deutschland aufgewiegelt, ein großes Heer gesammelt, und Siege davon getragen hätte? — Ach! ich fürchte, dann würde die Welt eine neue Niederträchtigkeit begangen, blos nach dem Erfolge geurtheilt und ihn als einen Helden vergöttert haben! Dann hätte man ohne Bedenken Traktaten mit ihm geschlossen; dann wäre es blos der Nemesis, oder, was eben so viel gilt, der Geschichte vor-

behalten worden, zu entscheiden; ob er ein Räuber, oder ein Held gewesen. — Das Schicksal seiner Officiere ist beklagenswerther, als das seinige; denn er hat den Tod, nach seiner Einbildung, auf dem Bette der Ehre gefunden, jene hingegen unter dem Henkerschwerde; und nicht allein sie, sondern auch ihre Aeltern und Verwandte sind gewissermaaßen gestraft worden, da man die Namen, nicht allein der Väter, sondern sogar die Geschlechtsnamen der Mütter in allen Zeitungen in zwei Sprachen bekannt gemacht hat. Ich kann nicht ohne die bitterste Wehmuth an die ohnehin unglückliche Familie denken, der ein solches Zeitungsblatt gebracht worden. Da alle diese ehrwürdigen Familien gewiß unschuldig an dem Vergehen ihrer Söhne waren: so läßt sich wohl keine andere Ursache jener nicht schonenden Behandlung aufspüren, als der Wunsch der Richter, durch eine solche Publicität künftig andere Aeltern zu vermögen, ein wachsameres Auge auf die Schritte ihrer Söhne zu richten. Nur bedachten sie wohl nicht, daß es Aeltern, deren Söhne im Militairdienste stehen, ganz unmöglich ist, ihre Schritte zu bewachen." —

Wer erkennt nicht in solchem Gerede die schlaffe, leere, halbwahre Wortfolge wieder, der wir so oft in Kotzebue's Schriften begegnen? — Nicht ohne reifliche Erwägung verweilen wir hier länger bei der Biene, denn diese Vaterschaft ist dem Kollegienrath von Kotzebue häufig zum großen Verdienste angerechnet, und, aller zu rügenden Mängel ohngeachtet, seines Autorlebens Lichtpunkt, von welchem sich negativ um so mehr rühmen läßt, da sich gerade in jenem Zeitpunkte der Französischen Uebermacht, so viele Schriftsteller positiv der schändlichsten Verbrechen zu Schulden kommen ließen. Die zarte Schonung, die er gegen den damals unglücklichen, gebeugten Preußischen Staat und dessen Ministerium beweis't, erweckt noch heute ein ungetrübtes Wohlgefallen, besonders wenn man sich erinnert, wie damals z. B. der Kriegsrath von Cölln im Angesichte der hohnlächelnden Feinde, unter vielen wahren Mängeln, der Preußischen Staatsverwaltung große Schmach und Schande beimaaß, viele als Officiant gesammelte Notizen, seinem Diensteide zuwider, durch den Druck bekannt machte, das auf moralische

Ueberzeugung gegründete Vertrauen zur möglichen Rettung des Vaterlandes schwächte, und vorzüglich durch den gewählten Zeitpunkt, in dieser, zwar lukrativen, aber entehrenden Schriftstellerei ein Wahrzeichen seiner Sinnesart aufstellte. Hierüber, wie über die im Erfolge weniger schädlichen Schreibereien eines gewissen Lange (v. K. nennt ihn in einem schlechten Wortspiele: Hr. Schlange. Siehe Biene, zweiter Jahrg. S. 81 ff.) den Herausgeber des Telegraphen, der ein verächtlicher französischer Söldling, zu Berlin, dann zu Erfurt sein Gewerbe trieb und unter den übertriebensten Schmeicheleien der Franzosen und ihres Usurpators auf alles Nichtfranzösische, besonders auf alles Preußische gemein schimpfte, spricht von Kotzebue seinen Unwillen aus, und verwahrt sich ganz besonders, ihn nicht mit dem v. Cölln und seinem Gelichter in eine Klasse zu setzen. Er sagt: „Meine Biene ist ein sehr unschuldiges Flugblatt; — kein Feuerbrand, kein Löschеymer, keine Gallerie Preußischer Charaktere, keine Sammlung vertrauter Briefe, und wie sonst die Tritte alle heißen, mit welchen

verschiedene Thiere den verwundeten Löwen betasten. — Ich kann mir unmöglich einbilden, daß irgend jemand daran Anstoß nehmen könnte; wenn ich meine Meinung über Grundsätze der Moralität äussere; wenn ich über die Leiden klage, welche der Krieg mit sich bringt, und worüber schon seit Anbeginn der Welt geklagt worden; wenn ich Ausschweifungen beseufze, die etwa hier und da die Sieger in ihrem Taumel sich erlaubten, und die vermuthlich der Feldherr selbst nicht billigt; wenn ich frappante Züge aus der Geschichte aushebe, die man gar nicht auf neuere Zeiten zu deuteln braucht, um ihnen Interesse zuzugestehn; wenn ich moralische Urtheile und Aussprüche alter Schriftsteller anführe; wenn ich, wie schon Tausende vor mir, Sittenverderbniß züchtige oder bespöttele u. s. w." —

Von Kotzebue ward in jenen Tagen, wo man einen Bewohner des europäischen Kontinents nichts strafwürdigeres andichten konnte, beschuldigt: er sey im Brittischen Solde und schreibe in Englisch-ministeriellem Auftrage seine Biene; schon solcher Vorwurf und das darauf erfolgende Fran-

zösische Verbot jener Zeitschrift war geeignet, ihr eine jetzt fast unbegreifliche Celebrität zu verschaffen. Er vertheidigte sich gegen jenen Vorwurf wiederholt, da damals auch Rußland eine kriegerische Stellung gegen England genommen und seinen Unterthanen jede Verbindung mit den Engländern scharf verboten hatte. Uebrigens bedurfte es bei ruhiger Prüfung solcher Rechtfertigung gar nicht: theils ist der ganze Inhalt der Biene nicht so angethan, daß die Engländer für dergleichen etwas zu bezahlen gerathen finden können, theils zeigt v. K. ganz besonders keine sonderliche Vorliebe für die brittische Politik und erwähnt z. B. des Bombardements von Kopenhagen mit strengmißbilligenden Worten. Kurze Zeit zuvor hatte zwar v. K. eine Aufforderung erhalten, nach England zu kommen, doch diese hatte durchaus keine politische, sondern eine rein literarische Veranlassung. Seine Rückerinnerungen von der Reise nach Italien waren ins Englische übersetzt, und hatten wegen der leichten Lebendigkeit der Erzählung bedeutenden Absatz gefunden; dies veranlaßte den Buchhändler Philippson zu London,

Hrn. v. Kotzebue nach England einzuladen, damit er das Inselreich bereise und ein ähnliches Werk über Britannien schreibe. Er ging aber in diesen Vorschlag nicht ein, wie er denn nie besondere Vorliebe für England zeigte. Einem seiner Söhne, der dort Militairdienste suchen wollte, versagte er entschieden seine väterliche Einwilligung zu diesem Schritte und so unterblieb er. —

Während v. Kotzebue vielleicht die glücklichsten Jahre seines Lebens dort in Esthland verlebte, rückte das Kriegsungewitter dem Russischen Reiche immer näher und überzog verwüstend die westlich-europäischen Provinzen desselben. Der erste Feldzug, wenn gleich reich an Beweisen der Russischen Tapferkeit und Ausdauer, war in seinen Resultaten so trauererregend; je näher v. Kotzebue's Wohnort dem weit ausgedehnten Kriegstheater war, um so mehr wurden seine Umgebungen, wurde er selbst von den unausbleiblichen Folgen des Krieges gedrückt und verletzt. Die einzige Ursache des namenlosen Elendes, dessen Zeuge er seyn mußte, war die verwegene Herrsch- und Eroberungssucht, von welcher der Französische Kaiser

getrieben wurde; diese Betrachtung steigerte in v. K. Seele die bis dahin wider den französischen Usurpator gehegte Abneigung zum Hasse und sein Interesse für seine nunmehrige Heimath zur dauernden Leidenschaft, die in dem nachher von den siegreichen Russischen Heeren erfochtenem Ruhme feste Haltung gewann. — Haß gegen Bonaparte und gegen die von ihm Befehligten — und der Preis jeder seiner Geisteskraft möglichen Huldigung dem Kaiser Alexander und seinen Unterthanen, dieses waren die Losungsworte, die mit Flammenzügen in sein Inneres geschrieben waren, als er, nach der durch das Strafgericht Gottes erfolgten Vernichtung der Franzosen in Rußlands Eisfeldern, mit dem im Siegeszuge daher ziehenden Russischen Heeren nach Deutschland kam. — Berlin war im März 1813 von den Franzosen geräumt und von den Russen besetzt. Schon im April begann von Kotzebue dort sein halbofficielles Russisch-Deutsches Wochenblatt herauszugeben, wodurch er wirklicher politischer Schriftsteller wurde. Die vermittelst desselben zu lösende Aufgabe war nicht schwierig, am wenigsten für

einen rasch arbeitenden Schriftsteller, der im leichten Fluß der Rede sein Publikum zu fesseln wußte und von der Größe des Augenblickes ergriffen war. Jedermann war begeistert und alle Welt wurde so sehr vom Taumel der Freude und Hoffnung fortgerissen, daß man sogar von oben herab kein Bedenken trug, die deutschen Völkerschaften bei ihrer schwachen Seite zu fassen, indem man ihnen vorspiegelte, ihr bürgerliches Heil sollte des schwer zu erringenden Sieges Lohn seyn. Die nahe Erfüllung dessen, was man sehnsuchtsvoll wünscht, glaubt man gern. — Kotzebue's politische Zeitung brauchte nicht gelesen zu werden, um die Herzen aller Deutschen den Verbündeten zu gewinnen; sie wurde gelesen, weil sie längst gewonnen waren. Indem sie manche frohe Nachricht verbreitete, manche Hoffnung belebte, manche Sorge bekämpfte, wurde sie vom Publiko mit großem Beifall aufgenommen, und besonders begierig in Gegenden gelesen, wo die wachsamen Augen der Französischen Polizei ihre Verbreitung sorgfältig zu verhindern suchte; aber dennoch wurde dieses Russisch-Deutsche Wochenblatt schon

nach wenigen Monaten (mit dem eingetretenen Waffenstillstande?) geschlossen. —

Erwägt man aufmerksam den Zeitpunkt und die Verhältnisse, unter welchen von Kotzebue jetzt persönlich in Deutschland auftrat und in freier literarischer Wirksamkeit wieder als Schriftsteller zu seinen Landsleuten reden konnte, so ist nicht zu verkennen, daß damals den zum höheren Mannesalter Herangereiften, alle Mittel zu Gebote standen, die Irrwege der flüchtigern Jahre vergessen zu machen, und endlich am Ziele die so oft vergeblich gesuchte, oft muthwillig verscherzte, oft zufällig verschuldete, immer tief entbehrte persönliche Achtung bei seinen Zeitgenossen zu gewinnen. Aber der böse Dämon, welchem er sich verschrieben, trieb ihn, den mit dem entfesselten Zeitgeiste zurückkehrenden, wieder mit einem Male die in der Freude der errungenen Nationalität sich so selig fühlenden Deutschen auf eine recht auffallende Weise wider sich zu empören, indem er ihnen ein alle historische Haltung entbehrendes Zerrbild, in seiner jetzt herausgegebenen Geschichte des deutschen Reiches (1814)

hinstellte. Wie sehr diese Schriftstellerverirrung mit seinem kurz vorher geschlossenen Russisch=Deutschen Volksblatte kontrastirte, da dieses den deutschen Nationalsinn wecken und bemuthen sollte, jene aber denselben demüthigte, hatte er, in der verführerischen Lust, etwas Neues aufzutischen, wohl selbst nicht in Erwägung gezogen; vielmehr machte ihn die Eitelkeit glauben, daß, wenn er mit der ältern Geschichte Preußens, des unglücklichen Zeitpunktes der Erscheinung wegen, den Ruhm eines Historikers nicht erlangte, er hier, wo alle Deutschen mit verdoppelter Liebe auf ihr Vaterland und dessen Geschichte sahen, einen recht glänzenden Augenblick erlauscht habe. — Ach! hätte er sich des Gelübdes erinnert, welches er einst voll Bewunderung der Geistesgröße Schlötzer's aussprach, wo er ausruft: „Heil dir, ehrwürdiger Schlötzer! nimmer hättest du deine Stimme für Geld, oder sogenannte Ehrenzeichen (oder für den Rausch der Eitelkeit) verkauft. Dein unbestechbares Urtheil hat auch mich, deinen Schüler, zum Geschichtschreiber erhoben (?); auf diesen Ruhm bin ich stolz, und deinem Schatten schwöre

Ich es: nie soll irgend ein Wahnsinn mich verblenden, den Verbrecher zu preisen, wenn auch aus dessen Verbrechen das Heil der Welt entspränge. Ich habe in einer verhängnißschweren Zeit gelebt; ich will diese Zeit der Nachwelt schildern, und sie wird schaudernd meine Stimme hören, wenn auch alles, was Clio's spielende Schwestern mir eingaben, längst verhallt ist." — (S. die Biene. Zweiter Jahrgang, vierter Band. Seite 180.)

Wäre er diesem getreu geblieben, wie würde seines Namens Gedächtniß in redlichem Danke fortleben unter den Nachkommen, indeß nun unter ernsten Warnungen den Spätergebornen sein Grabmal gezeigt wird! — Alle die Oberflächlichkeit, das Halbwahre, das Zerrissene, das mangelhafte Verstehn der Gewährsmänner, die Unfähigkeit die Quellen, als solche zu würdigen, alle die Verdrehungen, um eine vorgefaßte Ansicht durchzuführen — kurz alle Abwege, die einen Historiker vom wahren Ziele ableiten und seine Gestalten zu Theatergruppen machen, muß man hier auf dem ersten Blicke entdecken. Hierauf wird

man schon hingewiesen, wenn man in der einleitenden Vorrede die Quellen in Erwägung zieht, die v. Kotzebue als die seinigen, im wunderlichsten Gemisch, angiebt. Dort wird denn auch als solche Voltaire angegeben. Welcher vernünftige Geschichtserzähler (vom Geschichtsforscher soll gar nicht einmal die Rede seyn), kann bei der deutschen Reichsgeschichte Voltaire als Quelle benutzen? — Aber der Kotzebueschen Manier war er eine erwünschte Fundgrube, die er hochpreis't; er sagt von Voltaire: „Seine Gelehrsamkeit war oberflächlich? — das heißt: sie war nicht pedantisch, sie prangte nicht mit Citaten, sie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geschrieben, hat mehr Kenntnisse verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant seiner Zeitgenossen. (S. die Biene. Jahrgang 1808. Seite 200.) — Die Sucht, etwas Neues aufzutischen und den Nationalruhm der Deutschen, in dem Andenken der gefeierten Nationalhelden, z. B. Karls des Großen, herabzusetzen, — dieses sind die unverkennbaren Führer der Kotzebueschen Darstellung; bei der er denn auch die immer ge-

suchte Gelegenheit, dem Christenthume und der kirchlichen Verfassung seine Abneigung zu erkennen zu geben, nie ungenutzt vorüber gehen läßt. Wenn man diesen letztgenannten Zug seiner Schriftsteller-charakteristik verfolgt, so mag man sich erinnern, daß er, wie in dieser Schrift (Seite 80) mit seinen eigenen Worten erzählt ist, schon als Student die Vertheidigung des Kaisers Julian des Abtrünnigen, sich zum Thema wählte; bis zu seinem Tode erwähnt er ohne Unterlaß in seinen Schriften den Julian und die Verunglimpfungen, welche dieser von den kirchlichen Schriftstellern erlitten hat, nach seiner Meinung, als einen das Christenthum treffenden Vorwurf. Früher hat Hume, dessen historischer Werth so oft durch den sichtbaren Haß gegen das Christenthum gefährdet wird, den Julian eifrig vertheidigt, ohne die auf uns gekommenen Zeugnisse jenes Zeitalters mit kritischer Hinsicht zu prüfen; ihr spricht Kotzebue bei diesem Lieblingsthema nach. —

Kurze Zeit, nachdem von Kotzebue sein politisches Wochenblatt geschlossen hatte, ging er, um das Russische Handelskonsulat zu übernehmen,

nach Königsberg, und trat so in ein ehrenvolles, halb diplomatisches Verhältniß, in welchem er genügende Muße hatte, alle seine literarischen Beschäftigungen fortzusetzen, selbst in nähere Beziehung zur Direktion des Königsberger Theaters zu treten und sonst alle Annehmlichkeiten des Privatlebens mit einem gewissen Glanze der öffentlichen Repräsentation zu verbinden. Die mit dem Konsulate verknüpften Geschäfte besorgte er sehr ordentlich und pünktlich, zwei Eigenschaften die mit seiner abgemessenen Lebensweise in unmittelbarer Beziehung standen; er zeigte sich dem Publiko gefällig und dienstfertig; war er auch einmal aufbrausend oder durch seine reizbare Eitelkeit verletzt, so war doch nach kurzer Zeit niemand leichter zu versöhnen, als er, und der versöhnte Kotzebue erschien persönlich liebenswürdig. So war es natürlich, daß viele Personen seiner Bekanntschaft es bedauerten, als er in der Mitte des Jahres 1816 von dieser Stelle abgerufen, Königsberg verließ, und zum Etatsrath ernannt, nach Petersburg ging, um dort für seine künftige Beschäftigung neue Bestimmungen zu erhalten. Diesem Zeit-

punkte des Kotzebueschen Lebens gehören folgende Auszüge aus Briefen an seine Mutter an:

„Reval, den 13ten Sept. 1816.

Nach einer Reise von zehn Tagen kamen wir wohlbehalten hier in Reval an, wo die Freude über unsere Ankunft um so größer war, da man seit mehreren Wochen die abgeschmacktesten Gerüchte ausgesprengt hatte; nehmlich der Kaiser habe mich in Ungnade verabschiedet, und ich dürfte wegen der Briefs der Generalin Bertrand, weder die Russischen, noch die Preußischen, noch die Oestreichischen Staaten jemals wieder betreten. — Gott sey Dank, daß ich noch immer, und auch dieses Mal, über meine Neider triumphirt habe. — Den 3ten September kam ich glücklich in Petersburg an. Der Kaiser ist schon seit einiger Zeit abwesend; allein der Chef meines Departements empfing mich sehr freundlich, und fing damit an, mich officiell zu versichern, daß er mit der Führung meines Amtes in Königsberg zufrieden sey, und mir sehr wohlwolle.“ —

„Reval, den 29sten Novbr. 1811.

Seine Majestät, der Kaiser hat mir die Bestimmung angewiesen, Ihm monatlich Berichte zu erstatten, von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht u. s. f. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kommen, und aus diesen monatlichen Rapporten sollen sodann die verschiedenen Ministerien Auszüge erhalten, ein Jedes von der Materie, die in dessen Hauptfach schlägt. Dieser Auftrag ist mir in so ehrenvollen schmeichelhaften Ausdrücken geschehen, daß die Bescheidenheit verbietet, sie zu wiederholen. Ferner scheint es mir ein Geschäft, welches nicht allein ganz mit meiner Neigung übereinstimmt, sondern in welchem ich auch für das Russische Reich unendlich viel Gutes stiften kann; wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiser selbst und dessen Ministern bekannt werden, was ohne diese Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre. Ich habe folglich aus dieser Ursache den Antrag dankbar angenommen. — Da sich fand, daß Weimar so schön in der Mitte zwischen Leipzig und Frank-

furt liegt; daß die Buchhändler dieser Städte mir sehr leicht alles liefern können, was Deutschland und Frankreich neues Merkwürdiges hervorbringen, so schlug ich Weimar vor, und erhielt die gnädige Antwort, daß ich mir meinen Aufenthalt wählen könnte, wo ich wollte. — Ich halte es für eine Pflicht des Wohlstandes, Seine Königliche Hoheit, (den Großherzog von Weimar) davon zu unterrichten, daß und auf welche Art ich nach Weimar kommen werde, um seine Erlaubniß zu meinem dortigen Aufenthalte zu erbitten. Ich lege daher einen Brief bei u. s. f." —

„Reval, den 10ten Januar 1817.

Es wird Sie interessiren, liebste Mutter! einige Stellen aus dem Schreiben zu lesen, durch welches mir der Antrag geschah. — Ich habe, schreibt er (der Minister), bei dieser Gelegenheit das Vergnügen gehabt, neue Beweise von der Achtung zu erhalten, welche Seine Majestät für Ihre Verdienste hegen u. s. f. — Der Kaiser will, daß Ihr Auftrag blos wissenschaftlich sey, und man Sie betrachte, als einen Reisenden.

Mit Vergnügen wird er Sie ganz den Wissenschaften sich widmen sehen." —

So erblicken wir von Kotzebue im Begriff nach Deutschland abzureisen, um in ein neues Berufsverhältniß zu treten, in welchem er gar bald zahllose Stimmen gegen sich weckte, sich auf allen Seiten von Widersachern umringt sah und — ein Opfer aufgeregter Leidenschaften — den Tod fand. Ganz abgesehn von seiner Persönlichkeit, wie von der während dieses seines letzten Berufsaufenthalts in Deutschland betriebenen Schriftstellerei, muß der Auftrag selbst, in welchem Kotzebue auftrat, hier näher ins Auge gefaßt werden, da dieser kurze Zeit nachher der Gegenstand so vieles Geredes geworden ist.

Was den in jenen Briefstellen angegebenen Zweck betrifft, welchem sich von Kotzebue widmen sollte, so gereicht er, wie er dort ausgesprochen ist, der Sinnesart des Russischen Kaisers, oder seines Ministerii, je nachdem er von diesem, oder von jenem, oder von beiden vorgezeichnet wurde, zum höchsten Preise, wie der deutschen

Literatur zum Lobe. Ob mit der Ausführung des Zweckes der rechte Mann beauftragt wurde, kommt hier nicht in Betrachtung. Wenn nach Deutschland, in rein wissenschaftlicher Hinsicht, ein Mann gesendet wurde, um die neuen Erzeugnisse der Wissenschaft, Politik, Statistik, Finanzverwaltung, des öffentlichen Unterrichts u. s. f. zu beobachten und über deren Geist unmittelbar an den Kaiser und seine Minister zu berichten, so liegt hierin ein für deutsche Schriftsteller unendlich schmeichelhaftes Anerkenntniß, von der Bedeutsamkeit der Nationalkultur und ihrer Früchte. Jeder redliche Staatsbürger möchte wohl wünschen, daß alle Regierungen eine gleiche Aufmerksamkeit dem in der Literatur sich offenbarenden Nationalstreben der Deutschen, zu ernster Würdigung, schenkten! — Es ist auch wohl zu erwägen, daß hier gar nicht die Rede seyn kann vom Erspähen eines Nationalschatzes, welcher geheim seyn und innerhalb der Gränzen der deutschen Staaten, den Ausländern versteckt aufbewahrt werden soll. Was die Schriftsteller aussprechen, ist ein Eigenthum aller Menschen und aller Zeit-

alter, und der höchste Wunsch des Autors ist der, daß seine Worte von recht Vielen in Erwägung gezogen werden, besonders bei den namhaft gemachten Gegenständen der Intelligenz. — Daß bisher nur selten solche, eigen dazu beauftragte, Beobachter der Literatur von den Regenten der Staaten in andere Länder geschickt sind, gereicht den Machthabern zum gerechten Vorwurfe. Die Maasregel des Außergewöhnlichen kann wohl dem Engherzigen verdächtig, nie aber dem Unbefangenen tadelnswerth erscheinen. Wir wollen nicht an die alten Zeiten erinnern, wo sich die Völker beschickten, um die heilige Frucht der Geistesbildung, weise Gesetze, von einander zu erbitten; das Ungleiche der damaligen und jetzigen Literatur, die Oeffentlichkeit der damaligen Gesandtschaften, mögte gegen die versteckt liegenden Punkte der Vergleichung Manches erinnern lassen. Wir finden das völlig Gleiche bei den größten Regenten der neuern Zeit, und daß wir es finden, beweis't ihre weise Aufmerksamkeit auf den Zeitgeist. So war der Baron von Grimm der literarische Agent der großen Kaiserin Katharina in Frankreich

und in Deutschland zu einer Zeit, wo er keinen Russischen diplomatischen Charakter hatte.

In jenem Auftrage selbst, den von Kotzebue erhielt, liegt also durchaus nichts, was ihm oder seinem hohen Kommittenten zum Vorwurfe gereichen könnte. — Nun sagt man aber: Hinter der literarischen Beschäftigung war eigentlich eine diplomatische Spionerie versteckt, von der Deutschland von Rußland herkommende Gefahr zu fürchten hat und Kotzebue, der Deutsche von Geburt, erschien so als Verräther seiner Landsleute. Je entschiedener man behaupten muß, daß v. Kotzebue zum literarischen Agenten nichts taugte, und doch dazu ernannt wurde, um so weniger kann man diesen eben wiederholten Verdacht dadurch beseitigen, daß man Kotzebue's Unbrauchbarkeit für das geheime Gewebe der Spionerie anführt. — Ohne irgend eine Persönlichkeit in Erwägung zu ziehn, ist der Verdacht in sich selbst so unhaltbar, daß man sich wundern muß, wie er bei gescheuten Leuten hat Glauben finden können. — In der Geschichte ist noch nie ein Zeitpunkt gewesen, wo das Interesse aller kultivirten

Menschen in Europa zu ihren gegenseitigen politischen Verhältnissen so groß war, als gegenwärtig; was daher in dem Bereiche jedes Volkes, jedes Staates, jeder Regierung liegt oder Neues geschieht, soll, kann und darf keinem Menschen ein Geheimniß seyn; die sogenannten Staatsgeheimnisse sind ein schlechter Unfug der Machthaber, ein ewiger Fluch der Nationen, welche es denen recht Dank wissen können, die sich die Mühe nehmen wollen, auf solches ertraglose Ministerial-Erz ihren Grubenbau zu richten. — Was über das dermalige Verhältniß der deutschen Völker zu ihren Regierungen den Schriften anvertraut wird, und wie die Wünsche beider eins seyn sollten und es nicht sind, weil sich zwischen beide schlechte Vorurtheile und bejammernswerther Ministerial-Obscurantismus stellen, deren Opfer oft die redlichst gesinnten Fürsten werden: — dies mag keinem einheimischen, keinem fremden Regenten ein Geheimniß bleiben. Wenn dieses zu erforschen, hierüber Notizen zu sammeln, von Kotzebue geheime Instruktionen gehabt, zur Bekanntwerdung dieses Geheimnisses an den Russi-

schen Kaiser gewirkt haben könnte, so wollten wir alle, die wir redliche Deutsche zu seyn uns rühmen, ihm gern sein Geheimniß, und jede in unserer Literatur auf sich geladene Schuld obendrein vergeben, und sein Andenken heilig halten, wie das eines wohlverdienten Mannes. —

Hiernach ist man berechtigt, den Auftrag, in welchem von Kotzebue nach Deutschland kam, für rein wissenschaftlich zu halten. — Er wählte Weimar zu seinem Wohnorte. Dieser Entschluß hatte unbezweifelt seinen Grund in der Liebe zu seiner Mutter, in der Anhänglichkeit an seine übrigen Verwandte, und an einige Jugendfreunde, wie in der sich gewöhnlich mit dem zunehmenden Alter vergrößernden Sehnsucht nach dem Orte der Geburt; denn ohne diese Motive hatte von Kotzebue Gründe genug, jede Stadt Deutschlands, nur nicht Weimar zu wählen. Er selbst, der seinen Werth nie gering anschlug, konnte sich sagen, daß, nach dem bekannten Sprichworte, der Prophet in seinem Vaterlande immer am wenigsten gilt; und Kotzebue wollte doch so gern recht viel gelten. — Außerdem gab es für ihn,

den Unvorsichtigen und leicht Reizbaren, hier so viele Berührungen, die er, wenn er glücklich zu leben bedacht war, um jeden Preis hätte vermeiden sollen. Nach der Art, wie er als Jüngling sein Vaterland hatte verlassen müssen, — so etwas wird überall leichter vergessen, als in der Heimath — nach dem übeln Andenken, in welchem er in Weimar überhaupt stand, nach den ewigen Fehden und Klätschereien, die er mit dortigen Gelehrten angesponnen, über sie verbreitet hatte, konnte er leicht berechnen, daß er dort höchst ungern gesehn, oder, was ihm sehr empfindlich war, gerade von den Edelsten nachsichtsvoll übersehen wurde. Bei der Wahl seines Aufenthaltsortes berücksichtigte er nicht nur solche Abmahnungen nicht; seine getroffene Bestimmung wollte er auch noch mit den Befriedigungen der Eitelkeit in Verbindung setzen; der nunmehrige Kaiserlich Russische Etats-Rath wollte mit einem gewissen diplomatischen Glanze in Weimar auftreten, in dieser Glorie an dem dortigen Hoflager Zutritt haben. Dieses ist die nahe liegende Vermuthung, nach der von Kotzebue's Schritt, sich schriftlich

bei dem Großherzoge anzumelden, oder, wie er sich ausdrückt, „denselben davon zu unterrichten, daß und auf welche Weise er nach Weimar kommen werde, und dessen Erlaubniß zu einem dortigen Aufenthalte zu erbitten," beurtheilt werden muß; denn Kotzebue hatte, seit seiner Verweisung als Russischer Officiant öfter Weimar wieder besucht, sich dort längere oder kürzere Zeit aufgehalten, ohne je des Herzogs Erlaubniß dazu nachgesucht zu haben. Jene war auch wirklich um so unnöthiger, da in den Weimarischen Landen jedermann seine Wohnung aufschlagen kann, der sich redlich nährt und den Gesetzen, deren Schutz er genießt, Gehorsam leistet. — Die natürliche Folge jener Anmeldung war wohl, daß der Großherzog den an seinem und den übrigen Sächsischen Höfen accreditirten Gesandten officiell befragen ließ: welche Beschaffenheit es mit der ganz ungewöhnlichen, von Kotzebue selbst angemeldeten Sendung habe; auf welche Veranlassung von Kotzebue denn unstreitig die Weisung erhielt, daß er nur als Privatmann sich in Deutschland aufhalten, durchaus aber keine diplomatische Reprä-

sentation wahrzunehmen habe. Er sollte nur als Reisender erscheinen, wie er seiner Mutter schreibt. Um indeß dieses den früheren Andeutungen und seiner Eitelkeit widersprechende Privatleben sich und der lieben Mutter einigermaßen zu versüßen, stellt er in dem Briefe (vom 10ten Januar 1817) die Ministerversicherung von der Achtung, die der Kaiser für seine Verdienste hege, ganz bescheiden voraus; er, der doch, als er den Brief vom 29sten November 1816 schrieb, vor lauter Bescheidenheit, die ehrenvollen und schmeichelhaften Ausdrücke nicht wiederholen konnte, mit denen ihm der literarische Auftrag selbst ertheilt war. —

Kaum hatte von Kotzebue in Weimar sein Haus gefunden, seinen Haushalt aufgeschlagen und begann dort, wie das Sprichwort sagt, wieder warm zu werden, als zwei Ereignisse im Herbste 1817 schnell auf einander folgend dazu dienten, ihn seinem Vaterlande in einem gar nachtheiligen Lichte zu zeigen, und ihn als einen Feind aller liberalen Ideen, als einen Verläumder der Bestrebungen des Zeitgeistes, als einen entarteten

Menschen überall und jugendlich freien Seelen besonders, wenn sie aus allen Familienverbindungen herausgerissen sind, so eigenthümlich ist, ein Band näherer Verbindung mit denen zu knüpfen, die gleiche Hoffnungen, Wünsche und Bestrebungen hegen, so war aus dem schönsten Vaterlandsgefühl eine Verbindung hervorgegangen, die allen akademischen Orden und Landsmannschaften ein Ende machen, den sehr entarteten Unitistenorden in veredelter Gestalt wiederherstellen, auf sittlichen Grundlagen zu einer Vereinigung der bessseren Bestrebungen wirken und des Nationalwohles Heiligkeit bewahren sollte. Wenn sich dieser Zweck, bei Errichtung des Bundes der Burschenschaft nicht ganz klar aussprach, so wirkte die bald darauf eingetretene Unterjochung Deutschlands und der mit der Burschenschaft in Verbindung gestellte Tugendbund hierzu, und verbreitete ein herrliches Nationalstreben unter allen Ständen, Lebensstufen und Völkerstämmen des lieben Vaterlandes. Es erschien bald der lichtvolle Zeitpunkt, wo aller Deutschen Herzen Ein Wille begeisterte und wo die geängstigten Großen in dem

Rekurs an die Nationalkraft ihr Heil suchen mußten. Sie traten hervor mit Bekenntnissen, wie sie nie gehört, mit Versprechungen, wie sie oft einzeln gewünscht; aber noch nie den deutschen Völkern gegeben waren. Vor allem ward die kräftige Jugend aufgerufen zu den Waffen; sie ward zu Siegen geführt und ihr in Verbindung mit den gegebnen Verheißungen und den Thaten die sie vollführte, das Bewußtseyn ihres hohen Berufes näher vor Augen gestellt. Anstatt nun, nach zweimal erstrittenem Frieden, nach der Säuberung des gemeinschaftlichen Vaterlandes von ausländischer Zwingherrschaft, den vom Kampfe zu dem heimischen Tageswerke zurückkehrenden Jünglingen mit väterlicher Liebe den schönen Beruf im Bereiche weiser, auf wahres bürgerliches Wohl wirkender Gesetze ihren Pfad fortzusetzen, zu vergegenwärtigen, fand man es häufig gerathen, den alten schnöden officiellen Commiß-Ton anzustimmen, die Lösung der gegebenen Verheißungen zu verschieben, die Thaten der kräftigen Jugend herabzusetzen, heranreifenden Männern drohend die Zuchtruthe des Schulmeisters oder

den Korporalstock vorzuhalten, und, unter einzelnen Begünstigungen, die Erfüllung der Gelübde zweifelhaft zu machen.

Dieses wurde nur zu bald tief empfunden, besonders von den hochherzigen jugendlichen Seelen gefühlt, die in der Beschäftigung mit den Wissenschaften einen freieren Standpunkt hatten, in den Erzeugnissen der Literatur, wie in den Bildern der Geschichte zur Erkenntniß des Zeitgeistes und der Klippen gelangten, an welchen das verheißene Nationalglück zu scheitern drohte. Solchen Besorgnissen, die wohl nicht aus der Luft gegriffen sind, stellte sich muthig keck entgegen die Burschenschaft, welche schon deshalb schuldlos war, weil sie, ohne irgend eine Heimlichkeit, sich offen und frei mit ihren Zwecken und Streben aussprach und erst dann lichtscheu umherschlich, als die unbegreiflichsten politischen Mißgriffe, durch ungerechte Verfolgungen, das friedliche Wollen in ungestümes Begehren verwandelte. Die Idee, die dem Bunde zum Stützpunkte diente, darf nicht getadelt werden, wenn auch zufällig oder

boshaft Handlungen mit derselben in Verbindung gesetzt sind, denen nicht gleiche Lauterkeit zusagt. —

Kein gerechter Vorwurf eines Frevels war der versammelten Burschenschaft auf der Wartburg zu machen; das herrliche Fest wurde gefeiert in Frömmigkeit, Sitte und traulicher Vereinigung zu schönen Zwecken. Im lebendigen Bewußtseyn eines untadlichen Wollens, im Rausche der Freude, im Hasse des Unwahren, Trügerischen, Schlechten ließen jene Jünglinge ein Gericht ergehn, nach ihrer Art, indem sie das an geweihter Stätte auf dem Gipfel des Berges zu vielfach schöner Rückerinnerung angezündete Feuer, zu einem Auto da Fe machten, in welches sie die Schriften und Schriftlein unlauterer Geister, unverständiger Lästerer des Zeitgeistes, feiler Handlanger heimischer Verfinsterung und die Symbole der neuerlich wieder an den Tag gekommenen Soldaten-Knechtschaft warfen, damit die Flamme das in Asche verwandele, was die öffentliche Stimme bereits als unheilbringend bezeichnet hatte. Mag die Handlung selbst ihre tadelnswerthe Seite haben, mag die getroffene Wahl der verbrannten

müßen, um so mehr gefiel er sich in dem Wahne, das Vaterland durch Entdeckung einer Verschwörung retten, und sich, wie einst der eitle Cicero, den schönen Namen des Vaters des Vaterlandes erringen zu müssen. Mißglückte auch für dieses Mal, der Sache nach, die Entdeckung einer Verschwörung völlig, aus dem einfachen Grunde, weil sie nur in den Polizey-Köpfen existirte, so wird man doch hoffentlich von Seiten der Polizei, wenn kein großes Mißgeschick erfolgt, mit der Zeit, nach manchem gescheiterten Versuche, noch einmal mit einer nicht ganz unwahrscheinlichen Verschwörungsgeschichte zu Stande kommen; dann mögen die Capitol-Wächter den ersehnten Lohn ärndten, bis zu welchem Triumphe hin, den kein redlicher Deutscher zu erleben begierig, die Geschichte Sallusts von der Catilinarischen Zusammenrottung zum fleißigen Studio den Entdeckungs-Beflissenen anempfohlen seyn mag. —

Die Geistesverwandtschaft zwischen von Kotzebue und den von dem Wartburgsfeste alles mögliche Unheil Vorhersagenden, auf strenge Be-

strafung aller Theilnahme Dringenden machte sich bald kund und warf auf manchen sonst ehrenwerthen Namen einen dunkelen Schatten; wie viel mehr auf ihn, der immer übel berüchtigt war, und immer dafür sorgte, daß die Unlauterkeit seines früheren Lebens in neue Erinnerung gebracht werde. —

Aber wohl zu beachten ist es, daß, obgleich von Kotzebue von diesem Zeitpunkte an die deutsche Jugend und besonders die studierende und ihre Musensitze, vorzüglich Jena, mit seinen verdienstvollen Lehrern, auf alle ihm zu Gebote stehende Weise verlästerte und verunglimpfte, ihm doch weder in Jena, wo er öfter war, noch in Weimar, wo täglich Jenenser Studenten zum Besuche sind, und wo selbst das Schauspielhaus so günstige Gelegenheit dargeboten hätte, ihm nie die geringste Beleidigung von Studenten zugefügt worden ist. So gute sittliche Ordnung herrscht dort, so große Achtung haben dort die Gesetze — dort auf jener Universität, über die so viel Schändliches gelogen ist. —

Während noch die Wartburgsgeschichte und

Sachen nicht gebilligt werden, so treffe die Mißbilligung den Fehler, die Verirrung; aber staatsverrätherische Verbrechen wird kein vernünftiger Beobachter darin finden. —

Unter den hier den Flammen übergebenen Schriften wurde auch Kotzebue's sogenannte Geschichte des deutschen Reichs, nebst anderm die Nationalehre schmähendem Geschreibsel seiner Feder genannt und so der selbstgefällige Autor, der gegen die deutsche Jugend und ihre Burschenschaft großen Unwillen hegte, zu geschäftigem Ingrimm aufgeregt. Anstatt, wie jeder Vernünftige hätte thun müssen, den an sich so unbedeutenden Vorfall zu ignoriren, erhob von diesem Zeitpunkte an von Kotzebue sein, manchen gefälligen Zuhörer findendes Geschrei über das entsetzliche Unheil, das die Welt von der deutschen Burschenschaft schon jetzt erfahre und für die Zukunft noch zu fürchten habe. Mochte es ihn auch immerhin empören, dort mit so verrufenen Skribenten, wie der israelitische Saul Ascher, oder wie der von Cölln in eine Klasse geworfen zu seyn, er hätte sich ja damit trösten können, daß seine

Werke gemeinschaftlich verbrannt wurden, mit dem Code Napoleon und mit dem an sich sehr unschuldigen Preußischen Gensdarmerie-Coder. Jener Autor auf St. Helena mag sich wenig um die ihm auf dem Wartburgsfeste angethane Beleidigung bekümmert haben; desto mehr that es, begünstigt von seiner officiellen Stellung, der Vertreter des zweiten Coder. Wie von Kotzebue nahm er sich das Ereigniß, von dem die Nachwelt kaum begreifen wird, wie daraus so großes Unheil hat erfolgen können, so zu Herzen, daß er sogleich, so weit seine Befugniß nur reichen wollte, die strengsten Nachfragen über die Theilnahme an dem Wartburgsfeste verhängte, den um den preußischen Staat so unsterblich verdienten Großherzog von Weimar, dem preußischen Königstamme so vielseitig befreundet, in dessen Landen der unschuldige Gensdarmerie-Coder verbrannt war, vor aller Welt zu beleidigen versuchte, und die Burschenschaft wie eine Verschwörung bezeichnete, welche es abgesehen habe auf Regenten, Staaten und gesetzliche Ordnung. Je mehr Verblendete, auf jene Autorität hin, ihm Glauben bei-

matische Sendung fußend, die Bekanntmachung seiner Berichte unter dem Gesichtspunkte einer Gefährdung der dem Russischen Hofe gebührenden Achtung stellte. Offenbar hatte er diesen Vorfall selbst veranlaßt, durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher er die, seine Geheimnisse enthaltende Handschrift dem Abschreiber Koch übergab. Daß übrigens Treue und Glauben verletzt waren, indem der Mann, den Koch bei der Entzifferung der unleserlichen Handschrift um Rath fragte, diese Veranlassung benutzte, heimlich Auszüge aus dem Bülletin zu machen und diese heimlich zum Drucke zu befördern, ist offenbar. —

Nun betrieb v. K. mit allem Eifer den Prozeß gegen Luden, Wieland, Oken u. s. f.; nach seinen wiederholten Anträgen vor Gericht sollte aber gerade der, der ihm dies Herzeleid eigentlich zufügte, der unvorsichtige Abschreiber Koch mit aller Strafe verschont bleiben *). Ob hierbei eine

*) Siehe: Heinrich Ludens Verurtheilung und Rechtfertigung in der von Kotzebue'schen Bülletin-Sache. Mit einer Einleitungs-Vorrede von Dr. J. C. Gensler. Heidelberg 1818. 8.

gutmüthige Nachsicht, oder etwas anderes zum Grunde lag, bleibt unentschieden.

Hätte v. K., anstatt sich in öfterer Berufung auf die seinen literarischen Depeschen gebührenden diplomatischen Egard's zu gefallen, ruhig die Bekanntmachung jenes, ihm entwendeten Berichtes geschehen lassen, hätte er einfach den Vorfall zu seiner Rechtfertigung bekannt gemacht, und über den Inhalt der Bülletins zu seiner Entschuldigung gesagt, was sich etwa sagen ließ, so hätte er sich vielen Verdruß und den Schwachen viel Aergerniß gespart. — Aber nein! dieser Lärm schien ihm anfänglich viele Freude zu machen, er schmeichelte ja seiner Eitelkeit; am Weimarischen Hofe, bei den Gerichtshöfen und in den Zeitungen betrieb er die neue Fehde, immer darauf zurückkommend: welch ein Frevel es sey, die Berichte, die er seinem Hofe zuschicke, unbefugt zur Kunde des Publikums bringen, und ihn über deren Inhalt öffentlich verantwortlich machen zu wollen. Nebenzu bekamen denn, wie es seine Manier war, seine Gegner und Neider, die Bur-

schenschaft und der Zeitgeist, das Deutschthum und die Volksschriftsteller von ihm ihre Strafe.— Dagegen thaten ihm manche Widersacher den Gefallen, auf das Bülletin selbst ein großes Gewicht zu legen und darauf hinzuweisen, welch ein Unheil der deutschen Nationalfreiheit daraus erwachsen könne, wenn Insinuationen solcher Art Eingang fänden im hohen Kaiserlich-Russischen Kabinette. In wie weit es nun mit solchen Aeußerungen von Besorgniß ernstlich gemeint war, oder nicht, so verschwindet solche doch von selbst, wenn man erwägt, daß eine durch gemeinsame Sprache und Literatur verbundene Nation, die sich nicht in dem Zustande der Unterjochung unter einem auswärtigen Monarchen befindet, zunächst von außen her keine Verletzung ihrer geistigen Nationalfreiheit zu fürchten hat. Vielmehr scheint es, als ob die Ueberzeugung von dem wahren Werthe der Nationalkultur und des daraus hervorgegangenen Zeitgeistes noch nicht recht begründet sey, wenn man so leichtfertig weit hergeholter Besorgniß sich hingiebt, anstatt recht frei und treu den heimischen Altar zu bewahren, daß

die heilige Flamme des rüstigen Muthes nie verlösche! —

Die prozeßualischen Verhandlungen gingen unter gegenseitigem Libelliren fort; und wurden erst nach fast zwei Jahren beendet, wie es die neuesten Zeitungen mittheilen: sämmtliche Angeschuldigte wurden nach dem Urtheil des Weimarischen Ober-Appellations-Gerichts frei gesprochen; ja ein Urtheil der Juristen-Fakultät zu Würzburg erkannte sogar Kotzebue'n schuldig, in Betreff der von Luden gegen ihn erhobenen Klage, rücksichtlich des Inhalts des famosen Bülletins, puncto injuriarum et calumniarum. —

So ungern sich es v. Kotzebue auch gestehen wollte, so wirkten doch solche Vorfälle bedeutend auf ihn und störten selbst seine häuslichen Freuden. Er, der so gern kleine Gesellschaften gab und besuchte, konnte es oft nicht ignoriren, daß Viele von denen, mit welchen er gern Umgang gehalten hätte, sich sorgfältig von ihm zurückzogen; Manche vermieden, Kotzebue's Haus zu betreten, geflissentlich, und dennoch vergaß man in seinem Familienkreise leicht, daß er, der von vie-

len Seiten berüchtigte Mann sey. Besonders in Weimar machte er bittere Erfahrungen, ohne sich aber dadurch in seiner Sinnesweise irren zu lassen. Aerndete er von den Einheimischen nicht viel Freude, so ergötzte ihn dagegen der häufige Besuch der Reisenden; denn wie nachtheilig man über ihn denken mochte, wie wenig man seinen Ansichten beistimmen, seinen Lebensbetrieb loben mochte, so blieb er doch immer ein merkwürdiger Zug im Bilde der Zeitgeschichte, und war als solcher wohl einer persönlichen Bekanntschaft werth.

Das Jahr 1818 wurde für von Kotzebue, durch eigne Schuld, ein sehr verdrußreiches. Als ob er an den vielen Widersachern noch nicht genug habe, begann er ein neues Schriftsteller-Unternehmen, das literarische Wochenblatt, welches nach seinem Ton und Zweck allein im Stande war, seinen Urheber in endlose Zänkereien zu verwickeln und ihn zur Zielscheibe einer ganzen Schriftstellergeneration zu machen. Wie er auf die unglückselige Idee dieser Unternehmung gerieth, ist leicht aus ihm selbst zu erklären. Die fragmentarische Schriftstellerei der Flug- und Zeitungs-

blätter war die, welche v. K. am besten gefiel, bei welcher er jeden Gedanken, der ihn unter vielseitiger Lektüre in den Wurf kam, sogleich auf den literarischen Markt bringen konnte. Seine nach Rußland zu sendenden literarischen Berichte verpflichteten ihn, die neuen wichtigern Erscheinungen des deutschen und französischen Buchhandels zu lesen; da ihm aber zum verständigen Lesen die Zeit und Fähigkeit fehlte, so begnügte er sich, sie wenigstens im Fluge zu durchblättern. Hierbei stieß ihm mancher Gedanke auf, den der haushälterische Schriftsteller nicht wollte verloren gehen lassen; die Zeit und Mühe, welche die Erfüllung des kaiserlichen Auftrages forderten, sollte auch der Autorschaft eine Frucht abwerfen; dazu war das bunte Gemisch des literarischen Wochenblattes am besten geeignet, und noch außerdem sehr brauchbar, um sich zu rächen an jeden Gegner, in jedem Augenblicke Gelegenheit zu haben, Andersdenkenden seine geharnischten Repliken darzureichen, und den Theil des Publikums festzuhalten, welcher nichts untersuchen kann, aber von Allem so viel oberflächliche Notiz haben will, um

ein Wort mitreden zu können. — Nicht für ein schlechtes Publikum hatte er seinen Plan berechnet, er nahm in demselben die achtbare Klasse von Lesern auf, welche durch Berufsgeschäfte zwar veranlaßt werden, von der Tagesliteratur Notiz zu nehmen, zugleich aber gehindert, sie ernstlicher Betrachtung und verständigem Urtheile zu unterwerfen, so daß man sie bei leichter Rede, verständlichen Worten, witzigen Späßen und Taschenspieler-Dreistigkeit leicht täuschen, leicht irre führen kann. — Die von diesem Unternehmen gehegten Erwartungen, welche auch zum Theil in Erfüllung gingen, hatten für v. K. zu viel Lockendes, als daß er zur Berücksichtigung vernünftiger Abmahnungen hätte gelangen können. Den Rath seiner Freunde, seine eigenen, früher ausgesprochenen Bekenntnisse und Maximen hätte er nur in Erwägung zu ziehen gebraucht: um von dem gefahrvollen Abwege zurückzutreten. Von der unberufenen Lust zum Kritisiren sagte er selbst (1812): „Ja, wenn diese Beschäftigung nur ein ehrbarer Zeitvertreib für verlorene Stunden wäre, wenn sie nicht ihren Mann ganz forderte! Aber

das Kritisiren ist eine Arbeit, und eine große Arbeit! Man muß Alles lesen, über Alles sprechen, und gut und richtig sprechen; man muß alle Manieren gründlich erforschen, über Vieles urtheilen, was man vorher selbst nicht kannte, und worüber zu entscheiden bisweilen sehr kitzlich ist; mit Einem Worte: man muß sich stellen, als ob man Alles wisse, zu Allem fähig wäre, und geschickt in allen Künsten und Wissenschaften. Eine solche Vorspieglung ist nach meiner Meinung schwerer, als die Erlangung jener Kenntnisse selbst. — Daher ist mein Rath: man überlasse ein solches Geschäft Leuten, die nichts besseres zu thun haben. Wenn man es obenein betrachtet, so schmeichelt es freilich dem Ehrgeize, aber diese Täuschung schwindet bei näherer Prüfung bald, und es findet sich, daß man blos seine Zeit sehr unnütz verloren hat." —

Doch — der edle Schiller sagt:

„Doch, wenn ein Haus in Feuer soll vergehen,
So treibt der Himmel sein Gewölk zusammen." —

Von Kotzebue grif muthig zur Feder und führte selbige so geschäftig, daß er den ersten

Band des Wochenblattes, ohne Hülfe, allein schrieb, und auf die auffallendste Weise die Behauptung rechtfertigt, die Prof. Krug in einer geistvollen, viel gelesenen Schrift *) niederlegt: „Zwar rühmt ein öffentliches Blatt, daß, wenn derselbe (v. K.) auch in seinen Schriften, und namentlich in seinem literarischen Wochenblatte manches Falsche behauptet, also nicht immer wahr geredet, er doch niemand gescheuet, sondern seine Ueberzeugung freimüthig ausgesprochen habe. Allein, wir leugnen, daß K. das je in sich gehabt und gefühlt, was man Ueberzeugung im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes nennt. Er hatte nur Meinungen, und diese sprach er allerdings, wenn er nichts davon besorgen zu dürfen glaubte, mit vieler Dreistigkeit, ja Keckheit aus. — Sobald er aber besorgen mußte, daß eine offene Aeußerung seiner Meinung ihm

*) Siehe Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Drittes Stück 1819. Seite 297. Der dort stehende, auch einzeln abgedruckte Aufsatz ist zur Würdigung des Kotzebueschen Schriftstellercharakters von entschiedener Wichtigkeit. —

schädlich werden könnte, machte er nur tiefe Bücklinge. — Weil er nun keine wahrhafte Ueberzeugung hatte, sondern bloße Meinungen — indem es seinem Geiste an jener Stetigkeit und Selbstständigkeit fehlte, wodurch man allein zu festen Grundsätzen, als der einzigen Quelle einer wahren Ueberzeugung gelangt — und weil Meinungen etwas sehr Bewegliches sind, das sich nach dem Windstriche bald so, bald anders dreht: so ist hieraus wohl erklärbar, wie es zuging, daß der Herausgeber des literarischen Wochenblattes nie in eine gründliche Untersuchung irgend eines Gegenstandes einging, sondern alles mit einigen oberflächlichen, höchstens nur witzigen — denn Witz war sein Haupttalent — Bemerkungen abthat; daß er über alles sprach und absprach, er mochte es verstehen oder nicht, weil er eigentlich nichts recht, das heißt, aus dem Grunde verstand; daß er seine Gegner nur mit einigen lächerlichen Wendungen und Beispielen bekämpfte; und daß er eben daher fast immer die Lacher, also auch denjenigen Theil der sogenannten Gebildeten, die lieber lachen als denken, und meinen, eine

lächerlich gemachte Sache sey darum auch eine schlechte, auf seiner Seite hatte. — Das literarische Wochenblatt hat während der kurzen Zeit, (daß v. K. in ihm seine Stimme abgab,) vielleicht einige tausend Schriften angezeigt und beurtheilt — alles in der oben angezeigten Manier, die offenbar, nächst der langweiligen, die schlechteste von allen ist. Denn sie belehrt nicht, sondern sie blendet; sie bildet nicht, sondern verbildet; sie leitet nicht, sondern verleitet — nämlich zur Seichtheit, zur Halbwisserei, zur Spötterei selbst über das Trefflichste — mit einem Worte: sie verdirbt den Geist von Grund aus. Daher kam auch jene Inkonsequenz, mit welcher v. K. in seinem Wochenblatte die liberalen Ideen bald vertheidigte, bald bekämpfte, dem Zeitgeiste bald huldigte, bald widerstrebte, wie es augenblickliche Lust und Laune eben mit sich brachte. Zu prüfen, bedachtsam und gründlich zu prüfen, was es mit jenen Ideen eigentlich für eine Bewandniß habe, woher sie stammen, wie weit sie auf den gegebenen Zustand der Welt anwendbar seyn, ob und in wiefern der Zeitgeist gut oder böse sey,

wie man es anzufangen habe, das Gute, wonach er strebt, zu verwirklichen, ohne zugleich das Böse, wonach er vielleicht auch strebt, mit zu verwirklichen, wie man also, ohne dem Guten zu widerstehen, das Böse bekämpfen, und ohne das Böse zu unterstützen, das Gute zu befördern habe, — das zu untersuchen, war seine Sache nicht, weil es zu mühsam war, weil es so langes, angestrengtes Nachdenken forderte, weil er dann in derselben Zeit, wo er hundert Bücher, gute und schlechte, flüchtig durchblätterte und eben so flüchtig anzeigte, um aus jedem etwas herauszuheben, womit er den Gaumen einer verwöhnten Lesewelt kitzeln, oder wobei er seinen Witz spielen lassen konnte, kaum eines hätte lesen und beurtheilen können." —

Dieser Mittheilung verdient zur Seite gestellt zu werden, was ein Freund Kotzebue's im Anfange des vierten Bandes des literarischen Wochenblattes, mit besonderer Beziehung auf dasselbe und auf seinen politischen Obskurantismus, sagt: „Kotzebue befand sich bei der jetzigen Ordnung der Dinge im Ganzen wohl,

und fühlte dabei, daß die Form allein wenig bessere und daß auch das Beste gemißbraucht werden könne; darum fiel er über die wirklichen und vermeinten Störer der Ruhe (— sie waren ja ohnehin auch seine persönlichen literarischen Gegner —) her. Hierbei beging er zwei Fehler; einmal, wenn er den nichtssagenden Satz von Locke zum Grunde legte: daß diejenige Verfassung die beste sey, die am besten verwaltet wird. Er übersah, daß eine Form vor der andern viel geeigneter sey, auf die bessere Verwaltung hinzutreiben, und dem so leichten Mißbrauche der Verwaltung kräftiger entgegen zu wirken. Zum andern vermengte er mit Hobbes die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Nicht alle Pflichten, die jedermann der ersten schuldig ist, passen auf die zweite. Wenn K. sogar als Verfechter der Monokratie aufgetreten ist, so war wohl jene Begriffsvermengung daran Schuld, daß er dem menschlichen Geschlechte und seinem edelsten Daseyn, ohne es zu wollen und zu ahnen, den Krieg erklärte. Diese Behauptung war jenem papistischen Satze ähnlich, daß diejenige

Verwaltung die beste sey, die der Regierungsart im Himmel am nächsten komme, wo auch nur Ein Monarch herrschte. Wer sieht aber nicht, daß gerade dieser Satz die beste Empfehlung für gemäßigte und ächt repräsentative Verfassung sey? denn eben die Gründe, welche für die heilbringende Nothwendigkeit der göttlichen Gewalt beweisen, müssen jedem Sterblichen die unumschränkte Gewalt aus der Hand winden. — K. übersah, daß es nicht darauf ankomme, ob die Verwaltung bei Einem oder bei Vielen stehe; sondern darauf, daß nicht Einer oder Viele, die nicht das ganze Volk vorstellen, sich jener höchsten Gewalt bemächtigen, der es obliegt, Sicherheit, Freiheit und Eigenthum der Gesetzgebung zu bewahren. — Er übersah ferner, daß, wenn wir uns um Manches schon jetzt besser, als sonst befinden, selbst bei mangelhafter Verfassung, es hauptsächlich der öffentlichen Meinung zuzuschreiben, welche als Surrogat einer staatsrechtlichen Verfassung, sich überall einen achtbaren Rang erobert hat, die aber mancher Regierung das Verdienst der Freiwilligkeit be-

ohne vor allen Dingen zu beweisen, daß sie auch richtig sind; jene brauchen das nicht mehr zu beweisen, sondern deuten blos auf die Erfahrung, die laut für sie spricht. Das Menschengeschlecht bleibt immer dasselbe; sein sogenanntes Fortschreiten (im Moralischen) ist eine Chimäre; ist sogar eine gottlose Einbildung, denn der Mensch ist nicht auf der Welt, um hier schon vollkommen zu werden *). Die Menschennatur bleibt immer dieselbe. Was vor 50 und 500 Jahren die Menschen beglückte, kann und wird sie auch jetzt beglücken: Liebe und Gerechtigkeit. Diese

*) Dieses Argument ist ein recht auffallendes Zeugniß, wie wenig Kotzebue bei seinen wichtigsten Aussprüchen im Stande war, eine nur irgend haltbare Schlußfolge anzugeben: denn, ist moralische Vollkommenheit nicht, wie alles Reingeistige, in sich unbegränzt? — Sind die mit geistiger Freiheit begabten Erdenbewohner dem Ziele der höchsten Vollendung schon so nahe, daß es eine Gottlosigkeit ist, sie noch einen Schritt weiter der Vervollkommnung entgegen zu führen? — Wer kann dem menschlichen Geschlechte den schönen Beruf rauben, der moralischen Vervollkommnung entgegen zu streben? — —

nige Regierung, die ihren Unterthanen Liebe und Gerechtigkeit beweis't, verbreitet auch sicher das Glück, die Form sey welche sie wolle, und so alt sie wolle. — Ey! wer sind denn die Großsiegelbewahrer der Ideen der Zeit? Suchen wir sie im Wehrstande? der gehorcht nur seinem Fürsten und thut es gern. Ist es die Geistlichkeit? die trachtet jetzt nur nach einer Konstitution für sich. Ist es der Kaufmannsstand? der begehrt nur Schutz und Freiheit des Handels, gleichviel unter welcher Form. Sind es die Handwerker und die Bauern? die verstehen nicht einmal, was die Ideen der Zeit eigentlich wollen, und — wenn sie nur Liebe und Gerechtigkeit nicht vermissen — so kümmern sie sich auch weiter nicht darum. Wer ist denn nun noch übrig? der Stand der Gelehrten, der Schriftsteller. Dieser Stand theilt sich jedoch in zwei sehr ungleiche Hälften. Die bei weitem größere Hälfte besteht aus Staatsbeamten, die, längst durch Erfahrung belehrt, das erprobte Alte auch nicht verwerfen. Folglich müssen wir endlich bei der kleinen Zahl derjenigen Schriftsteller stehen bleiben,

die man die Kometen in der Staatsordnung nennen könnte; die alle Planetenbahnen durchkreuzen und die Sonne nicht sonderlich zu respektiren scheinen; die meistens einen verzweifelt kleinen Kern haben, aber einen gewaltigen lockeren Schweif, durch den sie Abergläubige in Schrecken setzen; deren Bahn endlich eben so schwer zu berechnen ist, als die Kometenbahnen, weil sie immer excentrisch umherschweifen. Gesetzt nun, daß so ein Komet spräche zu der Sonne: Ihre Majestät haben lange genug autokratisch regiert. Ich bringe Ihnen die Ideen der Zeit, Sie müssen Ihre Planeten nicht mehr so regelmäßig um sich herum laufen lassen. Das ist zwar bis jetzt recht gut gegangen, aber nun ist es alt, und die Ideen der Zeit verlangen etwas Neues. — Ein fader Scherz! werden unsere Gegner ausrufen; aber es liegt wahrlich viel Wahrheit in dem Scherze. Wir können ein halbes oder ganzes Dutzend Schriftsteller durchaus nicht für die alleinigen Inhaber der Ideen der Zeit gelten lassen. Es sind ihre Ideen und nichts weiter. — Wenn nur die Regierungen, wie bisher, sich gar nicht

um das Geschrei bekümmern. Dieses Geschrei — wir prophezeihen es mit völliger Gewißheit — wird erst dann recht angehn, wenn die Konstitutionen in Deutschland gegeben seyn werden; denn dann wird es wieder heißen: sie taugen nichts! sie hätten so, oder so seyn sollen. Wäre es möglich eine Konstitution zu erfinden, die alle die sogenannten Ideen der Zeit realisirte, so wäre das ein Donnerschlag für die Herren Kometen; denn wenn sie schweigen müßten, wovon sollten sie leben? — Wenn es erlaubt ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen, so möchten wir in dieser Zeit sämmtliche Regierungen, den Theaterdirektionen ähnlich finden, die es auch niemanden recht machen können. Sie mögen die Rollen vertheilen, wie sie wollen, immer werden die meisten Schauspieler unzufrieden seyn, und jeder wird glauben, ihm gebühre eine bessere Rolle, und ein paar Recensenten werden fortschreien: das ist nicht recht, und jenes ist nicht recht! hört auf uns! wir sind die Stimme des Publikums! — das eigentliche Publikum aber wird ganz still sitzen und still genießen, und wenn ihm

auch hier und da etwas nicht behagt, so wird es sich bescheiden, daß nichts auf der Welt vollkommen ist, und wird dem Direktor Dank wissen, für das, was nach Kräften geleistet wird. So muß denn auch jeder wackere Fürst und Minister, gleich einem solchen Direktor, ohne Ansehn der Person die Staatsrollen vertheilen, so viel in seinen Kräften steht, dafür sorgen, daß sie gut gespielt werden, auf das Geschrei der Recensenten gefaßt seyn und an dem stillen Beifalle des bei weitem größern Publikums, vorzüglich aber an seinem Bewußtseyn sich gnügen lassen." — (Liter. Wochenblatt Band 1. Seite 212 und 213.)

Wollte man sich die Mühe nehmen, den Inhalt dieser Zeilen ausführlich zu analisiren, um alle sophistische Verdrehungen, Unrichtigkeiten, den wahren Standpunkt der Nationalforderungen mit geflissentlichem Muthwillen verrückende Taschenspielerkünste, um alle boshafte Anspielungen, alle Bravokünste blendenden Witzes in ein langes Sündenregister neben einander zu stellen, der Leser würde daran früher genug haben, ehe man damit zu Ende wäre. Das meiste hierher gehörige ist

so klar in die Augen springend, daß es sich jedem, die angeführten Worte mit einiger Aufmerksamkeit Erwägenden ohne große Mühwaltung von selbst darbietet. Auch dürfte die eine Probe der Kotzebueschen Staatskunst und Würdigung des Zeitalters so vollkommen genügend seyn, daß in dieser Hinsicht zur Charakterisirung seines Strebens nichts weiter beigebracht zu werden braucht; wie denn auch eine Kritik seiner Kritiken gewiß gern geschenkt wird, da der Neugierige den Beweisen des Krugschen Urtheils in jedem Stücke des literarischen Wochenblattes, so lange seine Feder darin Wind machte, ungesucht begegnet.

Zwei Fragen dürfen dagegen in der Lebensgeschichte Kotzebue's nicht übersehen werden, nicht unbeantwortet bleiben:

1. Wodurch ist die kecke Frechheit zu erklären, mit der v. Kotzebue die heiligsten, durch unendliche Opfer erkauften Wünsche und Hoffnungen der deutschen Völker höhnt? Steht dieser Frevel nicht in offenbarem Widerspruche mit der vorhin gegebenen Behauptung: v. K. habe seine Meinungen nur dann ausgesprochen, wenn er nichts

zu besorgen, wenn für ihn keine schädlichen Folgen davon zu fürchten standen? — In der That kannte v. K. den Gegner gar nicht, den er den Fehdehandschuh zuwarf und wollte ihn nicht kennen lernen. Daß eine heilige Sehnsucht nach einem verbesserten bürgerlichen Zustande unter den Deutschen erwacht sey, daß der kräftige Wille nach einer Verbesserung des Staatsregiments in Haupt und Gliedern nicht mehr sich beschwichtigen lasse, durch verjährte Autoritäten, daß die Schriftsteller, denen er alles Böse des Zeitgeistes anschuldigt, ohne das Herrliche desselben, und auch ihr Verdienst anzuerkennen; daß diese nicht die egoistischen Urheber jenes Staats-Reformations-Verlangens, sondern die redlichen Sachwalter desselben — hiergegen verschloß er geflissentlich die Augen. Alle Ereignisse des Zeitgeistes, die gerade jetzt bei den Deutschen dadurch eine höhere Gediegenheit bekommen, daß sie die Früchte sind einer tugendlichen Vaterlandsliebe, waren ihm ein Gräuel, dessen Stammwurzel er also bezeichnet: „Der deutsche Patriotismus ist ein armer Wicht, der sich gar zu gern Freibillets ausbittet, wenn

er ins Schauspiel gehen will; ein fleißiger Leser, der sich aber nur für Lesebibliotheken abonnirt, und nie selbst Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menschen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl schwören, aber nicht wetten wollte! — Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es ist eine Wolke, die freilich jedermann sieht, die aber alle Augenblicke ihre Gestalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spitze des Berges, den sie verhüllt, Zedern trägt, oder in Schnee vergraben ist!" —

Je weniger er nun hiernach den Zeitgeist erkennen wollte, um so weniger konnte er sich es auch gestehn, daß er gar arge Schuld auf sich lade und sich im schlechten Gewerbe nutzlos nothwendiger Gefahr aussetze. Dagegen war es ihm sehr einleuchtend und klar, wo der böse Geist, dem er sich verschrieben, seine irdische Heimath aufgeschlagen, von woher seine Autorschaft Rückhalt zu erwarten habe, und stillen Beifall, der ihm im Freudentaumel so verführerisch schmeichelte, daß er forthin den Wald übersah vor lauter Bäumen.

2. War denn aber wirklich der Beifall so entschieden, der Schaden, welchen seine politischen Taschenspielerkünste anrichteten, so groß, daß dadurch der Kotzebue treffende Nationalhaß gerechtfertigt wird? — Wenn man nach dem Erfolge seiner Handlungsweise die Strafbarkeit bestimmen wollte, so lastet auf ihn unbezweifelt eine schwere Verantwortlichkeit. Wie unlauter auch seine Zwecke seyn mochten, man kann immer die Behauptung seiner Freunde gelten lassen, daß er den Erfolg seines verderblichen Schriftstellerbetriebes zu übersehen nicht fähig war; aber der Schaden, den er anrichtete in unserm lieben deutschen Vaterlande, darf nicht übersehen werden. — Kotzebue hatte das entschiedene Talent der unterhaltenden Darstellung; er hatte durch eine gar thätige Autorschaft dafür gesorgt, sein Publikum festzuhalten und zu vergrößern. Der Theil der Lesewelt, er ist immer der ausgebreitetste, der nur unterhalten seyn will, ohne mit der Mühwaltung des Denkens belästigt, der einige Notitzen von den neuesten Früchten der Literatur, von den eben gangbaren Ideen des Zeitgeistes verlangt, ohne

durch wissenschaftliches Eindringen in beide ermüdet zu werden, fand seine Rechnung beim literarischen Wochenblatte. An dieser Quelle versammelten sich besonders Leser aus den höheren Ständen, und fanden an Kotzebue's Ansichten schon deshalb großen Gefallen, da die ihnen so werthen Vorurtheile in Schutz genommen wurden. Waren sie auch zuweilen gescheut genug, das Unhaltbare in dem Kotzebue'schen Anstreben gegen den Zeitgeist nicht zu verkennen, so war ihnen doch seine Lüge lieber, als die bittere Wahrheit anderer Schriftsteller; ja letztere übersah man, um sich den Aerger widerwärtiger Zeugnisse zu ersparen und begnügte sich an den Relationen des literarischen Wochenblattes. — So kam es, daß Kotzebue eine der edelsten Bemühungen der mit weiser Ueberlegung sich dem Vaterlande widmenden politischen Schriftsteller hemmte; nämlich die: als Organ der Nationalstimmung und des Zeitgeistes ein unmittelbares Band zwischen dem Volke selbst und deren Regenten, die durch die Klausur der Ministerien und des Officiantenheeres, jenem

entfremdet sind, wieder herzustellen, und so den allgemeinen Wunsch der Volksrepräsentation zu vermitteln, einzuleiten und zu befriedigen auf die trefflichste Weise. Alle Vorurtheile, alle Mißbräuche der Verfassung, durch welche Minister und Verwaltungsbehörden so großen Spielraum, sogar Unverantwortlichkeit erlangen, die tröstliche Versicherung, daß es mit dem Volkswillen nichts und mit der Schriftstellerstimme eine Thorheit sey, der willkommene Rath, daß man nur recht fest bei dem alten Unwesen beharren müsse, um den Sieg über den Zeitgeist davon zu tragen, alle Fehlgriffe der Regenten und der von ihnen bestellten Machthaber fanden ihre Vertheidigung in der jämmerlichen Sophistik Kotzebue's, so wie jede freimüthige Idee aus der Nation, über den Staat und seine Gewaltigen dort seinen Verläumder, seltener seinen Ankläger. So wurde die unglückliche Täuschung, wie es jener Freund Kotzebue's warnend in den angezogenen Worten nennt, daß der allgemeine, dringende National-Wunsch zur Staatsreform an Haupt

und Gliedern nicht, wie eine Sonne die Welt erleuchtet, sondern wie ein Irrlicht einige Wenige in das Verderben lockt, ein auf Kotzebue's Autorität von vielen Regierungen angenommenes Prinzip, dessen unglückliche Folgen der Strafe der rächenden Nemesis nicht entgehen werden. —

Wie nun ein Schriftsteller, der auf Kotzebue's Weise, zu so schlechten Umtrieben seine Feder darbietet, gegen Gedanken- und Preßfreiheit, gegen die Begründung des wahren bürgerlichen Glückes, und des schönsten Fürstenruhmes, zum Fluche seines Zeitalters, um so mehr Gefallen findet bei schlechten Regenten und elenden Ministern, je mehr Spektakel und Gewirre er verursacht, jemehr Leser, Widerleger oder Nachbeter er findet; um so verächtlicher und verhaßter muß ein solcher Schriftsteller einem in liberalen Ideen sein großes Tagewerk leitenden Regenten, einem wahrhaft erleuchteten Ministerio seyn. Daher kam es denn, daß v. K. bei dem Hofe zu Weimar, wo er gern sich zeigen mochte, so wenig wohlgelitten seyn konnte, als er es dort in andern Zirkeln war. Da er die geachtetsten Lehrer

der Akademie zu Jena, die besten Köpfe zu Weimar, mit beständigem Hohngelächter so neckte, angriff, schmähte, wie er den Stolz jener Stadt und jenes Hofes, den Ruhm Deutschlands und seines Zeitalters, wie er Göthe sein ganzes Leben hindurch mit Gassenbuben-Muthwillen verfolgte, — da sich so immer eine ärgerliche Geschichte an die andere reihte, so entstanden hieraus selbst für den, von Eigendünkel verblendeten v. K. Mißverhältnisse, denen er durch eine Entfernung aus Weimar aus dem Wege zu gehen beschloß. Er bereis'te im Sommer 1818 das nördliche Deutschland (Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Bremen u. s. f.), vorzüglich um sich zu zerstreuen und zu erholen, denn die unaufhörlichen Zänkereien blieben für ihn nicht ohne Aerger, der Aerger nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit. —

Kotzebue selbst hatte sich das reizende Asyl, welches er recht sorglich sich hätte bewahren sollen, verleidet; der unheimliche Geist, welcher ihn immer unstät umhertrieb, erlaubte ihm nicht länger in Weimar zu verweilen. Er suchte um eine

Stelle zu Reval, dann wieder um die eines General-Konsuls zu Leipzig (?) nach; er erhielt keine von beiden, wohl aber die Erlaubniß, unter Belassung seines sehr bedeutenden Gehaltes nach Esthland zurückzukehren, um dort in Muße seinen literarischen Arbeiten zu leben, indem ihm zugleich für die Versorgung seiner Kinder kaiserliche Zusicherungen gemacht wurden. Diese neue ausgezeichnete Vergünstigung des Schicksals, durch die er mit einem Male aus einer sich selbst geschaffenen, unangenehmen Lage gezogen wurde, wußten ihm indeß seine Feinde zu verleiden, indem sie unwahr verbreiteten, daß er als Folge seines schlechten literarischen Umtriebes nach Rußland zurückzukehren, den Befehl erhalten habe. Man motivirte dieses aus dem Umstande, daß v. K. die berüchtigte Schrift Stourdza's, die das rechte Wasser auf seine Mühle gab, als officiell, unter Autorität des Russischen Kaisers verfertigt, bezeichnet hatte, was sie doch nicht seyn sollte und welche voreilige Behauptung im Russischen Kabinette allerdings Unzufriedenheit veranlassen konnte. Da die Zurückberufung selbst

unter so günstigen Verheißungen erfolgte, mag es auch dahin gestellt bleiben, ob das Gesuch um dieselbe, aus eigener Bewegung, oder im Verfolg erhaltener Winke, von Kotzebue eingereicht wurde; entschieden ist, daß er den Vorsatz faßte, erst im Jahre 1820 nach Rußland zurückzugehn, „um sich vorher (nach den Worten seines oft erwähnten Freundes, im Anfange des vierten Bandes des Lit. Wochenblattes,) zur besseren Beförderung seiner literarischen Arbeiten, die Befreiung von der Visitation der eingehenden Schriften auszuwirken, durch welche ihr Empfang gewöhnlich lange aufgehalten wird.“ — Wenn man der Unwahrscheinlichkeit ohngeachtet diese in der That sonderbare Angabe als wahr gelten läßt, (denn eine solche Befreiung konnte er unbezweifelt, wenn er sich in Rußland aufhielt, leichter und besser betreiben, als wenn er von dem Orte der Entscheidung seiner Bitte mehrere hundert Meilen entfernt war,) so dient sie nicht zu sonderlicher Empfehlung der von Kotzebue immer hocherhobenen Freisinnigkeit der Russischen Staatsbehörden, indem die durch beschwerliche und zeitraubende Visitationen erwachsende Schwierigkeit

aus dem Auslande Bücher zu beziehen, wohl in keinem europäischen Reiche so schmerzlich von den Literaturfreunden empfunden werden muß, als in dem, in welchen v. Kotzebue hiernächst wieder seine Tage zu verleben gedachte. —

Vor dem Jahresschlusse 1818 ging er über Frankfurt nach Mannheim, wo er an der Seite seiner Gattin, umgeben von seinen Kindern, (mit Ausschluß der erwachsenen Söhne; dreizehn Kinder überlebten ihn) sich häuslich niederließ; in gewohnter Geschäftigkeit schien er seine Tage heiter und zufrieden zu verleben, wie dieses immer dann der Fall war, wenn er einen neuen Wohnort sich gewählt und in seinen Umgebungen noch keine unangenehmen Berührungen auf sich gezogen hatte. Von hieraus leitete er fortwährend sein literarisches Wochenblatt, in welchem er schon mit dem Beginn des zweiten Bandes nicht mehr allein die Stimme führte, gern einlenkenden und vermittelnden Aufsätzen eine Stelle gab, und sich selbst mehr mit den Erscheinungen der Literatur, als mit politischen Gegenständen beschäftigte. In der genauen Beobachtung der auf sorgfältigem

Haushalt mit der Zeit berechneten Lebensweise, in seiner ununterbrochenen Thätigkeit am Schreibtische, von früh Morgens bis zu den Mittagsstunden, in der ungeschwächten Kraft seines Gedächtnisses und Witzes, in der regen Empfänglichkeit für alle Freuden des geselligen Lebens zeigten sich bei ihm eine treffliche körperliche Organisation, die, ohngeachtet vorübergehender Unpäßlichkeiten, noch keine bleibende Hinweisungen auf das nahe Greisenalter dem rüstigen Manne vor die Augen stellten. Zwar klagte er neuerlich gegen Vertraute zuweilen, daß die Abnahme der Imagination ihm dankbaren Stoff zu dramatischen Arbeiten zu versagen anfange; doch lag hierin der Grund vielleicht mehr in der Art, wie er eine Reihe von Jahren hindurch seine Talente für die dramatische Dichtkunst verschwendet hatte, als in der Verminderung seiner geistigen Regsamkeit. — Nähere Beobachter wollen an ihm gegen das Ende des Märzes hin zuweilen eine wehmüthige Stimmung bemerkt haben, wie man auch erzählt, daß er um diese Zeit, bei Erblickung seines jüngsten, kaum die ersten Laute lallenden Sohnes sich soll erinnert haben, wie er selbst

nicht älter war, als ihm der Tod seinen Vater hinwegnahm. —

So erschien der verhängnißvolle Tag, der 23ste März des Jahres 1819, wo eine wunderbare Gestalt ihm gegenübertrat. —

Karl Friedrich Sand, 24 Jahre alt, der Sohn trefflicher Aeltern (sein Vater ist geheimer Justizrath zu Wunsiedel bei Bayreuth, im Ober-Main-Kreise) der Bruder hoffnungsvoller Geschwister; er, einer der ersten, welche den Fahnen der Freiwilligen im Freiheitskriege zueilten, und da Achtung und Liebe sich erworben; bei seiner Heimkehr mit gleichem Eifer sich der gelehrten Ausbildung widmend, und das mit seltener Treue, Liebe und ausgezeichnetem Erfolge, ein Muster der Sittlichkeit und Sittenreinheit, ein frommer Sohn, herzlicher Bruder und treuer Freund; durchdrungen von einer heiligen Liebe zum Vaterlande; dabei reich begabt von der Natur mit der einnehmendsten, bescheidenen, aber kräftigen Gestalt, so geschätzt von seinen Lehrern, wie von Allen, die ihn kennen. —

Sand war ausgezogen mit einer hohen Begeisterung für Religion und Vaterland, für Ehre

und Tugend in den Krieg (1815); dann gen Erlangen und später nach Jena, um auf beiden Universitäten seine wissenschaftliche Bildung für den geistlichen Stand fortzusetzen. Ihn traf 1817 ein Schlag, dessen heftige Erschütterung sein ganzes Daseyn zu vernichten drohte: sein Stubengenosse ertrank vor seinen Augen beim Baden, ohne daß er ihn retten, oder mit ihm sterben konnte. Die Feier des Wartburgsfestes, das schöne, freie Leben der Studenten auf dem geweihten Musensitze zu Jena und der Ernst wissenschaftlicher Anstrengungen richteten ihn wieder auf. Er zeichnete sich aus durch Fleiß, Genügsamkeit, Sittlichkeit, durch rastlose Thätigkeit und ein sich selbst völlig verleugnendes Hingeben, wenn es darauf ankam Edles zu wirken. Vorzüglich war sein Geist beschäftigt mit der Verherrlichung der deutschen Nation, die er auf moralische Besserung begründet wissen wollte. Wie viel bei diesem Ziele der deutschen Jugend, als der Pflanzschule künftiger Kraft, Würde und Größe — oblag, konnte ihm nicht entgehen; hieran knüpfte er seine Plane für das deutsche Burschenwesen, welches seine ganze Seele erfüllte.

Die deutschen Hochschulen sollten, nach seinem Sinne, die Pflegemütter deutscher Männlichkeit und Treue werden; von ihnen die Tugend ausgehn, um sich über die Nation zu verbreiten. Der Geist der Einzelnheit sollte vertilgt werden und an dessen Stelle ein Gesammtverein treten, zu sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung, zur Treue für das Vaterland, Tapferkeit, Fleiß, Mäßigung und Keuschheit. — Bei solchem hohen Streben trat der Glaube an eine übersinnliche Welt, und das lebendigste religiöse Gefühl immer auf die rührendste Weise bei ihm hervor und zeigte ein Gemüth, welches das Christenthum, ohne reflektirende Verstandbemühungen, als eine unmittelbare göttliche Offenbarung in sich aufgenommen hat, ohne Schwärmerei oder frömmelnden Stolz; er zeigte in allen Verhältnissen ein frommes, reines, nüchternes, tugendliches Herz.

Im Jahre 1818 reiste Sand von Jena aus viel umher in dem lieben deutschen Vaterlande, (auch in Berlin war er ganzer vier Wochen hindurch; er ward dort gastfrei aufgenommen von einem Kriegsgefährten, der als wirklicher Hauptmann bei der Königlichen Garde stehend, bald

nach Kotzebue's Tode als aggreirter Hauptmann, außerhalb Deutschland, nach Posen versetzt wurde —) um dessen Einwohner kennen zu lernen, mit Empfehlungsbriefen von seinen akademischen Lehrern an die edelsten Männer und Gelehrten Deutschlands. Wo er hinkam, trug er die besten Empfehlungen in seiner Person mit sich, überall suchte er in Kunst und Wissenschaft den Geist zu stärken, aber er traf mehr auf jammernde Zeugen des gefahrvollen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tugend und Laster, Freiheit und Sklavenfessel, als auf muthvoll redliche Arbeiter im Weingarten des Herrn; und wenn er — edle Herzen wissen sich so leicht zu finden, lernen sich so bald verstehen, — wenn er mit den einsichtsvollsten Männern über die großen Angelegenheiten unserer Tage, über Volksglück, Nationalehre, Geistesfreiheit, Religionswürde, Fürstenheil u. s. f. vertraut sprach, so hörte er an allen Orten und in allen Gegenden, immer nur einen Namen wiederholen, dessen Autorität, der Schild und die Waffe der Schlachten, wie eine Zauberformel des Bösen ausgesprochen wurde — es war der Name: Kotzebue. Also lehrte

er betrübt zurück zu seinem lieben Jena, zu den Hörsälen seiner Lehrer und zu den im heiligen Gebiete der Wissenschaft, noch von keinem Zwange bestimmter Lebensverhältnisse gefesselten, in keinem Aufstreben des Geistes gehemmten, jugendfrohen Freunden. Gegen diese wurde er immer inniger, zarter, kindlicher, im Aeußeren erschien er den ferner Stehenden fast schwermüthig und verschlossen. — Er verläßt den 9ten März ganz im Stillen seinen akademischen Wohnort. Er wandert über Würzburg nach Mannheim. Hier tritt er frohes Ansehns in einem Gasthofe ab, wo er sich nach von Kotzebues Wohnung und nach der eines ihm von Erlangen aus bekannten Predigers erkundigt. Zweimal meldet er sich in ersterer den 23sten Vormittags; er wurde beide Male abgewiesen, weil v. K. des Morgens sich in seinen Arbeiten nicht unterbrechen ließ, und gegen 12 Uhr Mittags ausgegangen war. Der junge Mann kehrt zur Wirthstafel zurück, wo er unbefangen und lebendig an der Unterhaltung der Tischgesellschaft Theil nimmt; auch von Kotzebue wird geredet, manches Nachtheilige über ihn gesagt, hierzu schweigt er; von einem ihm

nach der Landessitte hingestellten Schoppen Wein genießt er nur wenig; doch den Genuß der Speise verschmäht er nicht; mit einem dort getroffenen Landgeistlichen spricht er vieles, bis die Zeit heranrückt, auf welche er von dem Bedienten, um Kotzebue zu sprechen, beschieden ist. —

Kotzebue hatte den Tag auf gewöhnliche Weise verlebt. Nachmittags um 5 Uhr, als seine Familie so eben Besuch von einer Dame erhielt, ward er abgerufen; ein junger Fremdling wünschte ihn zu sprechen. Er geht in das Zimmer, wo ihn dieser erwartet. Nach wenigen Augenblicken durchdringt ein Geschrei das Haus, man stürzt herbei, die Bedienten finden ihren Herrn auf dem Boden im Blute liegend. Noch ringt er mit dem Fremdlinge, welcher mit dem in fester Hand haltenden blutigen Dolche ihm Herz und Lunge durchbohrt hat. Umgeben von seiner jammernden Familie schließt von Kotzebue nach wenigen Minuten für immer die Augen. Indeß der Ruf nach einem Wundarzte schon den Vorübergehenden von der schrecklichen That Kunde giebt, rafft sich der Jüngling, der sie vollführte, auf, die Treppe hinab, erreicht die Straße, sinkt auf

seine Knie, ruft mit lauter volltönender Stimme: „Der Verräther ist gefallen, das Vaterland gerettet! — Ich bin der Mörder; aber so müssen alle Verräther sterben. — Dir, himmlischer Vater danke ich, daß Du mir die That hast vollbringen lassen!" —

Dann reißt er die Kleider auf, wendet den Dolch gegen die eigene Brust und verwundet sich tief. Von der herbeiströmenden Menge wird er halbentseelt in das Bürgerhospital gebracht, wo er unter ärztlicher Pflege und gerichtlicher Untersuchung den Ausspruch seiner irdischen Richter erwartet, mit seinem Leben für sich im Reinen, — ohne alle Reue der That! —

Sand ist dieser Jüngling, der die schreckliche Schuld des Meuchelmordes auf sich lud und auf das geliebte Vaterland. Welch eine unergründliche Verkettung des Menschen und der That! — Welch ein schwerer Beruf hier richten zu müssen, als berufene Richter! — Aber die unberufenen mögen schweigen; schweigen auch die unberufenen Vertheidiger. Es ist gleich verbrecherisch, Sand anzuklagen, ihn entschuldigen zu wollen; jenes thut die begangene That har-

genug; dieses am lautersten sein reines Leben. —

Kotzebues Leiche ward aus dem Trauerhause, zu welchem das Mannheimer Theater gemacht war, den 25sten März, Morgens 6 Uhr, um kein Aufsehn zu erregen, in aller Stille, nur von wenigen Freunden der Familie begleitet, beigesetzt. Dort ruht nun in enger, düsterer Wohnung die Asche des Mannes, der hienieden so rastlos sich umhertrieb und die Fahrt durch ein stürmisches Lebensmeer, von manchen Irrgestalten verlockt, mit einem Schiffbruche endete. Wenn die Stimme der Wahrheit über sein öffentliches Leben ein hartes Todtenurtheil ausspricht, so mag es den Schatten versöhnen, daß Mutter, Gattin, Kinder und Freunde die Thränen der Liebe seinem Andenken widmen.

Nach den ewigen Gesetzen der moralischen Welt steht kein Leben und keine Handlung isolirt da; sondern jede ist das Glied einer unabsehbaren Kette, der Keim sich ewig fortpflanzender Begebenheiten. Was mit edlem Sinne gesäet ward, bringt früh oder spät schöne Früchte; aber das Unkraut wuchert fort zu neuem Schaden. — So

wollte es das Verhängniß, wider den Willen des, der gegen Kotzebue den Dolch zückte, daß sein Tod zunächst der deutschen Nation nicht gedeihlich wurde, sondern er ward für den Augenblick fast noch schädlicher, als sein Leben gewesen war.— Wie Kotzebue bei seinen Umtrieben gerade in dem Lande seiner Geburt, an der Stelle, wo seine Wiege stand, in den Hallen, wo er Weisheit lernen sollte, oft Unfrieden gestiftet, oft widerwärtige Störung weckte, so geschah dieses noch nach seinem Tode, in verdoppeltem Grade, indem sogar die Hochschule, deren Mitbürger er einst war, seines Schicksals halber verantwortlich gemacht, von auswärtigen Ministerien verunglimpft, ohne Klage und Gericht verdammt wurde. Es sollte dort durchaus eine ganze Rotte von Meuchelmördern und Meuchelmord Predigenden entdeckt werden, die unvernünftigsten Gerüchte von einer Burschenschaft, in der Sand durchs Loos bestimmt sey, Kotzebue'n bei Seite zu schaffen, von einem schriftlich ausgefertigten Todesurtheile, welches Sand, wie ein Beglaubigungsdokument oder wie einen Komedienzettel, in der Tasche bei sich geführt habe, wurden durch die Zeitungen

verbreitet; doch das Unsinnige kann nie bewiesen, die Lüge konnte nicht einmal wahrscheinlich gemacht werden. Man suchte sich durch Gewaltstreiche, die den deutschen Namen eben so entehren, wie der Meuchelmord, aus der Verlegenheit zu ziehen, man glaubt sich der Verpflichtung zu einem förmlichen Urtheil, mit dem die Untersuchungen hätten geschlossen werden sollen, entbunden, weil der Burschenschaft die Ehre geschehen, ihr den Ausspruch des Todesurtheils über Kotzebue anzudichten. — Und wäre selbst Sands Unthat hervorgegangen aus einem, göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen tretenden Studentenbunde, so waren ja diese Verbrecher und Mitschuldige nicht die Universität, an der man Rache nahm, ohne, wie es rechtlichen Männern geziemte, das entdeckte Verbrechen zu strenger Bestrafung dem weisen Landesvater anzuzeigen. — Welchen Anspruch kann der darauf machen, im Dienste der Tugend, am Altare des Vaterlandes zu stehn, der nicht des Rechtes erste Forderung, der Menschen- und Christenpflicht heiligstes Gebot erfüllt? —

Als ob man geflissentlich Mittel gesucht hätte,

um freisinnige, aber im Feuer der Jugend leicht das Maas überschreitende Jünglinge zu Verbrechen anzureizen, brachte man die Todtenfeier Kotzebue's eiligst auf die Bühnen, sein Lob, recht nach den Worten, mit welchen diese Lebensbeschreibung (Seite 3) beginnt, in alle Tagesblätter. Ja man triumphirte laut, wenn hier Unvorsichtige eingefangen, dort, unter Obhut der Polizeischaaren das ausgesonnene Stückchen wohl von Statten gegangen war. —

Von Kotzebue schrieb:

„O selig, wer —
— Jedem Lichtstrahl der Vernunft
Den Zugang fest verrammelt, — —
„„Ein guter Mensch,““ spricht Jedermann,
Das heißt: er ist zum Schöps geboren,
Zieht eine Löwenhaut ihn an,
Doch seht ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Mensch, ein ehrlich Blut,
Der nichts des Hängens würdig thut. — —
— Spricht der Kluge nur ein Wort:
Er ist gefährlich! schafft ihn fort! —
Verfolgter ist der Dumme nie,
Verfolger ist er wohl zuweilen;
Ihn necket keine Polizei
Mit Jakobiner-Riecherei. — —
Gleich Fröschen wird er aufgebläht
Von großer Herren günst'gen Blicken,

Weil er Despoten-Räder dreht,
Wie blinde Pferde die Fabriken. —
Stirbt er — —
An seiner Urne schallt es dann:
„Er war ein guter, lieber Mann!" —

Es ist nicht zu verkennen, wie hier (im dritten Theile der jüngsten Kinder meiner Laune. 1795) Kotzebue der Dummheit ein ironisches Lob spendet, welches wohl treffender der boshaften Halbheit selbstsüchtiger Thoren beigemessen werden muß. —

Er selbst setzte sich am Schlusse der eben genannten Sammlung folgende Grabschrift:

„Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verläumdung war sein trübes Loos;
Glück fand er nur in seines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schoos.
Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzustreuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blühn; —
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
Er hat der Welt verziehn." —

Je nachdem nun Jeder Kotzebue's Leben aus seinem Gesichtspunkte ansieht, mag er auch diese Grabschrift billigen, abändern, verbessern, oder verwerfen, je nachdem es ihm recht und billig dünkt vor Gott und Menschen.

Was aber alle die wunderlichen Erscheinungen

betrifft, die in unseren Tagen die Köpfe in Verwirrung, die Federn in Bewegung setzen; Erscheinungen, welche mit Kotzebues Leben und Wirken in näherer oder entfernterer Verbindung stehn, bei denen sein Name bald preisend, bald mißbilligend genannt wird, so wollen wir unverzagt darauf hoffen, daß sie, mit Gottes Hülfe bei redlicher That, einen guten Ausgang gewinnen. —

Diese Darstellung aber sey mit den Worten geschlossen, welche Hieronymus Mencelius ausspricht, in der Vorrede zu dem Werke des alten, frommen Magisters, Cyriakus Spangenberg, wider die bösen Sieben in des Teufels Karnöffelspiel, und also lauten:

— „Nun schreitet aber der Teufel noch weiter, und erwecket seine lästerlichen Werkzeuge, die ihm darzu dienen, daß sie erhobene Spaltungen, sammt dem unordentlichen Wesen der Leut, nur statlich aufmutzen, und in aller Welt ausschreien; nicht daß es ihrem Abgott und ihnen, wenn es also zugehet, entgegen und leid ist, sondern daß sie mit solchem feindseligen Geschrei, die Unwahrheit zu lästern, die Einfältigen zu betrüben und irr

zu machen, und vom rechten Wege abzuschrecken vermeinen. — Aber, wie der liebe Gott wider solche Teufelsmäuler und Lästerer allzeit etliche aus den Seinen zu standhaftigen Hirten gesendet, und mit seinem Geiste gestärkt hat, daß sie solche Kalumnien, Lästergeschrei, Lügen und Blasphemien widersprechen, und Gutherzige dafür verwaret und gewarnet, auch darneben zur Beständigkeit an der Wahrheit wider solch Aergerniß fest zuhalten, ermahnt haben; also hat er auch von je und je Gnade gegeben, daß immerdar ein kleines Häuflein auf rechter Bahn geblieben ist, daß sich solch Geschrei nit hat anfechten, noch irr machen lassen; das auch die Knie für Baal nit gebeugt hat. — — — Der barmherzige Gott wolle ja seine liebe Kirche von solchen Unflätern vollends reinigen, und uns in derselben gnädiglich mit seinem Geiste schützen und was er angefangen, auch zu seinen Ehren vollführen. Amen!" —

Anhang.

I.

Voltaire und Kotzebue.

(Fragmente.)

In dem beliebten Conversations-Lexicon, dessen wissenschaftlicher Werth schon dadurch bekundet wird, daß es, ohne Anmaßung, in der neuesten Auflage den Namen einer Real-Encyklopädie annehmen konnte, lesen wir unter dem Artikel, Kotzebue, folgende Stelle (Band 5. Seite 495.):

— „Man sieht, daß K. in gleichem Maaße ein Mann von ungemeinem Talente und ein Schooßkind des Glückes ist. Beinahe möchte man ihn in mancher Hinsicht den deutschen Voltaire nennen, denn beide haben sich in denselben Fächern versucht, als Dichter, als Philosophen,

als Historiker, als Kritiker, beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, sich ähnelnden Geist, Witz und Ton, sich gleichende Leichtigkeit und Ungenirtheit, so wie denselben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftsteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Korrektheit, Eleganz und Universalität wird Kotzebue von Voltaire unendlich übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, so lange es eine französische Sprache giebt; die Kotzebueschen Schriften sind schon jetzt größtentheils vergessen. Voltaire war dabei bis zu seinem letzten Athemzuge ein Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Willkühr der Fürsten, und der Zustand Europens vor der französischen Revolution ist ihm der Typus des höchsten Volksglückes." —

Auf diese Autorität hin, bei der der Nachsatz wenig berücksichtigt wurde, ist in den neuesten Tagen, wo man nach Kotzebue's Ermordung so viel Erbauliches von dem Verschiedenen zu Markte brachte, oft wiederholt: daß v. K. der d e u t s c h e

Voltaire sey. Die Ausführung eines Parallel zwischen dem unsterblichen Marquis und dem Russischen Etatsrath ist ein zu interessantes Thema, als daß nicht einige hierher gehörige Bruchstücke eine Stelle verdienen sollten:

Von Kotzebue sagt von Voltaire:

„Seine Gelehrsamkeit war oberflächlich! — das heißt: sie war nicht pedantisch, sie prangte nicht mit Citaten, sie war lesbar. Ein einziger Bogen von ihm geschrieben, hat mehr Kenntnisse verbreitet und mehr Gedanken erzeugt, als mancher Foliant seiner Zeitgenossen." — S. die Biene, zweites Heft, Jahrg. 1808. S. 200.

Auch Kotzebue's Gelehrsamkeit, oder besser sein Wissen ist mit Recht oberflächlich genannt; auch er mag nicht des Pedantismus angeklagt werden, auch seine Schriften prangen nicht mit Citaten und sind lesbar; aber welche Kenntnisse oder welche Gedanken haben sie erzeugt? — —

Nach einem französischen Originale zeichnet Kotzebue Voltaire's Portrait, in der eben genannten Zeitschrift, also:

„Voltaire ist etwas mehr als mittlerer Größe, ein Wuchs, der ausgezeichneten Männern eigen zu seyn scheint. Er ist mager, vertrocknet, hat eine verbrannte Galle, ein entfleischtes Gesicht, geistreiche, höhnische Züge, ein funkelndes, boshaftes Auge. Alles Feuer seiner Schriften, belebt auch seinen Körper. Er ist lebhaft, quecksilbrig, kömmt und geht, rennt hin und her; man wird verdutzt, wenn man ihm lange zusieht. Natürlich muß ein solcher Mensch kränklich seyn. Er ist fröhlich aus Temperament, ernst um der Diät willen, offen ohne Zutraulichkeit, politisch ohne Feinheit, gesellig ohne Freunde; er kennt die Welt und vergißt ihrer. Des Morgens spielt er den Aristipp, Abends den Diogenes. Er liebt das Vornehme und verachtet den Vornehmen, geht ungezwungen mit ihnen um, ist aber verlegen unter seines Gleichen, anfangs höflich, dann kalt, am Ende unerträglich. Er liebt den Hof und hat Langeweile bei Hofe. Empfindsam ohne

Anhänglichkeit, wollüstig ohne Leidenschaft, bindet seine Wahl sich an nichts, seine Unbeständigkeit an alles. Da er vernünftig ist ohne Grundsätze, so schweift seine Vernunft so oft aus, als anderer Thorheit. Mit einem ungeregelten Geiste, einem ungerechten Herzen, durchdringt er Alles und macht sich über Alles lustig. Er versteht auch zu moralisiren ohne eigene Moral. Seine Eitelkeit wird nur von seinem Eigennutze übertroffen. Er schreibt weniger für den Ruhm als für Geld. Nach Geld hungert und durstet er. Für den Genuß scheint er geschaffen, und doch will er sammeln, Schätze häufen. Zum Dichter geboren, werden die Verse ihm allzuleicht. Er mißbraucht diese Leichtigkeit, daher er fast nichts Vollendetes liefert. Die Geschichte würde nach der Dichtkunst, sein Fach seyn, wenn er weniger Betrachtungen einwebte und nie Parallelen zöge, ob sie ihm gleich bisweilen gelingen. — Man sagt, ein großer Schriftsteller müsse weder Religion noch Vaterland besitzen; Voltaire thut alles mögliche, um diese Vollkommenheit zu erreichen. Seiner Nation ist er eben nicht sehr zugethan;

Er lobt gern die Vergangenheit und schmollt mit der Gegenwart; ist stets unzufrieden mit seinem Aufenthalte, und rühmt hingegen ein Land, das tausend Meilen weit von ihm liegt.. Er besitzt viel Belesenheit in französischen und ausländischen Werken, und jene oberflächliche Gelehrsamkeit, die jetzt Mode ist. Politiker, Physiker, Geometer, er ist alles, was man will, doch keines gründlich. Indessen gehört allerdings ein sehr umfassender Geist dazu, um gleich ihm, von Allem das Pikante abzuschöpfen. Sein Geschmack ist fein, aber unsicher. Er ist ein witziger Satyriker, aber ein schlechter Kritikus. Nie hält er die Mittelstraße; bald liebt, bald schmäht er die ganze Welt. Kurz, er will um jeden Preis ein außerordentlicher Mann scheinen."

Diese Skizze parodirt, möchte folgendes Bildniß Kotzebue's sich dem Beobachter darbieten:

Von Kotzebue war mittler Größe; sein Wuchs und Gestalt verriethen nichts ausgezeichnetes. Er war mehr mager, als wohlgenährt; jedoch hatte er ein markirtes Gesicht, ein lebendiges, blaues Auge, welches mehr Schlauheit

als Scharfsinn und abwechselnd, Spott und Gutmüthigkeit aussprach. Eine Neigung zum bequemen Genusse gab seinen Bewegungen etwas Abgemessenes; sein oft bleiches Gesicht trug die Spuren vom reichen Genusse des Lebens. Er war gern fröhlich unter den Fröhlichen, gallsüchtig nur aus Eitelkeit, offen ohne Vorsicht, schlau ohne Ueberlegung, gesellig aus Lebenslust; er kannte die Welt nur aus theatralischen Repräsentationen. Er liebte das Vornehme und buhlte um die Gunst der Vornehmen; ihren Umgang suchte er, noch mehr ihren Beifall; aber er begnügte sich auch mit dem Beifall der Menge, wenn es zuweilen ihm nicht gelingen wollte, den der Vornehmen zu erlangen. Da es ihm an allen Grundsätzen fehlte, so schwankte er in seinen Behauptungen zwischen Wahrheit und Irrthum. Da sein Wissen immer höchst mangelhaft blieb, so mußte er sich oft begnügen, über Dinge zu spotten, von denen er zu wenig wußte, um vernünftig darüber reden zu können. Er moralisirte im Leben und in Schriften immer so, als ob zwischen Tugend und Laster keine Gränze Statt fände;

die Lüste und der Kitzel des Witzes galten ihm mehr, denn alle Moral. Die Fähigkeiten seines Geistes waren entschieden, seine Gemüthskraft aber völlig verwahrlost. Seine Eitelkeit war unbegränzt, selbst wenn sie sich unter bescheidene Worte verhüllte; vom Eigennutze war er frei; sparsam war er nur mit der Zeit. Er schrieb für den Ruhm; er schätzte das Geld nur als Mittel zum Genusse. Die Verse und Dichtungen, zumal die dramatischen, wurden ihm so leicht, daß sie seinen Dichterberuf zweifelhaft machen. Man kann behaupten, daß die durch Uebung erworbene Fertigkeit in der Schriftstellerei ihn in den Dichterruf gebracht habe. Vor allem mangelte ihm, mit der Charakterwahrheit, der historische Geist, daher das Feld der Geschichte seine größten literarischen Sünden aufbewahrt. — Wenn ein großer Schriftsteller weder Vaterland noch Religion haben soll, so kann man diese Eigenschaft eines großen Schriftstellers Kotzebue'n nicht absprechen. Je höher er und sein Gehalt in Rußland stiegen, um so mehr pries er die Russen auf Kosten der Deutschen; außerdem war ihm gewöhn-

lich die Meinung, die liebste, von der er den vornehmsten Beifall zu ärndten hoffte. Er wußte wenig und alles oberflächlich; er las Vieles und mochte sich gern als gelehrter Stimmführer geltend machen; dies mißlang oft, selten aber das vom Witze unterstützte Talent, von Allem das Pikante abzuschöpfen. Er wollte ein außerordentlicher Mann werden, und konnte es nirgends über das Mittelmäßige bringen; aber der in diesem Sumpfe watenden Brut war er ein großer Mann! —

In der Zierlichkeit, Vielseitigkeit, Grazie, Anmuth und in der Reinheit der Behandlung der französischen Sprache, er mag sie in gebundener oder ungebundener Redeform gebrauchen, steht V. als ein bleibendes Muster da. So große Talente in der Leichtigkeit der Mittheilung auch v. K. hat, so kann keine jener lobenswerthen Eigenschaften, so wenig, als Korrektheit in irgend einer Hinsicht, ihm beigemessen werden. Zuweilen sieht man ihm einen Anlauf nehmen, als wäre

es ihm mit der Behandlung des Elementes seiner Mittheilungen ein Ernst, aber dann sudelt und sprudelt er gleich wieder so cynisch mit den Worten um sich her, daß man widerwillig das Geschreibsel bei Seite wirft. — V. hat G r o ß e s vollbracht, für die Vollendung seiner Sprache und der darauf ruhenden Nationalehre; K. n i c h t s, denn er nahm sich nie die Zeit, vor aller Vielschreiberei an die Sprache zu denken. — Von der süßen Zauberei der Verskunst, der V. so mächtig, wußte er nichts; er behandelte sie wie ein verächtliches Freudenmädchen, dessen Umgang er sich hätte schämen müssen, wenn er Schaam gekannt hätte! —

Flüchtig im Lesen waren beide; Jeder las oft nur, was er zu lesen wünschte, verdrehete den Sinn, vergrößerte und verfälschte seine Mittheilungen, und hob dann ein selbstgefälliges Gelächter an.

Friedrich Schlegel, sagt von Kotzebue in seinen Vorlesungen: „Wodurch anders ist der unentbehrlichste und fruchtbarste aller Schriftsteller des Zeitalters diesem so zum Bedürfnisse geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines den Augenblick verkürzenden Reiz mittelt, als dadurch, daß er die schwache und mitleidige Seite des Zeitalters zu fassen und sich derselben zu bemeistern wußte? — Ein Schriftsteller, der in den folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erscheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geschmacks in dem jetzigen."

Jener französische und unser deutsche Vielschreiber lebten in unaufhörlichem Streite, welchen zu erneuern, beiden jede Mißbilligung einer Seite ihrer Schriftstellerei erwünschte Veranlassung darbot. In der Verfolgung solches Zweckes zeigt Voltaire unendlich mehr vielseitige Gewandheit, als Kotzebue, in dessen Polemik man oft nichts, als den bösen Willen, seinen Gegnern recht wehe zu thun, erblickt. Häufig muß er sich begnügen,

den ihn gemachten Tadel, dem Tadler zurückzugeben, eine Streitmaxime, deren Wiederholung Geistesarmuth verräth. Wurde ihm gesagt: Die Tendenz seiner Schauspiele sey unsittlich, so erwiderte er: N. N. stellt Personen auf, die mit meinen Theaterhelden die und die Eigenschaft gemein haben; N. N. wird für keinen unsittlichen Schriftsteller gehalten, also bin ich es auch nicht. — Wurde ihm gesagt: er schreibe inkorrekt, so entgegnete er: N. N. ist von Recensenten gepriesen, als ein großer Schriftsteller und Dichter; ich habe bei N. N. diesen Sprachfehler ausgewittert, ich habe also, ohngeachtet der mir überwiesenen Mängel, Recht und Anspruch, auf den Namen eines großen Schriftstellers und Dichters. — Daß ein Kritiker verpflichtet seyn kann, an einer Schrift Fehler strafend zu rügen, die er selbst nicht immer zu vermeiden im Stande ist, wollte v. Kotzebue nicht einsehen. —

Von dem Augenblicke an, wo Voltaire, veranlaßt durch den Calasschen Prozeß, für die pro-

testantische Kirche im Gegensatz der Katholischen Hierarchie auftrat, und Duldung und Glaubensfreiheit als ein nothwendiges Erforderniß des Christenthumes darstellte, blieb er immer dem Berufe treu, die Protestanten zu vertheidigen und ihnen die in Frankreich damals versagten vollen Bürgerrechte zu vindiciren. Aber ohne es zu wollen, fügte er ihnen auf der andern Seite großen Nachtheil zu, weil er bei der Bekämpfung der römischen Hierarchie oft so gehässige Seitenblicke that, auf das Christenthum im Allgemeinen und besonders auf die ersten Stifter und Verbreiter desselben; diese Seitenblicke, dieses irreligiose, unmoralische Hohnsprechen der positiven Religion wurde, nach den Aeußerungen ihres Sachwalters nun den Protestanten beigemessen, um sie dem katholischen Könige und jedem rechtgläubigen Christen verdächtig zu machen, die zufällige, oder scheinbare Verwandtschaft zwischen denen, die Duldung predigten und denen, die das Christenthum zu untergraben suchten, verhinderte, daß die Regierung in Absicht der Protestanten den gerechten und heilsamen Rathschlägen, welche sie

wirklich billigte, entschieden und thätig Folge leistete. —

Kotzebue hat immer das Christenthum schlecht geachtet, seinen Werth nie geahnet, aber eine positive Religion, gleichviel welche, für brauchbar gehalten, als politischen Kappzaum für das Volk, unter welchem er sich einen Haufen, in einem Staate eingeferchter Sklaven dachte. —

Voltaire kannte den Zeitgeist; in gewisser Hinsicht beherrschte er ihn sogar; Kotzebue lernte ihn nie verstehn, seine Theaterpraktik scheiterte völlig, als er sich unvorsichtig in das politische Leben den Fesseln verjährter Autorität entwachsener Zeitgenossen mischte. —

Voltaire hielt die Hinrichtung der Christen unter den früheren Römischen Cäsaren für Recht, weil jene den Volksglauben geschmähet und die uralten Götter des Reichs in der hergebrachten Autorität gefährdet hatten; und er selbst verun-

glimpfte auf alle Weise den Glauben und Tempeldienst seiner Mitbürger. Mit gleichem Unverstande vertheidigte und klagte von Kotzebue den politischen Fanatismus an, vor welchem gegenwärtig die Fürsten ihr Knie beugen, wie ehemals vor dem kirchlichen. —

War Kotzebue ehrsüchtig, so waren seine Gegner ruhmbegierig und über beides, machten sich beide harte Vorwürfe. Je mehr er sich gefiel, in der Hinweisung auf eine weit verbreitete Celebrität und auf den Beifall, welchen seine politischen Ansichten bei vornehmen Personen fanden, um so weniger überzeugte er sich von der großen, überall sichtbar werdenden Thatsache: daß sich in der deutschen Nation, deren Stimmführer er so unwürdig verläumdete, eine mächtige Sehnsucht regt zur sittlichen Wiedergeburt durch Verbesserung des bürgerlichen Zustandes. — Wie Kotzebue gegen die deutsche Nation, stand, nach diesem Fingerzeige, Voltaire gegen Rousseau. —

Indeß Rousseau sich abquälte, ein Blutzeuge menschenbeglückender Weltreformen zu werden, gefiel sich Voltaire gar wohl in den Sitten des Zeitalters und in dessen Anstrebungen, welche er ämsig beförderte.

Wer wider die Theatersucht, mit welcher Voltaire die Genfer Bürger angesteckt hatte, sprach, war sein Todfeind, wie jeder, der gleich Rousseau, bei seinen vielgelesenen Werken auf ihre unsittliche Seiten hindeutete und bewies, daß wer auf der Bahn der Künste, von dem Wege der Sittlichkeit abweicht, sich auch vom Urquell des Schönen entfernt. — Sölchen Gegnern alle Schmach anzuthun, sie mit allen Fechterstreichen des Witzes zu verfolgen und, um des Sieges gewiß zu seyn, sie für wahnsinnig auszugeben, war Voltaire's Charakter eigen; v. K. scheint hierin von ihm gelernt zu haben. —

Ein großer deutscher Mann, von freiem Sinn und edlen Willen, den man in seiner bezaubern-

den Persönlichkeit näher gekannt haben muß, um mit dem Gefühle der innigsten Verehrung seiner zu gedenken, ein Mann dessen großes Schriftstellerverdienst vielleicht von einer dankbaren Nachwelt ganz gewürdigt wird, — Henke sagt so wahr und bezeichnend von Voltaire:

„Wie viel Mittelmäßiges und Schlechtes in den hundert Bänden seiner Werke zu finden seyn, wie ungleich sich selbst er oft in denselben erscheinen, wie häufig er sich wiederholen und abschreiben mag, immer ist nur eine Stimme darüber, daß ein Zehntel derselben aus Meisterstücken, und wohl die Hälfte der übrigen aus vortrefflichen Aufsätzen jeder Art bestehe; auch, daß kein Schriftsteller leicht eine so unversiegbare Ader des Witzes gehabt, keiner so sehr die Kunst verstanden, sich dem Geiste und den Launen seines Zeitalters anzufügen, aber sie auch wieder nach seinem Sinne zu lenken, keiner so ausgelernt habe, beredt ohne weitschweifig, zierlich ohne gekünstelt, ungezwungen ohne nachlässig zu schreiben, und vornehmlich jeden Gedanken und jede Empfindung also in Worten zu fassen, daß sie ohne Mühe und voll-

kommen begriffen, ihm sofort klar nachgedacht und mitempfunden werden mußten. Ohne Zweifel wurden durch eben diese Lebhaftigkeit des Vortrages, verbunden mit der einnehmendsten Anmuth desselben, und mit der feinsten, treffendsten Spottsucht, so wie durch die Kühnheit seiner Absprechungen, bei dem Gewichte seines Namens, viele seichte, falsche Begriffe verbreitet; aber eben so gewiß auch viele gesunde Lehren und heilsame Wahrheiten allgemeiner gemacht. Unverkennbar ist besonders sein Verdienst um die Erweiterung und Aufklärung der Geschichte der Menschheit. Ohne eben tief einzudringen, gab er mit seiner schlichten Vernunft und einfachen Darstellung sowohl vielen wichtigen Erkenntnissen eine größere Verständlichkeit und Gemeinnützlichkeit, als auch den Denkern und Gelehrten zu gründlichern Prüfungen und schärfern Beweisen angenommener Meinungen vielfachen Anlaß. Die Lesung vieler von seinen Schriften vergifteten viele junge flatterhafte Gemüther, und stärkte andre schon verderbte im dreisten, leichtfertigen Vorwitze, in der Schlaffheit und

Lockerheit sittlicher Grundsätze, im frechen Unglauben; dagegen waren für Herz und Sitten unzähliger Menschen, wo nicht die meisten, doch die bekanntesten seiner Werke, vorzüglich seine Trauerspiele, von kraftvoller Wirksamkeit. Es gab nicht leicht einen nachdrücklichern und rührendern Prediger der Menschlichkeit, der Duldung, der Milde und Großmuth. Von ihm lernten vornehmlich die Regenten die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Volksmeinung ehren und fürchten (Was lernten die Regenten von Kotzebue???); aber sie verdankten ihm auch den Vortheil der freieren Ausübung ihrer Pflichten und Rechte, die immer noch in der Priesterherrschsucht eine mächtige Störung guter Absichten fand. Schon ein großes Verdienst, daß er die Fürsten seiner Kirche den Unterschied zwischen einem (kirchlichen oder politischen) Ketzer und einem Giftmischer oder Mordbrenner einsehen lehrte, welchen man ihren Vorfahren mit keiner Mühe hatte beibringen können. Er wirkte beträchtlich zur Verbesserung der Gesetze und der Gerichtspflege, besonders

Indeß Rousseau sich abquälte, ein Blutzeuge menschenbeglückender Weltreformen zu werden, gefiel sich Voltaire gar wohl in den Sitten des Zeitalters und in dessen Anstrebungen, welche er ämsig beförderte.

Wer wider die Theatersucht, mit welcher Voltaire die Genfer Bürger angesteckt hatte, sprach, war sein Todfeind, wie jeder, der gleich Rousseau, bei seinen vielgelesenen Werken auf ihre unsittliche Seiten hindeutete und bewies, daß wer auf der Bahn der Künste, von dem Wege der Sittlichkeit abweicht, sich auch vom Urquell des Schönen entfernt. — Solchen Gegnern alle Schmach anzuthun, sie mit allen Fechterstreichen des Witzes zu verfolgen und, um des Sieges gewiß zu seyn, sie für wahnsinnig auszugeben, war Voltaire's Charakter eigen; v. K. scheint hierin von ihm gelernt zu haben. —

Ein großer deutscher Mann, von freiem Sinn und edlen Willen, den man in seiner bezaubern-

den Persönlichkeit näher gekannt haben muß, um mit dem Gefühle der innigsten Verehrung seiner zu gedenken, ein Mann dessen großes Schriftstellerverdienst vielleicht von einer dankbaren Nachwelt ganz gewürdigt wird, — Henke sagt so wahr und bezeichnend von Voltaire:

„Wie viel Mittelmäßiges und Schlechtes in den hundert Bänden seiner Werke zu finden seyn, wie ungleich sich selbst er oft in denselben erscheinen, wie häufig er sich wiederholen und abschreiben mag, immer ist nur eine Stimme darüber, daß ein Zehntel derselben aus Meisterstücken, und wohl die Hälfte der übrigen aus vortrefflichen Aufsätzen jeder Art bestehe; auch, daß kein Schriftsteller leicht eine so unversiegbare Ader des Witzes gehabt, keiner so sehr die Kunst verstanden, sich dem Geiste und den Launen seines Zeitalters anzufügen, aber sie auch wieder nach seinem Sinne zu lenken, keiner so ausgelernt habe, beredt ohne weitschweifig, zierlich ohne gekünstelt, ungezwungen ohne nachlässig zu schreiben, und vornehmlich jeden Gedanken und jede Empfindung also in Worten zu fassen, daß sie ohne Mühe und voll-

kommen begriffen, ihm sofort klar nachgedacht und mitempfunden werden mußten. Ohne Zweifel wurden durch eben diese Lebhaftigkeit des Vortrages, verbunden mit der einnehmendsten Anmuth desselben, und mit der feinsten, treffendsten Spottsucht, so wie durch die Kühnheit seiner Absprechungen, bei dem Gewichte seines Namens, viele seichte, falsche Begriffe verbreitet; aber eben so gewiß auch viele gesunde Lehren und heilsame Wahrheiten allgemeiner gemacht. Unverkennbar ist besonders sein Verdienst um die Erweiterung und Aufklärung der Geschichte der Menschheit. Ohne eben tief einzudringen, gab er mit seiner schlichten Vernunft und einfachen Darstellung sowohl vielen wichtigen Erkenntnissen eine größere Verständlichkeit und Gemeinnützlichkeit, als auch den Denkern und Gelehrten zu gründlichern Prüfungen und schärfern Beweisen angenommener Meinungen vielfachen Anlaß. Die Lesung vieler von seinen Schriften vergifteten viele junge flatterhafte Gemüther, und stärkte andre schon verderbte im dreisten, leichtfertigen Vorwitze, in der Schlaffheit und

Lockerheit sittlicher Grundsätze, im frechen Unglauben; dagegen waren für Herz und Sitten unzähliger Menschen, wo nicht die meisten, doch die bekanntesten seiner Werke, vorzüglich seine Trauerspiele, von kraftvoller Wirksamkeit. Es gab nicht leicht einen nachdrücklichern und rührendern Prediger der Menschlichkeit, der Duldung, der Milde und Großmuth. Von ihm lernten vornehmlich die Regenten die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Volksmeinung ehren und fürchten (Was lernten die Regenten von Kotzebue???); aber sie verdankten ihm auch den Vortheil der freieren Ausübung ihrer Pflichten und Rechte, die immer noch in der Priesterherrschsucht eine mächtige Störung guter Absichten fand. Schon ein großes Verdienst, daß er die Fürsten seiner Kirche den Unterschied zwischen einem (kirchlichen oder politischen) Ketzer und einem Giftmischer oder Mordbrenner einsehen lehrte, welchen man ihren Vorfahren mit keiner Mühe hatte beibringen können. Er wirkte beträchtlich zur Verbesserung der Gesetze und der Gerichtspflege, besonders

zur Abschaffung oder doch Beschränkung des Gebrauchs der Folter. Er brachte die Gräuel der Schwärmerei und Heuchelei, des Aberglaubens, Gewissenzwanges und Ketzerhasses, die Gleichgültigkeit und Lächerlichkeit jener Lehrgezänke und Parteihändel, welche so viele Gewaltthaten und Verfolgungen verursachten, zum hellsten Anschauen und in fast allgemeine Verachtung. Durch die Kunst, dieselben Gedanken in den vielfachsten, und immer neuen Darstellungen zum Umlaufe zu bringen, vernichtete und schwächte er lachend viele thörige und schädliche Vorurtheile der katholischen Kirche, kräftiger, als die protestantischen und die heller und freier denkenden katholischen Gottesgelehrten mit allem Ernste vermocht hatten." —

Man halte Kotzebues literarische Wirksamkeit gegen dieses unparteisch-wahre Gemälde. —

Voltaire und Kotzebue wollten beide ihr Zeitalter nicht verderben, sondern vergnügen, belehren, bessern; und mit letzterm war es besonders Voltaire'n ein so heiliger Ernst, daß seine

siebzig Jahre hindurch ausgearbeiteten zahllosen Schriften über die verschiedensten Gegenstände, der Hauptsache nach, aus einem vorbedachten, festen Plane hervorgegangen zu seyn scheinen; darum verdarb er unendlich mehr, als v. K. mit seiner inkonsequenten Seichtheit. Jenem war es nicht allein um Beifall zu thun; er hatte sich ein höheres Ziel gesteckt: er wollte Bewunderung, unumschränkte gebietende Gewalt über Meinung, Sitten und Geschmack der Mitwelt erwerben; er erwarb sie auch wirklich in dem, den bedingten Kräften eines so reich ausgestatteten Geistes, möglichem Grade. — Der deutsche Autor war bescheidener; in unbescheidener Eitelkeit begnügte er sich mit dem schnell vorüberrauschenden Beifalle des Augenblicks. —

Voltaire's Ruhmsucht war groß, doch noch größer seine Habsucht, seine Geldgier, die sich mit dem wachsenden Reichthume vermehrte. Um für seine Schriften Geld, immer mehr Geld zu gewinnen, verschmähte er sogar den niedrigen Be-

trug nicht, den Verlag derselben Handschrift verschiedenen Buchhändlern zu gleicher Zeit zu vertrödeln. Hierin handelte v. K. rechtlicher: er war nie reich, höchstens wohlhabend, er zog gern aus seinen Geisteserzeugnissen jeden erlaubten irdischen Vortheil; doch hätte er diesen gern aufgeopfert, um eine desto reichere Beute des Ruhmes ärndten zu können.

Weder W. noch K. können Gottesleugner genannt werden; doch beide lebten in einer leichtsinnigen Genügsamkeit über den Werth und das Schicksal des Glaubens an Gott und Offenbarung; beide ließen jenes Autorität gern stehen, wenn man ihnen nur diese Preis gab, damit sie ihre lustigen Einfälle darüber auskramen durften.

Ueber Religion hatten beide keine bestimmte Meinung; sie gebrauchten gern ihre Aussprüche, um die Charaktere ihrer Schauspiele damit zu vermannichfaltigen und auszuschmücken; wahrhafter Ernst war es, hinsichtlich der Moral, nur dem französischen Dichter, nicht dem deutschen.

Voltaire zeigt in den schönsten Stellen seiner Trauerspiele eine Hoheit der Gesinnung, eine Liebe für Geistesveredlung, eine Reinheit der Tugend, der **Kotzebue's** schönste Tiraden schon deshalb nicht gegenüber gestellt werden dürfen, weil er von der geistigen und sittlichen Würde des Menschen gar schlechte Vorstellungen hegt, in der Entschuldigung der Sinnlichkeit, mit allen ihren Abwegen sein Verdienst sucht und eine Lüsternheit nach dem Genusse nie verleugnete. —

Beide hatten die Religion der Christen, ihrem Wesen nach, nie kennen gelernt; Voltaire nicht, weil sein Jugendunterricht stupiden Mönchen anheimfiel, die des früh emporstrebenden Geistes Aufflug zum Gebrauche der Vernunft, gewaltsam hemmen wollten; **Kotzebue** nicht, weil er sich überall mit Nichts ernstlich befassen mochte. Beide wollten eigentlich nur Unvernunft und Aberglauben bekämpfen, das Christenthum hiervon reinigen und dann als ein Institut stehn lassen, welches für den großen Haufen seine wohlthätigen Wirkungen haben kann. V. wollte den Aberglauben zerstören, um sich die freie Geistesthätigkeit

zu retten, K. wollte den Aberglauben zerstören, und dann eine so geläuterte Religion zum politischen Gängelbande gebrauchen. — V. wollte nichts festgestellt und ausgemacht wissen, denn die Räthsel der Vernunft waren ihm lieber, als ihre Auflösung; er strebte, mehr zu zerstören, als zu bauen, vor allen Dingen aber sich und seine Leser zu belustigen; auf letzteres sann auch K.; aber er hätte gern ein großes System der moralisch religiosen Welt aufgestellt, wenn er nur, bei seiner seichten Oberflächlichkeit, in einigen Augenblicken damit hätte fertig werden können.

Beide waren schwankend; V. suchte sich oft dafür zu verwahren, für einen Feind der Religion gehalten zu werden, oft schien er es zu wünschen; letzteres wagte K. nie, aber er deutet darauf hin, indem er den Unterschied zwischen Tugend und Laster aufzuheben sich bemüht, und die Lehren der Kirche als platten Unsinn, als den Fluch der Menschheit bezeichnet.

Nächst dem Hasse gegen die Pfaffendespotie der römischen Kirche, scheint Voltaire's Abneigung gegen das Christenthum, besonders durch seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen die Juden, aus deren Volke der große Weisheitslehrer ausging, entstanden zu seyn. Von den Nationalübermuthe der Schmarotzerpflanze Europäischer Staaten empört, erschienen ihm die Juden, als das schmutzigste, verächtlichste Trödelvolk aller Zeitalter. Er predigte gern die Vortrefflichkeit der mahumedanischen Religion oder das Lob der starrsüchtigen Festigkeit der Chinesen, um nur seinem Judenhasse neue Grundlagen zu geben. Die Widersprüche, worin er sich dadurch verwickelte, suchte er durch witzige Seitensprünge zu verschleiern. — Auch v. K. rühmte gern die Weisheit der Völker, von welchen er am wenigsten wußte; er beachtete aber die Juden, diese historisch politisch-wichtige Erscheinung, nicht näher; und durfte es auch nicht zu arg mit ihnen machen, da sie in Rußland und den deutschen Ministerien, bei dem allgemeinen Finanzelende, so unentbehrlich sind. —

Wenn zwischen Voltaire und Kotzebue weiter keine Aehnlichkeitspunkte aufgefunden werden könnten, als der, daß beide vielgelesene Schriftsteller sind: so wäre dies schon genügend, um bei der Erinnerung daran, daß Voltaire nach seinem Tode als ein Haupthebel der französischen Revolution betrachtet wurde, es interessant zu finden, wie von Kotzebue bei seinem Leben über die französische Revolution, deren Augenzeuge er war, redet. Die Art und Weise, wie er dies thut, der Standpunkt freisinniger Untersuchung, aus welchem er die thörige Furcht der politischen Zionswächter vor den Folgen der französischen Revolution darstellt, aber die nothwendigen Folgen der großen Ereignisse andeutet, die Trefflichkeit seiner damals ausgesprochenen Meinungen, der daraus für seinen späteren Obskurantismus sich bildende Widerspruch, und vor allen, die für unsere gegenwärtigen Tage aus jenen früheren Bekenntnissen sich ergebende heilsame, aber längst vergessene Lehren, machen jene Schrift zu einer der merkwürdigsten, die je aus Kotzebue's Feder floß. Mit Recht muß der Verfasser

der vorliegenden biographischen Darstellung beklagen, daß er, angewandter Bemühungen ohngeachtat, erst sehr spät zum Besitz derselben gelangte; er hätte bei mehreren Stellen des Kotzebueschen Lebens gern daraus Bruchstücke mitgetheilt; er beeilt sich aber diesen Mangel hier nachzuholen, da jenes Schriftchen aus dem Buchhandel und noch mehr aus dem Gedächtniß der Lesewelt verschwunden ist; sie führt den Titel:

„Unpartheiische Untersuchung über die Folgen der französischen Revolution auf das übrige Europa. Von A. v. K. Thorn, bei der Verlagsgesellschaft.“ (1794. 8. 104 Seiten.)
und das Motto:

„Mancher Blitze furchtbar Licht
Kühlt die Luft — und zündet nicht.“

Wenn nur die Anfangs Buchstaben A. v. K. auf den Verfasser hindeuten, so wird diese Vermuthung zur Gewißheit dadurch, daß Kotzebue bei seinem Leben häufig, z. B. in Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, dritter Band, Seite 85 als Verfasser genannt ist,

Wenn zwischen Voltaire und Kotzebue weiter keine Aehnlichkeitspunkte aufgefunden werden könnten, als der, daß beide vielgelesene Schriftsteller sind: so wäre dies schon genügend, um bei der Erinnerung daran, daß Voltaire nach seinem Tode als ein Haupthebel der französischen Revolution betrachtet wurde, es interessant zu finden, wie von Kotzebue bei seinem Leben über die französische Revolution, deren Augenzeuge er war, redet. Die Art und Weise, wie er dies thut, der Standpunkt freisinniger Untersuchung, aus welchem er die thörige Furcht der politischen Zionswächter vor den Folgen der französischen Revolution darstellt, aber die nothwendigen Folgen der großen Ereignisse andeutet, die Trefflichkeit seiner damals ausgesprochenen Meinungen, der daraus für seinen späteren Obskurantismus sich bildende Widerspruch, und vor allen, die für unsere gegenwärtigen Tage aus jenen früheren Bekenntnissen sich ergebende heilsame, aber längst vergessene Lehren, machen jene Schrift zu einer der merkwürdigsten, die je aus Kotzebue's Feder floß. Mit Recht muß der Verfasser

der vorliegenden biographischen Darstellung bekla- gen, daß er, angewandter Bemühungen ohngeach- tat, erst sehr spät zum Besitz derselben gelangte; er hätte bei mehreren Stellen des Kotzebueschen Lebens gern daraus Bruchstücke mitgetheilt; er beeilt sich aber diesen Mangel hier nachzuholen, da jenes Schriftchen aus dem Buchhandel und noch mehr aus dem Gedächtniß der Lesewelt ver- schwunden ist; sie führt den Titel:

„Unpartheiische Untersuchung über die Folgen der französischen Revolution auf das übrige Europa. Von A. v. K. Thorn, bei der Verlagsgesellschaft.“ (1794. 8. 104 Seiten.)
und das Motto:

> „Mancher Blitze furchtbar Licht
> Kühlt die Luft — und zündet nicht.“

Wenn nur die Anfangs Buchstaben A. v. K. auf den Verfasser hindeuten, so wird diese Ver- muthung zur Gewißheit dadurch, daß Kotzebue bei seinem Leben häufig, z. B. in Jördens Le- xikon deutscher Dichter und Prosaisten, dritter Band, Seite 85 als Verfasser genannt ist,

und nie, wie er sonst so sorgfältig that, diesem widersprochen hat; daß er ferner in Gesellschaften über dieses Büchlein sprach, ohne die Autorschaft abzulehnen, und daß endlich der Inhalt selbst, ob er gleich gegenwärtig, nach den neueren politischen Geistesverirrungen **Kotzebue's**, für seine Feder viel zu vernünftig erscheint, unverkennbare Spuren seiner Redeform, seiner Schlußfolge und seiner, ihm so eigenthümlichen Abschweifungen enthält. So konnte er, gerade in dem Zeitpunkte, wo er diese Abhandlung schrieb, keine Schrift von Stapel laufen lassen, ohne den Recensenten einige Brocken hinzuwerfen und des Raubgesindels Asiens, der Assassinen, (Seite 228 dieses Lebens) zu erwähnen. Beide Merkmale finden sich auch hier. Wenn übrigens für unsere Tage eine Schrift Kotzebue's eine neue Auflage, viele Leser und aufmerksame Beherzigung verdiente, so ist es unbezweifelt diese, **die völlig vergessene**. Mehrere von den folgenden Auszügen möchten sich trefflich eignen zu **Denksprüchen** und **Stammbuchsinschriften** für die zahlreichen Freunde und vornehmen Gönner Kotzebue's,

die nur an seinen späteren Bekenntnissen Erbauung finden. —

Man lese:

— „Niemand wird seine Wünsche bei der jetzigen Bildung der Menschen so weit ausdehnen, in einen Zustand natürlicher Freiheit zurückkehren zu wollen, der alle bürgerlichen Verhältnisse zerstört; aber doch werden die mehrsten Menschen eine Freiheit, bei der die allgemeine Sicherheit bestehen könne, wünschen. Daß ein solcher Wunsch dem ganzen Menschengeschlechte allgemein sey, und nur eine gewisse Abgestumpftheit davon eine Ausnahme mache, beweis't unsere Anhänglichkeit für die Geschichte der alten Griechen und Römer, und vielleicht würde die Liebe zur klassischen Literatur nie so groß, nie durch eine Reihe von Jahrhunderten so anhaltend geworden seyn, wenn nicht aus allen Klassikern jener Freiheitssinn athmete, der uns — man vernünftle auch dagegen, was man will — so gütlich thut. Daß bei diesem Wunsche der natürlichen Freiheit, in sofern sie ohne Verletzung des gesellschaftlichen Kontrakts und der bürgerlichen Verhältnisse bestehen könne,

kein Gedanke an Empörung gegen gute Fürsten, — nothwendig sey, hat die Erfahrung bewiesen. — (Seite 10 und 11.)

— „Diejenigen Herren, bei welchen die Phantasie sich über ihre Denkkraft erhebt, die nicht in dem Hange der Menschen zur natürlichen Freiheit und größern Vollkommenheit, sondern den Grund der Theilnahme in gewissen außer uns liegenden Ursachen suchen: diese sehen nun — gleich dem alten Mütterchen, das, voll der Furcht auf einem Kirchhofe Geister zu sehen, auch Gespenster erblickt — überall Schreckbilder; die nicht in der Wirklichkeit, sondern blos in der Phantasie dieser Herren ihren Grund haben. Gerade dieser Gattung von Menschen, die sich nicht durch Anstrengung peinigen will, ist es am liebsten, von einer ihnen unbekannten Wirkung, den Grund so nahe als möglich aufzufinden: dabei kommt denn oft eine dunkle Idee ins Spiel, täuscht sie gegen ihr Wissen und Willen; sie glauben eine neue Sache entdeckt zu haben, freuen sich, daß diese Entdeckung ihnen so wenig Mühe kostete, suchen Gründe zur Bestätigung dieser Meinung,

sie passen solche ihrem Systeme an, bürden es demjenigen auf, der noch weniger zu denken Lust hat, und der doch gern bei einem Modegespräche nicht die stumme Person machen will. Auf diese Weise geht es mit mancher Meinung, wie mit einer Stadtneuigkeit: man trägt sich damit herum, verschönert und verändert sie, und sie erhält sich, je nachdem sie interessirt.“ (Seite 12 und 13.)

— „Das Geschrei vom heimlichen Katholicismus und geheimen Gesellschaften (und von Franzosenriecherei) hatte aufgehört; aber wie derjenige, der lange läuten oder trommeln gehört hat, noch immer diesen Ton zu hören glaubt, wenn er längst vorüber ist, so blieb auch in denjenigen Köpfen, welche sich für die Sache interessirt hatten, ein gewisser dumpfer Nachhall, eine dunkele Idee zurück, die zu einem Bestreben ausartete: jedes wichtige Ereigniß, dessen Grund sie nicht sogleich einzusehen im Stande waren, auf Rechnung einer geheimen Gesellschaft und ihrer geheimen Machinationen (und des ersonnenen Staatsverrathes und der erlogenen Verschwörung) zu schreiben.“ (Seite 18.)

— „Die Zeit des Unglaubens ist jetzt nicht mehr bei uns, und wenn wir gleich hin und wieder, in Ansehung des dogmatischen Glaubens zuweilen etwas bedenklich sind, so scheinen wir doch, im Betreff des historischen (und politischen) Glaubens unsere Vernunft sehr gefangen genommen zu haben.“ (Seite 22.)

— „Es wäre in der That zu wünschen, daß die Fiskäle bevollmächtigt würden, jeden, der einen seiner Nebenmenschen für einen — — — ausgiebt, zur Führung des Beweises anzuhalten, und wenn er diesen nicht führen könnte, gleich jedem andern Verläumder zu bestrafen; nur müßte: was Ausbreitung der — Revolution sey? zuvörderst genau bestimmt werden.“ (Seite 29.)

— „So geht es immer, wenn man blos auf die Worte, nicht auf den Sinn einer Aeußerung, nicht auf den Zusammenhang und die Zeitumstände Rücksicht nimmt. So gings unsern Vorfahren mit dem Verketzern; so machte es vor einigen Jahren die Berliner Monatschrift, indem sie ohne Rücksicht auf Ehre, Glück und Zufriedenheit ihres Nächsten, nach jedem Grunde zur

Vertheidigung einer Hypothese griff, die um ihrer Sonderbarkeit und Neuheit willen dem Herausgeber und Verleger, sonst aber niemanden zum Nutzen war. Auf ähnliche Weise dürfte es niemanden schwer fallen, der darauf ausgeht, heimliche Jakobiner zu suchen, auch welche zu finden. Keine Aeußerung ist so unschuldig, daß man sie nicht verdächtig machen könnte." — (Seite 36 und 37.)

— „Ueberhaupt scheint die ächte Toleranz einen sehr hohen Grad von Kultur vorauszusetzen, der unserm Zeitalter leider noch mangelt. — Freilich rauchen unter uns (für jetzo noch) keine Scheiterhaufen, keine Casa Santa verschließt die unglücklichen Schlachtopfer der Intoleranz (1794). — Ob man den (politisch) anders Denkenden im Gefängnisse martert, oder ob man aus bloßer Liebe zur Intoleranz den Intoleranten haßt, kränkt und verfolgt: davon liegt der Grund nicht in der Denkungsart der verschieden Handelnden, sondern in der Einrichtung des Staats und der Denkungsart des Zeitalters." — (Seite 41.)

„Wie bei Intoleranz der Theologen, so geht es auch bei politischer Intoleranz. Jeder sucht dem, welcher anders denkt, auf seine Weise zu schaden.“ Die Anhänger der französischen Revolution sind größtentheils junge feurige Leute, die durch ihr feuriges Temperament hingerissen wurden, und sich bei kälterem Blute und mehreren Jahren gewiß eines Besseren besinnen. Gerade, daß man sie ungehindert schwatzen läßt, ist der schnellste Weg zu ihrer Bekehrung: denn sie erfahren dadurch manchen Widerspruch und ihre Ideen werden durch Widerlegung manches Scheingrundes berichtigt, welches, wenn der Staat ihre Aeußerung mit Strenge bestraft, nicht geschehen würde. — — Derjenige Mann, der in irgend einem Amte ist, dessen Urtheile und Aeußerungen verdreht und nachtheilig ausgelegt werden, dieser ist weit übler daran. Die Liebe seiner Obern, das Zutrauen der ihm Untergeordneten wird geschwächt, ja ihm vielleicht ganz entzogen und so kann der treueste Diener des Staates durch Verläumdung und Geklätsche in seiner Thätigkeit gehemmt und in die unangenehmsten Verhältnisse

gesetzt werden. Diese politische Intoleranz, diese ist es allein, welche in unsern Zeiten gefährlich bleibt." —

„Derjenige Staat, dessen weiser Regent diese Intolcranz zu vermeiden weiß, dessen einsichtsvolle Richter nie von Gedanken und Aeußerungen Notiz nehmen, den Denuncianten, welcher ihnen Dinge dieser Art zuträgt, mit gebührender Verachtung von sich weisen: ein solcher Staat wird gewiß nur höchst selten oder niemals einen Unterthanen zu strafen haben; der eine der Ruhe gefährliche Absicht öffentlich äußert." —

— „Der Sultan, der im Serail lebt, wird erdrosselt oder abgesetzt, und dem Volke ist's gleichgültig, wer es beherrscht. Nicht so dem Volke, das seine Monarchen sieht, sich in seinen höchsten Nöthen immer auf ihren Schutz verläßt, den König als den ersten Feldherrn, den ersten Vertheidiger des Landes betrachtet. Ein solcher Monarch hat von seinem Volke nichts zu fürchten;

denn sein Interesse ist zugleich das Interesse seiner Völker geworden." —

„Als Maceboniens Alexander aus der Mitte der Empörer ihren Wortführer ergriff und ihn der Strafe überantwortete, als Peter der Große unter den empörten Strelitzen stand und sie bei seinem Anblicke zitterten — o da war für Alexandern und Petern gewiß ein bedenklicherer Zeitpunkt, als es jetzt für irgend einen Monarchen Europa's ist. Der Unterthan, der seinen Monarchen so handeln sieht, als ob er keine Gefahr seiner Person, keine Gefahr für seinen Staat möglich halte, wird von einem gewissen ehrfurchtsvollen Schauer hingerissen; er fühlt, daß er diese Kräfte, diesen Grad von Seelengröße nicht besitzt, und huldigt diesem erhabenen Verdienste durch Gehorsam und Unterwerfung. Jede Furcht bleibt immer zugleich Beweis von Schwäche!" — (S. 42 bis 45.)

— „Den Fürsten, der nur gefürchtet, nicht geliebt seyn will, den wird auch kein Kriegsheer schützen!" (S. 49.)

— „Gute, gerechte, weise Fürsten! ihr habt

die Mittel in Händen, den Saamen des Aufruhrs, so wie alle Entwürfe der höllischen Politik zu ersticken!" — (S. 51.)

— „Weislich handelt der Monarch, wenn er nicht einen Stand auf Kosten des andern begünstigt." (S. 66.)

— „Man wird sagen, eine gemilderte Monarchie nach dem Beispiele Englands, diese ists vielleicht, welche Adel und Bürgerstand gleich sehnlich wünschen. — Der Wunsch kann nicht verneint werden; aber ob einige Wahrscheinlichkeit der Erfüllung desselben sey? — — — Eine Ochlokratie oder Regierung der Sanscülots — davon können nur solche Leute träumen, denen dickes Blut, oder emporsteigende Dünste Schreckbilder vorspiegeln." (S. 69 und 70.)

— „Vielleicht kann in dem Staate, wo kein weiser Regent die Zügel der Regierung lenkt, der Adel manches zu fürchten haben: denn in demjenigen Staate, worin einzig Minister herrschen, werden diese jederzeit das Korps begünstigen, zu dem sie selbst gehören, und jede Begünstigung des Adels auf Kosten des

Bürgerstandes wird den Adel seiner Auflösung näher bringen, weil der Geist des Zeitalters es jetzt nicht mehr gestattet, daß erneuerter Druck die Menschen abstumpfe." (S. 87.)

— „Liebe für gute Könige, für weise getreue Staatsmänner, große, aber auch menschliche Feldherren, gelehrte und wahrhaft christliche Prediger, gerechte und nicht nach todten Buchstaben sprechende Richter, wird daher beständig bei jedem unverletzt bleiben, dem Tugend heilig ist. Und daß diese jedem ewig heilig bleibe: dieß sey Hauptaugenmerk des Staats; dann bedarf er zu seinem Schutze weder religiose noch politische Intoleranz; tausende freier — selbst aufrührerische Schriften werden in dem Staate nicht wirken, worin der Hausvater ruhig und zufrieden lebt, und keinem Unterthan durch Mangel des Erwerbs die Hoffnung benommen ist, das Glück des Gatten und Vaters zu genießen." — (S. 91.) „Vermehrt die Erwerbsquellen, schränkt den Luxus ein, erleichtert das Heirathen; schätzt, lohnt und erhebt das Verdienst; — haltet strenge auf die

Ausübung der Gesetze; sichert Person und Eigenthum für jede Bedrückung und jeden Eingriff; erlaubt keinem privilegirten Stande sich für eine bessere Menschengattung zu halten und seinem Wohlstande das Glück der arbeitenden Volksklasse nachzusetzen; herrscht nicht über Meinungen, sondern seyd zufrieden, wenn Handlungen der Unterthanen euren Gesetzen gemäß sind, verknüpft Achtung nur mit dem Verdienste, Ehre und Belohnung nur mit der Erfüllung der Pflicht! der Mann, der diese erfüllt — gelte nie in Rücksicht seines Standes, sondern nur seiner Verdienste; schafft auch dem Niedrigsten schnelle Gerechtigkeit und Genugthuung, wenn ihn der Erste eures Staats drückt, und laßt sodann die Gänse ruhig schnattern, die euch weiß machen wollen, daß nur ihre Wachsamkeit das Capitol erhalten könne; weiset jeden, der euch politische Intoleranz anpreißt, mit der Verachtung zurück, die ein Mann verdient, der seinem Fürsten das Vertrauen auf die Liebe seiner Unterthanen rauben will: kurz seyd Väter eures

Volkes, und jeder wird wetteifern, euch Beweise der Liebe und Ehrfurcht zu geben; denn jeder, der sich unter eurer Herrschaft glücklich fühlt, wird das Interesse des Fürsten, dem er diese glückliche Verfassung verdankt, zugleich für die seinige halten, und zur Vertheidigung desselben keine Gefahr scheuen." (S. 92 und 93.)

Wenn man auch bei einzelnen Stellen dieser denkwürdigen Kotzebueschen Schrift auf Zeugnisse trifft, daß des Verfassers Ideen noch keine zur inneren Ausbildung erforderliche Reife erlangt haben: so findet man doch freudig eine lautere Würdigung des Zeitgeistes, ein lobenswerthes Anstreben, die heiligsten Forderungen des Menschen im Staate ins Licht zu setzen und in einer Ahnung des Nationalwillens die Pflichten zu entwickeln, welche der Zeitgeist den Inhabern der Thronen auferlegt. Wäre Kotzebue dem hier betretenen Pfade getreu geblieben, so würde die Nachwelt huldigend seinen Namen nennen, indeß gegenwärtig nur die verabscheuungswürdigen Handlanger der politischen Intoleranz mit wohl-

gefälligem Lächeln hinter seiner schlechten Autorität ihr unheimliches Wesen betreiben. —

Ihr Verehrer der Ansichten, die Kotzebue in den letzten Jahren zum Hohne des lieben deutschen Vaterlandes, seiner herrlichen Jünglinge, seiner lauteren Wünsche und Hoffnungen aussprach, greift zu den „unpartheiischen Untersuchungen über die Folgen der französischen Revolution auf das übrige Europa," lest und lernt von dem Dahingeschiedenen, was ihr aus dem Munde der Lebenden nicht begreifen wollt! — —

Göthe sagte von Voltaire: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in Einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV., ein französischer König

im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller."

„Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger, als die anderer Nationen."

„Wir setzen den bezeichneten Maaßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereihet, und in heiterer Uebersicht hierher:"

„Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazien, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Styl, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung." —

„Von allen diesen Eigenschaften und Geistes-

Aeußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung streitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.“ —

Fast zu freigiebig möchte hiernach der Kranz großer Schriftstellereigenschaften für Voltaire geflochten seyn, indem ihm bei näherer Prüfung außer der Tiefe und Vollendung noch manche Tugend gebricht; besonders haben wir Deutsche ihm nie das Lob der Wahrheit zuerkannt: denn diese, sowohl die historische, als die poetische, ist bei ihm oft der Herrschaft anderer Zwecke unterthan.

Trägt man den Maaßstab jener Eigenschaften auf Kotzebue's Schriftstellerleben über, so wird die Gerechtigkeit fordern, ihm manches Lob zu versagen, das alle Welt ohne Widerspruch dem Sänger der Henriade zuerkennt. So arg aber wird deutsche Art und Kunst niemand schmähen, daß er es wagte, was sich die Franzosen in Betreff Voltaire's gar wohl gefallen lassen kön-

nen, im Verfolg der vielbesprochenen Parallel, von Kotzebue behaupten zu wollen, daß er seines Vaterlandes vereinzelte Anlagen vereinigt und vollkommen ausspreche, daß er der höchste, unter den Deutschen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller sey. — Doch darf in unsern Tagen niemand erstaunen, wenn Behufes der Verherrlichung einer herzbrechenden Todesfeier, zu Kotzebue's Gedächtniß, ähnlicher Hohn unter polizeiliche Sicherheit gestellt wird. —

II.

Nachträge und Berichtigungen.

Seite 6. — Kotzebue's Oheim und Basen mütterlicher Seits waren:

1. der verstorbene Konsistorialrath und Amtmann Krüger zu Jena;
2. die noch lebende Witwe des Professor Musäus zu Weimar;
3. die verstorbene zweite Gattin des Rath Jagemanns, des als verdienstvollen Schriftstellers bekannten Bibliothekars der Herzogin Amalia.

Seite 7. — K—s noch lebende Geschwister sind beide älter, als er; sein Bruder Karl Kotzebue ist 1757, seine Schwester die verwitwete Frau Amalia Gildemeister 1759 geboren.

Zeile 4 lies Bremen, anstatt Lübeck.

Seite 109 zur Anmerkung: Unter den Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts findet man mehrere, die den Namen Kotzebue führten, Schulmänner oder Prediger waren, und bei theologischen Streitigkeiten als Mitfechter auftraten. Jener in der Anmerkung so derb abgefertigte Kotzebue war ein rüstiger polemischer Streiter, der sich als Rektor des berühmten Gymnasii zu Quedlinburg, der sogenannten synkretistischen Händel wegen, genöthigt sah,

1622 den Abschied zu nehmen; 1629 findet man ihn wieder als Licenciat der Gottesgelahrtheit und Pastor zu St. Jakob zu Magdeburg, wo er gleich muthig mit den protestantischen Ketzern und mit den verschmitzten Jesuiten anbindet. —

Folgende Fehler wird der Leser gebeten zu berichtigen:

Seite 7. Zeile 10: überschriebenem, anstatt überschriebenen.
— 11. — 2 von unten: bräuenden, anstatt brauenden.
— 38. — 3: verweist, anstatt verweißt.
— 41. — 1: ihm, anstatt ihn.
— 45. — 13: sich, anstatt ich.
— 75. — 7: aus, anstatt zu.
— — — 14: teuflische, anstatt teufelsche.
— 87. — 6: Verwandter, anstatt Verwandte.
— 91. — 2: Großherzogs, anstatt Großherzog.
— 109. — 3 der Anm. sind nach und, die Worte: in den einzuschalten.
— 111. — 13: mehr begünstigt, anstatt begünstigt mehr.
— — — 14: Mißbräuche, anstatt Misbräuche.
— 118. — 13: führt, anstatt führen.
— — — 15 sind die Worte: des Gefühls, wegzustreichen.
— 119. — 11: durch Religiosität, anstatt der Religiosität.
— 126. — 20 sind die Worte: des Verlustes wegzustreichen.

Seite 143. Zeile 4: der kleinen, lieben, unschuldigen, anstatt die kleine, liebe, unschuldige.
— 152. — 8 ist nach dem Worte Zweck der Artikel des einzuschalten.
— 158. — 17: sittliche, anstatt sittlichen.
— 163. — 2: verwickelt, anstatt gewickelt.
— 169. — 20: nahe, anstatt ganz.
— 171. — 6: Verbrechers, anstatt Verbrechens.
— 181. — 8: wichtiger, anstatt richtiger.
— 188. — 14: Selbstherrscherin, anstatt Helbstherrscherin.
— 191. — 3: die, anstatt da.
— 201. — 1 der Anmerkung, vergebliches, anstatt vorgebliches.
— 202. — 10 der Anmerkung, ihm, anstatt er.
— — — 13 daselbst, zu häufen, anstatt häufte.
— 204. — 2 der Anmerk. rhetorisches, anstatt vhetorisches.
— 269. — 11: Lokal-, anstatt Cabal-.
— — — 14: mit sich, anstatt in sich.
— 271. — 4: widerrieth, anstatt wiederrieth.
— 272. — 14: bereit, anstatt bereitet.
— 274. — 5: der mitgeführten, anstatt der bei sich geführten.
— 277. — 2. von unten: die, anstatt der.
— 284. — 11: habende, anstatt führende.
— 304. — 11: Driesen, anstatt Driasen.
— 310. — 4 v. unt.: Oktavia, anstatt Oktovia.
— 314. — 20: Unglücklichen, anstatt Unglückliche.
— 319. — 23: Subow, anstatt Subew.

Seite 327. Zeile 8: fragen wir, anstatt fragt man.
— 330. — 4: ja, anstatt dann.
— 336. — 16: Jahres, anstatt Jahre.
— 340. — 15: Vorlesungen, anstatt Vorlesung.
— 341. — 2: dessen, anstatt seinen.
— 358. — 15: Urselinerinnen, anstatt Urselinorinnen.
— 373. letzte Zeile: Einen, anstatt einen.
— 378. — 3: Spiele jährlich, Ein, anstatt Spiele, jährlich ein.
— 381. — 3: ehrenvollem Gedächtnisse, anstatt ehrenvolles Gedächtniß.
— 385. — 22 ist nach wohl aber einzuschalten: versteht.
— 399. — 12: die, anstatt der.
— 401. — 19: einem, anstatt einen.
— 406. — 8: dem, anstatt den.
— 410. — 19: ihm, anstatt ihr.
— 418. — 11: erscheint, anstatt erschien.
— 422. — 17: ist nach accreditirten, einzuschalten: Russischen.
— 438. — 7: Insinuationen, anstatt Isinuationen.
— 441. — 18: jedem, anstatt jeden.
— 468. — 14: hiervon, anstatt hierin.
— 469. — 12: erwärben, anstatt erworben.
— 472. — 22: Schlechten, anstatt Schlachten.
— 482. — 13: das, anstatt daß.
— 495. — 6: Reizmittels, anstatt Reizmittelt.





